

**GROVER
CLARK**

**CHINA
AM
ENDE?**

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

131238

II



GOLDMANN



KOTZEWIA

ANOMALIA

HIGIEN

GROVER CLARK
CHINA AM ENDE?

FÜNF JAHRTAUSENDE CHINESISCHE
KULTUR / GESELLSCHAFT / RELIGION
POLITIK UND WIRTSCHAFT



BERN LEIPZIG WIEN

WILHELM GOLDMANN VERLAG

Ins Deutsche übertragen von Dr. van Bebber
Sämtliche Rechte für die deutsche Sprache be-
sitzt der Wilhelm Goldmann Verlag, G.m.b.H.,
Leipzig. Titel des englischen Originals:
The Great Wall crumbles
VNr. 4020

131.238
II



1936

Made in Germany

Umschlagphoto: Scherl Bilderdienst · Gedruckt von
August Pries GmbH Leipzig · Photovermerk: Scherl
Bilderdienst · Seite 203, 204, 253, 254, 271 272

Geleitwort des Verlegers

Warum China? Weil es durch Jahrhunderte hindurch so absolut die vorherrschende Nation des Fernen Ostens gewesen ist. Und weil es auch hinsichtlich der Bevölkerungszahl, des Gebietsumfangs und der Eigenschaften seiner Kultur — trotz augenblicklicher politischer Schwäche — bei weitem der wichtigste Teil des Orients bleibt.

Dieses Buch behandelt die Wirkungen, die der Niederbruch der Schranken, wie sie durch die Große Mauer versinnbildlicht werden, in China und in bezug auf China ausübten. Es ist indes keine Geschichte Chinas oder eine Aufzählung der Veränderungen, die sich als Ergebnis des Anpralls westlicher Zivilisation gegen das alte Gefüge chinesischer Gesellschaft vollzogen. Der Verfasser will darlegen, was der Verfall und das Wiederaufbauen, das jetzt stattfindet, bedeuten.

Wer verstehen will, warum sich die Ereignisse so und nicht anders abspielen, muß über die Hintergründe dieser Ereignisse einigermaßen Bescheid wissen. Warum sind östliche und westliche Zivilisation so grundverschieden gewesen? Was ist China, und wer sind die Chinesen? Welcher Art waren die ersten Berührungen zwischen Osten und Westen? Welche Stadien durchlief Chinas Entwicklung — das China, als die Ströme westlichen Einflusses sich zu ergießen begannen? Wie war dies China organisiert? Und wie verhielt es sich sozial, wirtschaftlich, politisch? Warum begaben sich die Westländer nach China, und durch welche Maßnahmen setzten sie durch, was sie wünschten? Und warum vermochten die Chinesen ihrem Druck nicht zu widerstehen?

Mit diesen Fragen beschäftigt sich kurz der erste Teil des Buches.

Dann wendet es sich dem China von heute zu. Welche Einflüsse haben sich stark genug erwiesen, um das alte China zu zerstören und das neue aufzubauen? Warum kam die Republik, und warum brach sie zusammen? Warum vollzog sich die nationalistische Bewegung so, wie es der Fall war? Inwiefern verändern die modernen Beförderungs- und Verkehrsmittel das chinesische Leben? Weshalb hat sich der Kommunismus in dem durchaus antikommunistischen China verbreitet? Warum sind die Chinesen nicht mit dem bislang gemachten Verzicht des Westens auf seine alten Privilegien zufrieden? Was bedeutet Japans Aufstieg für

China und den Fernen Osten? Und was Chinas Auflösung und Wiederzusammenschluß nach neuen Richtlinien für die übrige Welt? Die Antwort auf solche Fragen findet sich im zweiten Teil des Buches.

Der Verfasser erhebt nicht den Anspruch, einen erschöpfenden historischen Bericht gegeben zu haben. Viele Zwischenfälle wurden gänzlich übergangen, weil sie nur weitere Beispiele für Dinge liefern, die sich mit den behandelten Vorfällen decken. Das Werk will einen Überblick geben, denn wer einen historischen Bericht in allen Einzelheiten wünscht, dem stehen ja zahlreiche Spezialwerke zur Verfügung.

Grover Clark ist wie kaum ein anderer berufen, ein solch zusammenfassendes Werk zu schreiben. Von 1910 bis 1917 lehrte er an der Staatsuniversität Peking, war acht Jahre lang Herausgeber des »Peking Leader«, fünf Jahre leitete er die gleichfalls in Peking erscheinende »Week«, zwei Jahre gehörte er der »Internationalen chinesischen Kommission gegen Hungersnot« an. Seit 1930 wirkt Grover Clark in New York als Berater in fernöstlichen Angelegenheiten, ist Privatdozent an der Columbia Universität und Leiter der »Round Tables on the Far East« an der Universität Virginia.

Der Verfasser hat versucht, in diesem Werk bei der Darstellung von Menschen und Ereignissen unparteiisch zu sein. Der Verlag hofft, daß dieses Werk das Denken über China, den Fernen Osten und über die schweren Probleme, die die Beziehungen zwischen Osten und Westen in sich schließen, klären hilft.

Erstes Kapitel

EINE ANGEMESENNE PERSPEKTIVE

Mit naiver Selbstzufriedenheit und fast kindlicher Beschränktheit an Wissen schreiben und reden wir im Westen, als ob die Geschichte des Abendlandes so ziemlich alles, was in der Menschheitsgeschichte von Wichtigkeit ist, einschlösse. Wir zollen der von Ägypten geschaffenen Kultur eine gewisse Anerkennung; das kleine Athen taucht, wenn wir an die Quellen der Zivilisation denken, gigantisch auf, und Rom zwingt uns Bewunderung und Achtung ab. Diesen mittelländischen Quellen haben wir Antriebe entnommen, die bei der Entwicklung unserer Zivilisation und Kultur mächtig gewesen sind — Antriebe, die eine neue Kräftigung erlebten, als die Renaissance den Strom westlicher Zivilisation nach den erstarrten Jahrhunderten des dunklen Zeitalters wieder in Fluß brachte. Auch von den Völkern Nordeuropas haben wir für unsere Kultur bedeutungsvoll gewesene Antriebe erhalten und soziale Formen entliehen. Und diesen schenken wir ebenfalls einige Beachtung.

Weil unsere eigene Zivilisation größtenteils diesen Quellen entsprungen ist, denken die meisten von uns — nach unseren Geschichtswerken, unserer Literatur, unseren philosophischen Studien, unseren politischen Lehren, unserer Kunst und allen anderen Auswirkungen unserer Kultur zu urteilen —, daß jene Zivilisation, die im Mittelmeerbecken entstand und sich von dort aus in Nordeuropa und über den Atlantischen Ozean hinweg in Amerika verbreitete, eigentlich die einzige sei, auf die es ankäme.

Tatsächlich aber ist der Westen, dem wir solch ausschließliche Beachtung gewidmet haben, als Ganzes erst innerhalb der letzten drei oder vier Jahrhunderte von höchster Wichtigkeit gewesen. Andere Regionen übertrafen an Umfang bei weitem das Gebiet, in dem die westliche Zivilisation wurzelte. Andere Völker, die große und dauernde Zivilisationen schufen, übertrafen an Zahl bei weitem jene, die an der Entwicklung der modernen Zivilisation des Westens teilnahmen. Sogar wenn wir Afrika und die beiden Amerika außer Betracht lassen, war das Gebiet, in dem die westliche Zivilisation erwuchs, nur ein kleiner Winkel der ungeheuren Landmasse von Asien und Europa, waren seine Bewohner nur ein kleiner Teil der Gesamtbevölkerung Eurasiens. Die größten

Reiche der Weltgeschichte — sowohl nach Umfang als auch nach Bevölkerungszahl — sind diejenigen östlicher und nicht westlicher Völker gewesen; die einzige der alten Zivilisationen, die Bestand hatte, war und ist im Osten, nicht im Westen, und der Fluß grundlegender Erfindungen und Ideen lief lange Jahrhunderte hindurch viel stärker von Osten nach Westen als umgekehrt.

| Die rasche Ausdehnung des Westens, durch die er sich in dem kurzen Zeitraum von zweihundert Jahren die politische Herrschaft über den größten Teil der Welt sicherte und der gesamten Menschheit seine Kultur aufzuzwingen suchte, gehört zu den erstaunlichsten Vorgängen der Geschichte. | Das bisher Erzielte beweist indes keineswegs endgültig, daß diese Ausdehnung etwas anderes als ein vorübergehendes Ereignis in der Entwicklung des Menschen ist. Vielleicht wird diese Pflanze des Westens, die so geschwind wuchs und jetzt die Welt überschattet, Dauereigenschaften hervorbringen — vielleicht aber ist diese Ausdehnung der letzten zweihundert Jahre auch nichts weiter als ein pilhaftes Wuchern gewesen. Kein soziales und politisches System des Westens hat seit den Tagen der Pharaonen mehr als einige wenige Jahrhunderte zu überdauern vermocht. Daher mag es dem ragenden Bau dieser heutigen westlichen Vorherrschaft möglicherweise bestimmt sein, ebenso rasch zu zerbröckeln, wie er aufgeführt wurde, wenn die Völker des Ostens die Technik, kraft der der Westen seine gegenwärtige Stellung erlangte, erst einmal meistern.

1. Massenwanderungen

Spuren menschlicher Entwicklung, die in graue Vorzeiten zurückgehen, zeigen an, daß auf dem riesigen europäisch-asiatischen Festland eine Reihe Massenwanderungen von Norden nach Süden stattgefunden haben. Die letzte dieser Wogen, über die wir ziemlich gut unterrichtet sind, hub vor etwa dreitausend Jahren an. Sechs- bis achttausend Jahre früher hat es eine gleiche Woge gegeben, über die wir viel weniger, aber immerhin etwas wissen. Unsere Kenntnis von dem, was noch weiter zurückliegt, ist äußerst gering.

Wir wissen indes, daß diese beiden letzten Wellen denselben breiten Kanälen folgten: vom Norden zum Mittelmeerbecken, nach Indien und nach China. Beide Male kam der Anstoß von

südwärts ziehenden Barbarenstämmen, die die zivilisierteren Völker ackerbautreibender Länder unterwarfen, sich dort festsetzten und die vorgefundene Zivilisation auf eine höhere Stufe hoben.

Der östliche Teil der letzten Woge überflutete den Orient, der westliche ergoß sich innerhalb der letzten vier Jahrhunderte über ganz Europa, strömte über nach den beiden Amerika und, um die Erde herum, zum Fernen Osten. Und was sich heute zwischen dem Westen und dem Fernen Osten abspielt, ist das Plätschern dieser letzten großen Ausdehnungswoge an den Gestaden des Fernen Ostens — jener Woge, die vor dreitausend Jahren einsetzte.

Die unmittelbar vorhergehende Woge von Massenwanderung trug jene Menschen südwärts, die die frühe vorarische Zivilisation der Drawida und am Mittelmeerbecken die der Sumerer, Kreter und Mykener aufbauten. Neuere Ausgrabungen haben uns ein wenig über sie gelehrt. Dieselbe Woge schwemmte auch Menschen nach China, doch wissen wir von ihnen nur, daß sie einen Anlauf zur Zivilisation gemacht hatten, als die „ursprünglichen Chinesen“ ankamen.

Im Mittelmeerbecken und in Indien war die durch Menschen der ersten Woge geschaffene Zivilisation gut vorwärtsgeschritten, bevor diese Länder durch nordische Stämme, die mit der zweiten Woge anschwemmt, überwältigt wurden: hochgewachsene, blonde Krieger mit weißer Haut, die wir als die arischen Eroberer Indiens und als die Vorfahren der griechischen und römischen Zivilisation kennen. In China begann diese zweite Woge tausend Jahre früher als in Indien und im Mittelmeerbecken zu fließen. Demgemäß besaßen die vorchinesischen Bewohner für die Entwicklung ihrer Zivilisation tausend Jahre weniger Zeit.

Vielleicht ist dies der Grund, weshalb die vorchinesische Zivilisation, nach den wenigen aufgefundenen Spuren zu urteilen, bedeutend weniger Fortschritte gemacht hat als die der Drawida, der Sumerer, Kreter und Mykener. Wir wissen auch nicht, ob die in China eingedrungenen Horden blond und weißhäutig waren, wie weiter im Westen. Überall — in China, in Indien und am Mittelmeerbecken — zerstörten sie erst einmal, was sie vorfanden. Aber ungemein energisch, besaßen sie die schöpferische Fähigkeit, eine neue Zivilisation aufzubauen, sobald sie sich festgesetzt hatten.

In China ließen sie sich etwa zweitausendfünfhundert Jahre vor Christus endgültig nieder, in den beiden anderen Gebieten ein Jahrtausend später.

Besondere Jahre bedeuten bei großen Bewegungen dieser Art natürlich wenig; doch zeigen gewisse Ereignisse an, wann die Eroberer aus dem Norden endgültig Herren der Länder wurden, in die sie eindrangen. Aus den Daten dieser Ereignisse geht auch ungefähr hervor, um wieviel eher die zweite Woge sich in China ausbreitete als in Indien und in Indien als in Europa.

Diese Stufe der Entwicklung ist in China annähernd durch die Gründung der Tschou-Dynastie, um 1100 vor Christus herum, gekennzeichnet; in Indien durch Asokas Regierung, die gegen 250 vor Christus beginnt; in Europa durch die Krönung Karls des Großen zum römischen Kaiser im Jahre 800. In jedem Einzelfall waren zwei oder drei Jahrhunderte stetigen Vorrückens roher, aber energischer Stämme vorausgegangen. Die in China eindringenden Stämme kamen vom Norden, die nach Indien ziehenden von den westlichen und südlichen Regionen Zentralasiens, und der Zug zum Mittelmeer ging vom nördlichen und östlichen Europa aus.

Im Osten schwoll diese zweite Woge weiter an, bis sie mit der verheerenden Ausdehnung der Mongolen vom elften bis zum sechzehnten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte. Sie trug diese wilden Reiter nach den Grenzen Deutschlands und bis an die Wälle Wiens, und Kublai-Khan 1279 auf den Thron von China. Bevor sie abebbte, schwemmte sie Tamerlan westwärts, um Europa in Schrecken zu setzen, wohingegen Kolumbus und andere sich auf dem Meer nach dem Fernen Osten tasteten. Schließlich schuf sie 1526 das Mogulreich in Indien.

Im Westen brachte der Stoß dieser zweiten Woge die Kreuzfahrer zum Nahen Osten, verursachte die Renaissance und schickte Europäer, die Seewege nach Indien suchten, über den Atlantischen Ozean und um Afrika herum — weiter rauschte sie, füllte Amerika mit Europäern und brachte Indien sowie die Südseegebiete unter europäische Herrschaft. Endlich brandete sie gegen die Dämme kultureller und politischer Unabhängigkeit Chinas, aber China entging dem Schicksal Indiens. Und Japan rettete sich,

indem es erst seine Tore schloß und sich dann hinter einem mächtigen Wall moderner Waffen verschanzte.

Diese vom Norden ausgehende Woge, die vor dreitausend Jahren China erreichte, den Osten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert tief in den Westen hineintrug und den Westen wiederum gen Osten schwemmte, ist in den letzten vierhundert Jahren noch verschiedene Male vorgedrungen. Aber die Wiederauferstehung des Ostens hat endgültig begonnen. Heute zeigt sie sich in den Bemühungen, die Vorherrschaft des Westens abzustreifen. Doch wer weiß, welche Form sie morgen annehmen wird?

Die erste der beiden Wogen kümmert uns hier nicht. Sogar die Ereignisse der ersten zweitausendfünfhundert Jahre der zweiten Woge, an deren letzten Stadien wir jetzt teilnehmen, interessieren uns nur als Hintergrund der heutigen Entwicklung.

In dieser Beziehung müssen wir eine allgemeine, indes wichtige Tatsache anmerken: die großen Ströme der zivilisatorischen Entwicklung liefen getrennt, der eine ostwärts und der andere westwärts von Zentralasien. Während der letzten dreitausend Jahre haben Krieger, Händler und einige wenige Missionare von einem Strom zum anderen gekreuzt, in der Hauptsache blieben die beiden Strömungen jedoch verschieden, durch hohe und schwierige Schranken von Land und See gegeneinander abgeschlossen. Erst in den letzten fünfundsiebzig Jahren haben das Dampfschiff, die Eisenbahn, das Flugzeug, der Telegraph und das Radio diese Schranken durchbrochen, so daß sie nicht mehr wirksam sind. Die beiden großen Ströme der Zivilisation haben sich getroffen und fließen — nicht reibungslos verschmelzend — nunmehr in einem gemeinsamen Kanal.

Was sich daraus ergeben wird, kann niemand voraussagen. Vielleicht entsteht eine Weltzivilisation, die irgendeiner bisher von Menschen geschaffenen weit überlegen ist und zu der beide, Osten und Westen, ihr Bestes beitragen. Vielleicht führt diese Verschmelzung zu einem Konflikt, der jegliche Zivilisation in Blut erstickt. Eins ist jedoch klar: der Westen kann nicht hoffen, seine Vorrangstellung im Osten ebenso weiter zu behaupten wie in der übrigen Welt.

2. Der grundlegende Unterschied

Eisenbahnen, Automobile, Telephone, elektrische Beleuchtung, sanitäre Einrichtungen — solch oberflächliche Bequemlichkeiten bezeichnen nicht den fundamentalen Unterschied zwischen der Zivilisation des Westens und Chinas. Er liegt vielmehr in der Organisation der Gesellschaft und offenbart sich vor allem in der gefühlsmäßigen — im Gegensatz zu der rein intellektuellen — Einstellung zum Dasein.

Dies ist der Hauptgrund, warum es Chinesen und Europäern so schwer wird, ihre gegenseitigen Anschauungen über das Leben und die Art der Lebensführung zu verstehen. Intellektuell kann man wohl die Unterschiede in der physischen Ausrüstung und sogar im sozialen Aufbau erfassen, aber es ist für beide Teile außerordentlich schwierig, sich gefühlsmäßig so stark in die Seele des anderen hineinzufinden, daß seine Empfindungen und das, was ihm Harmonie des Lebens bedeutet, normal und natürlich erscheinen.

Wenn man unter „Zivilisation“ weder die Art der Häuser versteht, in denen die Menschen wohnen, weder ihre Kleidung oder ihre Nahrung noch die mechanischen Beigaben ihres Lebens, so darf man getrost den grundlegenden Unterschied zwischen der chinesischen und der westlichen Kultur folgendermaßen feststellen: in China ist die Gruppe die Einheit der Gesellschaft gewesen — die Einzelperson als solche besaß weniger Bedeutung —, im Westen hingegen das Individuum, und die Gruppe war nur insofern von Wichtigkeit, als sie dem Individuum diente.

Dieser Unterschied ist das Ergebnis der Lebensbedingungen der Völker. Die chinesische Zivilisation entwickelte sich während eines langen Zeitraums in starkbevölkerten Gegenden, die westliche aber wurde durch Jahrtausende von Menschen geschaffen, die spärlich über ihr Land verstreut waren. Die unvermeidliche Auswirkung der verhältnismäßigen Überfüllung wird klar, wenn wir uns drei entscheidende Tatsachen vor Augen halten.

Erstens neigt jede Bevölkerung zur Vermehrung, soweit es die Lebensmittelversorgung erlaubt. Daher wird die Anzahl der Menschen, die in irgendeiner besonderen Region auf einer Quadratmeile leben, von der Nahrung abhängig sein, die sie durch ihre eigenen Methoden zu erzeugen vermögen.

Offenbar kann durch Ackerbau erheblich mehr Nahrung pro Quadratmeile erzeugt werden als durch Jagd, Fischerei oder das Halten von Herden, und so kam es in Ackerbauländern mit großen Ebenen wie China oder Indien, Ägypten oder Mesopotamien naturgemäß zu einer Überfülle der Bevölkerung, die in ziemlich großen Gemeinwesen lebte. In waldreichen und bergigen Gegen- den wiederum, wie im nördlichen Europa, und in dürren Steppen, wie in Arabien und Zentralasien, wo die Menschen von der Jagd, vom Fischfang oder von ihren Herden lebten oder auch kleine Streifen Land in den Gebirgstälern anbauten, mußte die Bevöl- kerung spärlich und das Gemeinwesen klein sein.

So kommen wir zur zweiten Tatsache: in großen Gruppen ist der einzelne ohne Bedeutung, in kleinen zählt er viel.

In einem ackerbautreibenden Dorf von tausend Bauern, die von dem Ertrag einer Quadratmeile leben — und solche Dörfer gibt es zu Tausenden in China —, verringert der Verlust von einem oder zwei Dutzend die Gesamtmenge der Lebensmittel, die erzeugt werden können, nicht. Selbst wenn die Hälfte der Dorfbewohner verschwinden sollte, wäre die andere Hälfte imstande, alle Arbeit zu verrichten und einen ebenso großen Ertrag zu erzielen wie früher die tausend. Aber in einem Gemeinwesen, das durch die Mühen weniger erhalten wird, ist jeder einzelne Jäger von großer Wichtigkeit, denn der Ausfall von einem oder von zweien könnte die Ernährung ernsthaft beeinträchtigen.

In ähnlicher Weise spielt der Verlust von tausend Mann für ein Heer von hunderttausend keine Rolle, hingegen kann für eine kleine Kriegerschar wie die Wikinger, die die Küste Frankreichs und Englands heimsuchten, die Einbuße von wenigen den Unter- schied zwischen Sieg und Tod für alle bedeuten.

Und drittens vermag sich der einzelne der Beherrschung durch die Gruppe nur zu entziehen, wenn er Gelegenheit findet, seinen Lebensunterhalt abseits vor ihr zu gewinnen.

In der Regel gelingt ihm dies nicht in einer starkbevölkerten Gegend, da hier alle möglichen Mittel und Wege zum Lebenserwerb längst ergriffen worden sind: das ganze nutzbare Land ist bestellt, Handel und Gewerbe sind überfüllt. Für den einzelnen, der nicht zum Gemeinwesen gehört, gibt es weder ein Stückchen Land noch die Erlaubnis, Handel zu treiben. Von seiner eigenen Gruppe los-

gelöst, findet er keinen Platz, der ihm das Weiterleben ermöglicht. Die Macht gehört ganz der Gruppe, und der einzelne muß sich das bloße Recht zu leben durch Anpassung an die Normen und Diktate seiner Gruppe erkaufen.

Unter solchen Umständen bringt der Mensch, der sich anpaßt und der nicht stört, der Gemeinschaft auch den meisten Nutzen, während die angriffslustige, individualistische Persönlichkeit ihr unerwünscht ist. Folglich wird die Gemeinschaft danach trachten, das Anpassungsvermögen jeder Generation zu stärken.

In Gegenden mit dünner Bevölkerung ist es jedoch unmöglich, sämtliche Gelegenheiten zum Lebenserwerb unter Kontrolle zu stellen. Alles Wild kann nicht erlegt, alle Fische können nicht gefangen werden. Auch gibt es in einem neueröffneten Land wie bis vor kurzem in den Vereinigten Staaten viel freien Ackerboden. Wenn der einzelne sich hier gegen die Versuche der Gruppe, ihm sein Tun vorzuschreiben, auflehnt oder wenn er von ihr ausgestoßen wird, so sieht er sich nicht dem Verhungern gegenüber. Die Waagschale neigt sich in diesem Fall zugunsten des Individuums, und die Gruppe muß sich seine Untertänigkeit durch Zulassung großer Freiheiten erkaufen.

Überdies bringt einer kleinen Gruppe der ungewöhnlich tüchtige Krieger oder Jäger oder der Mann, der neue Kriegslisten oder neue Werkzeuge und Waffen ersinnen kann, um so die Sicherheit oder die Ernährung in erhöhtem Maße zu gewährleisten, den größten Nutzen. Männer mit derartigen Fähigkeiten sind jedoch meist angriffslustig und auf ihre eigenen Ideen bedacht; sie besitzen kein Anpassungsvermögen. Die Gemeinschaft neigt hier also dazu, die individuelle Persönlichkeit zu züchten.

So mußte sich in dicht bevölkerten Ackerbauländern in Zeitschnitten, die nach Tausenden von Jahren zählen, unvermeidlich eine Gesellschaft bilden, deren soziale Einrichtungen, politische Formen, philosophische Auffassungen über die Beziehungen der Menschen untereinander und zur Welt und deren gefühlsmäßige Einstellung allesamt die Gruppe als Mittelpunkt haben.

Der soziale Aufbau und das Gefühlsleben des Volkes nicht allein in China, sondern auch in Ägypten, Mesopotamien und Indien erläutern die Wirkungen einer stark angehäuften Bevölkerung.

Aus denselben Gründen sind Völker, die lange Zeit als Jäger, Fischer oder Nomaden lebten, zu politischen und sozialen Formen gekommen, die das Individuum zum Mittelpunkt der Gesellschaft, ja des Universums machten. Die Araber und die Stämme Zentralasiens sowie die nordischen Völker entwickelten demokratische Einrichtungen. Sie maßen dem Leben und der Seele des einzelnen hohen Wert bei, und ihre Folklore und Literatur legten den Nachdruck auf individuellen Heldenmut.

Die chinesische Zivilisation unterscheidet sich also in ihrem Aufbau grundlegend von der westlichen. Boden und Klima beeinflußten ihn natürlich auch — vor allem bei der Frage, wie die Nahrung beschafft werden sollte, gaben sie den Ausschlag —, aber in erster Linie war es die Überfülle an Menschen, die der Gruppe und nicht dem Einzelwesen zum Vorrang verhalf. Und um chinesische und europäische Kultur zu begreifen und weiter, wie Chinesen und Europäer ihren Landsleuten gegenüber empfinden, muß man erst die Beziehungen zwischen Gruppe und Individuum in jedem Teile der Welt kennen.

Der Individualismus in Ländern mit weit verstreuter Bevölkerung ist indes keine ständige Erscheinung gewesen. Er verschwand und ließ die Gruppe zum Mittelpunkt werden, wenn Stämme aus dünnbevölkerten Gegenden in dichtbesetzte Gebiete zogen oder wenn neue Methoden zum Erwerb des Lebensunterhaltes eine Bevölkerungsfülle im Heimatlande mit sich brachten.

Die Vorfahren der griechischen und römischen Zivilisation, auf die Europa als hauptsächlichste Quellen seiner eigenen Zivilisation zurückblickt, waren beispielsweise Stämme aus dem dünnbesiedelten Norden. Sie nahmen ihre demokratischen Einrichtungen und ihre individualistische Art, zu denken und zu empfinden, zum Mittelmeerbecken mit und behielten sie auch dort noch etliche Jahrhunderte bei, zum mindesten unter sich selbst. Dann beugten sich die Griechen unter ihre Tyrannen, und Rom wurde ein Kaiserreich anstatt einer Republik. Mit anderen Worten, die politische Gewaltherrschaft und die Unterordnung des Individuums — so bezeichnend für starkbevölkerte Regionen — entwickelten sich, als Griechen und Römer unter den Einfluß der Überbevölkerung in den Mittelmeerlandern gerieten.

In ähnlicher Weise verschwand die demokratisch-individualistische Organisation der Arier drei oder vier Jahrhunderte nach ihrer Niederlassung in Indien. Nicht anders ging es in China zu. Allmählich wurden die umherschweifenden, demokratisch organisierten Stämme Zentralasiens, die als Eroberer die Ebenen Chinas überritten, einer nach dem anderen von dem Leben und der Kultur in den seit langem starkbevölkerten Ackerbaugegenden aufgesogen.

Sollen die neuen Wege und Ideen, die vom Westen her in China eindringen, gleichfalls aufgesogen werden? Eisenbahn und Automobile, Telegraph und Flugzeug und die anderen Erzeugnisse der modernen Technik und Wissenschaft des Westens bringen fraglos neue Einflüsse im Leben der Chinesen zur Geltung. Doch die Grundlage ihrer Zivilisation bleibt. Nichts hat sich bisher ereignet, um die fundamentale Tatsache, die Überbevölkerung in den großen Ebenen und den weiten Flußtälern, zu ändern.

Zweifellos wird China manchen Fortschritt der Technik seinen eigenen Notwendigkeiten anpassen. Die demokratischen Ideen jedoch, die Betonung des Individuums, die der Westen zum Kern seiner Zivilisation machte, haben keinen normalen oder natürlichen Anteil an dem Lebensaufbau und der Einstellung zum Leben eines Volkes, dem es an Raum mangelt und scheinbar auf unabsehbare Zeit mangeln wird.

Die Unterschiede beider Zivilisationen offenbaren sich auch in der Kunst, in der Religion und in der Regierungsform. In der chinesischen Malerei zum Beispiel vermengen sich der Mensch und das, was er tut, mit der Natur, während die Malerei des Westens, wenigstens bis vor kurzer Zeit, den Menschen zum Mittelpunkt machte, mit der Natur als Rahmen.

Das Christentum wurde in dem überfüllten Mittelmeerbecken zu einem hochorganisierten, autoritären kirchlichen System. Als es sich im spärlich bevölkerten Nordeuropa verbreitete, kam unvermeidlich der Protestantismus auf, der das Recht des Individuums gegenüber der Gruppenautorität der katholischen Kirche betonte. Im Osten machte der Buddhismus einen Wechsel in entgegengesetzter Richtung durch. Buddha gehörte zu einer herrschenden Sippe, die mit ihren nomadischen Vorfahren, den Eroberern Indiens, noch in enger Verbindung stand. Er begründete

eine Religion des völligen Individualismus, doch sie wurde verworfen und durch die äußerste Verleugnung des Individualismus ersetzt, sobald seine Lehre in den übervölkerten Teilen Chinas und anderer östlicher Länder Fuß faßte.

Das demokratische System mit seiner Auffassung, daß die Regierung zum Nutzen des Individuums eingesetzt ist, wurde im Westen, vor allem in den Vereinigten Staaten entwickelt. Hingegen ist der Despotismus, für den der einzelne gar keine Wichtigkeit besitzt, die normale Regierungsform in überfüllten Ländern wie im Niltal, in Indien und China gewesen. Und wenn die Bevölkerung des Westens sich weiter so vermehrt, daß es wie in jenen älteren Gebieten zur Überfülle kommt, wird auch der Westen sich wohl von der individualistischen Demokratie abwenden, wie es heute bereits der Faschismus und der Nationalsozialismus tun. Ähnlich ist der Übergang der Vereinigten Staaten vom „rauen Individualismus“ zur „Planwirtschaft“ die ganz normale Folge der übergroßen Bevölkerungszunahme.

In den letzten fünfundsechzig Jahren hat nun der Westen eine ganz neue Art von Zivilisation entwickelt, neu nicht allein in ihrem wissenschaftlichen Gewand, sondern auch in ihrer inneren und grundlegenden Auffassung von der Stellung des Individuums zu seinen Mitmenschen, zur Gesellschaft und zu seiner Umwelt. Auf jedem Gebiet — ob Erziehung, Geschäft, Industrie, Kunst, Religion oder Politik — zählt der einzelne heute viel weniger als vor zwei Generationen, während man sich mit der Gesellschaft weit mehr unter dem Gesichtspunkt der Gruppe befaßt.

Tatsächlich scheint der Westen sich der chinesischen Auffassung, wie die Gesellschaft organisiert sein sollte, weit schneller zu nähern als China der Auffassung des Westens.

3. Wiederherstellung der Ebenbürtigkeit

Der Westen hat sich seine Macht gesichert, weil er die Naturkräfte durch Wissenschaft und Technik zu bändigen lernte. Diese Bezwigung der Natur ermöglichte es ihm, in der Welt eine politische, kulturelle und ökonomische Vorherrschaft aufzubauen, die auf ihrer Höhe stand, als die europäischen Nationen anfingen, sich gegenseitig im Großen Kriege zu zerfleischen. Aber es gibt nichts in ihrer Wissenschaft und Technik, das der Osten nicht lernen

China

2



könnte. Obendrein hat der Westen selbst sein Bestes getan, die Völker des Ostens die Geheimnisse, auf denen seine Vormachtstellung beruhte, zu lehren. Die Japaner lernten zuerst und restlos, und sie gebrauchten ihr neues Wissen, um dem Westen mit seinen eigenen Waffen zu begegnen. Tatsächlich haben sie sich als so tüchtige Schüler erwiesen, daß sie ihren Lehrern auf den meisten Gebieten heute ebenbürtig sind. Die Chinesen lernten auch und werden fortfahren zu lernen, ebenso die Inder.

Und hat der Osten erst die Technik des Westens gemeistert, so wird dieser wohl kaum imstande sein, seine Herrschaft aufrechtzuerhalten. Bisher wenigstens ist, wenn Osten und Westen sich im Laufe der Geschichte mit ebenbürtigen Waffen oder Waren entgegnetraten, der Osten gewöhnlich siegreich geblieben. Wird nun das Ergebnis, wenn er dem Westen demnächst von neuem unter gleichen Bedingungen begegnet, dasselbe sein wie durch die Jahrtausende hindurch?

Niemand kann darüber urteilen. Noch nicht. Aber es ziemt sich für uns, unseren ungereimten und kindischen Egoismus beiseitezulassen und die Entwicklung in einer angemessenen Perspektive anzuschauen. Unserem Selbstgefühl wird das nicht schmeicheln. Aber vielleicht bringen wir es dabei zu einem besseren Verständnis, was neuerliche Ereignisse bedeuten, nicht als einzelne Zwischenfälle, sondern als Anzeichen der großen Strömungen in der Entwicklung des Menschen.

ÜBER DIE SCHRANKEN HINWEG

Zwischen China und dem Westen liegen hohe Berge und endlose Flächen von Meer. Der erste neuzeitliche Europäer, der die zweite dieser Schranken überwand, war ein Portugiese. Er segelte, zu Forschungszwecken, in einer malaiischen Dschonke von Malakka ab, wo die Portugiesen seit ihrer Entdeckung des Seewegs rund um Afrika herum fest nisteten, und erreichte 1516, also vierundzwanzig Jahre nachdem Kolumbus die Anker zu seiner Fahrt über den Atlantik gelichtet hatte, China im äußersten Süden, unweit Kantons. Und so begannen die Beziehungen zwischen diesem Land und dem modernen Westen.

1. Aus alten Zeiten

Jedoch blühte bereits lange vor 1516 ein lebhafter Handel zwischen China, Indien, dem Nahen Osten, dem mesopotamischen Tal und dem Mittelmeerbecken. Der Anfang dieser Handelsbeziehungen verliert sich im Dämmer uralter Geschichte. Es ist sehr gut möglich, daß die schöne Helena von Troja ihr Antlitz schon in einem Bronzespiegel betrachtete, der aus China stammte. Vielleicht gebrauchte sie, um — nach dem fröhlichen Zwischenspiel mit Paris — die Liebe ihres Gatten Menelaus wiederzugewinnen, auch Puder und Schminke aus China. Auf jeden Fall weiß man, daß schon zu Helenas Zeiten die Chinesen geschickt Gegenstände aus Bronze verfertigten und daß sie Schönheitsmittel herstellten und benutzten. Des weiteren gibt es Anzeichen dafür, daß sogar noch vor dieser Zeit quer über die mittelasatische Hochebene, die zwischen China und den Mittelmeerlandern liegt, Handel betrieben worden ist. Mit anderen Worten: Handelsbeziehungen zwischen China und dem Westen wurden vor Tausenden von Jahren angeknüpft.

Allgemach nahm der Handel zu. Die Griechen nannten China Serica oder das Land der Seide. Der Ausdruck stammt direkt von dem mongolischen Wort für dieses Gewebe ab, woraus hervorgeht, daß die griechische Berührung mit China eher auf dem Landwege durch Zentralasien als über See um Indien herum erfolgte. Geraume Zeit vor Christi Geburt bot man auf den großen Märkten von Antiochia, Alexandrien und Rom chinesische Seide, Eisen und

Pelze feil, und die schönen Damen, die auf den Terrassen der Hängenden Gärten Babylons lustwanderten, schützten sich möglicherweise durch chinesische Seidenschals gegen die abendliche Kühle.

Der Handel mit China verursachte auch etliche von Roms Kriegen. Parthische Stämme, halbzivilisiert, überwachten die Handelsstraße zum Fernen Osten und verlangten einen schweren Tribut. Rom versuchte ihnen das Handwerk zu legen, weil infolge dieser hohen Abgaben die römischen Ehemänner für die chinesischen Seidengewänder ihrer Gattinnen Preise zahlen mußten, die ihnen ungeheuerlich erschienen.

Zur Zeit, als Marcus Antonius Cleopatra gewann und das römische Reich verlor, gelang es Syriern, sich Seidenraupeneier zu verschaffen und Seide im Nahen Osten zu weben. Aber die syrische Seide stand der chinesischen an Güte nach, und das Verlangen nach dem hochwertigen chinesischen Erzeugnis stieg. Freilich — für die Damengewänder war es etwas zu schwer. Es enthüllte nicht genügend die Reize der Frauengestalten, um den verderbten Genießern Roms und anderer reicher mittelländischer Städte zu gefallen. Und daher ersannen die pfiffigen Syrier einen Trick: sie faserten die chinesische Seide auf und webten den Faden von neuem zu einem durchsichtigen Stoff.

Lange vorher aber scheinen die Karthager den Seeweg um Afrika nach dem Osten gefunden zu haben und die Phönizier durch das Rote Meer nach Indien gesegelt zu sein. Innerhalb der ersten zwei Jahrhunderte nach Christus hatten dann syrische und persische Seeleute den Handel wieder auf den alten Seeweg der Phönizier geleitet.

Gemäß chinesischen Berichten traf im Jahre 196 eine Gesandtschaft des Kaisers Marcus Aurelius beim kaiserlich chinesischen Hofe ein. Da diese Gesandtschaft indes in keiner römischen Urkunde erwähnt wird, besteht die Möglichkeit, daß die Besucher syrische und persische Kaufleute waren, die — mit der chinesischen Unkenntnis des Lateins rechnend — Beglaubigungsschreiben von Rom fälschten, um sich ein besseres Willkommen zu sichern. Jedenfalls haben in diesem Jahr Händler aus den Mittelmeerländern am chinesischen Hofe geweilt.

Immer mehr blühte der Handel auf. Im fünften Jahrhundert

nach Christus sahen die Einwohner der am Euphrat gelegenen Stadt Hira häufig Schiffe vorübergleiten, die aus Indien und China kamen. Zweihundert Jahre später mischten sich in das chinesische Menschengewühl von Kanton, Ningpo und anderen Küstenstädten regelmäßig die Turbane von Arabern, die überall Handelsniederlassungen gegründet hatten. Ein ganzes weiteres Jahrhundert scheint sich alles in bester Harmonie abgespielt zu haben. Da — im Jahre 758 — steckten die Araber plötzlich Kanton in Brand und töteten, nach arabischer Schätzung, 5000 Menschen. Der Grund für diese Feindseligkeit ist nicht klar erkennbar; allein man darf nicht übersehen, daß zu dieser Zeit der wilde Fanatismus der Moslems überall anschwoll.

Dies Gemetzel bedeutete jedoch nicht das Ende des arabischen Handels. Bald reckten sich neue Minarette spitz in den chinesischen Himmel hinein, während arabische Schiffe, von ihrem Stützpunkt Sumatra auslaufend, an der Küste Chinas entlang wenigstens bis zur Schantung-Halbinsel nordwärts segelten.

Der Handel bescherte Europa auch greifbarere Vorteile. Der bedeutendste unter ihnen ist das Papier, jenes Material, auf dem ein so ungeheuer großer Teil unserer modernen Zivilisation beruht. Nach der Überlieferung wurde das Geheimnis seiner Herstellung im Jahre 105 durch einen Chinesen entdeckt, der Wespen bei der Arbeit beobachtet hatte. 751 nahmen die Araber in einem Handgemenge einige Chinesen gefangen und verschleppten sie als Sklaven nach Arabien. Etliche dieser Sklaven kannten das Geheimnis der Papiererzeugung und offenbarten es ihren Herren, die wiederum die Mauren mit dieser Kunst bekannt machten. Als diese dann im zwölften Jahrhundert Spanien unterjochten, teilten sie ihr Wissen dem übrigen Europa mit.

Inzwischen waren die Chinesen, forschend, reisend und Handel treibend, auf den Landwegen durch Zentralasien vorgedrungen. Sie hatten sogar regelrechte Zollstationen errichtet, um Abgaben auf Einfuhr und Ausfuhr einzuziehen.

Im Jahre 140 vor Christus entsandte der chinesische Kaiser einen gewissen Tschang K'ien, den »Wegöffner«, nach Zentralasien, damit er einen Stamm aufstöbere, den die unentwegten Angriffe der Hunnen bewogen hatten, sich von der chinesischen Grenze zu entfernen. Der Kaiser aber wünschte die Rückkehr

dieser Leute, wünschte sie weiterhin als Puffer zu benutzen. Zehn Jahre wurde sein Abgesandter Tschang von den Hunnen gefangen gehalten, ehe er schließlich zu den Ausreißern gelangte. Er fand sie in Bactria, in der Nähe Afghanistans. Aber sie verweigerten die Umkehr, worauf Tschang weiter ins Unbekannte vortastete.

So kam er nach Buchara und sah dort chinesische Bambusartikel und andere Waren. Als er sich erkundigte, wie diese Dinge dorthin gelangten, wurde ihm gesagt, daß schon seit langem Handel zwischen dem südwestlichen China, Indien und Zentralasien betrieben würde und daß die Straße nach Westen weiterlief.

Heimgekehrt, verfaßte Tschang einen Bericht. In diesem setzte er auseinander, daß von China aus drei Wege nach dem Westen strebten. Einer ginge nordwestwärts, aber die Reisenden, die ihn einschlügen, liefen ständig Gefahr, in Gefangenschaft der Hunnen zu geraten. Ein anderer ginge durch Tibet und führe die Reisenden über himmelragende Berge und an gefährlichen Abgründen entlang. Der dritte Weg, den er als den sichersten bezeichnete, schlängele sich an dem östlichen Rand des gewaltigen Gebirgsmassivs in Westchina hin, durchquere ein Gebiet, das wir heute als die Provinz Yünnan kennen, und liefe weiter nach Indien.

Außer seinen Erfahrungen brachte Tschang drei für das chinesische Leben wichtige Gaben mit: Hanf, Weintrauben und Walnüsse.

Dank seiner Forschungsreise erlebte der Handel einen neuen Aufschwung. Nach den Worten Sir Aurel Steins »entwickelte sich der Verkehr, für den er der Pionier gewesen war, rapide, bis eine Gesandschaft der anderen auf den Hacken folgte«. Wenngleich es sich in der Hauptsache um geschäftliche Unternehmen handelte, so häufte sich andererseits — wie die chinesischen Berichte sagen — »das Kommen und Gehen von Botschaftern der fremden Länder des Nordwestens«.

Kaufleuten und offiziellen Gesandten stießen indes Unannehmlichkeiten zu, so daß sie »Schutz« verlangten. Darauf wurden Heere ausgeschickt und die Eroberung bis weit nach Zentralasien hineingetragen. Es erfolgte die Einverleibung des Gebietes, das heute in die drei großen südlichen Provinzen Kwangtung, Kwangsi und Yünnan zerfällt. Stammesgenossen im Nordwesten,

Westen und Südwesten wurden unterworfen oder zurückgedrängt. Siam, Burma, Annam und andere Länder in diesem Teil der Welt erhielten das Vorrecht, den chinesischen Kaisern Tribut entrichten zu dürfen. Aber auch nach Osten zogen die Heere. Sie eroberten Korea und entdeckten das Vorhandensein von Japan, das sie »das Land der aufgehenden Sonne« nannten, weil es im Osten lag, und »das Land der Zwergsklaven«, weil seine Bewohner klein waren und ihre Zivilisation auf einer niedrigen Stufe stand.

Der größte Teil dieses Ausdehnungsprozesses vollzog sich in einem Zeitabschnitt, den die Chinesen als die bedeutendste Epoche ihrer Vergangenheit betrachten: der Regierungszeit der Han-Dynastie, die von 206 vor Christus ab vier Jahrhunderte lang herrschte. Und noch immer nennen sich die nördlichen Chinesen stolz »Söhne von Han«.

Nach dem Westen jedoch drang der Name einer früheren Dynastie und formte sich dort zu unserer Bezeichnung des Landes um. Die alte Handelsstraße zwischen China und dem Westen zog sich durch nordwestliches Grenzgebiet hin, wo als Feudalherr das Haupt des mächtigen Geschlechtes der Ts'in oder Ch'in regierte. Der ungeheuer tatkräftige Phantast, der im dritten Jahrhundert vor Christus Sippenhaupt war, unterjochte die übrigen Feudalherren und machte sich zum Kaiser. Überdies errichtete er die Große Mauer. Aber bevor diese verblüffende bautechnische Aufgabe in Angriff genommen wurde, ja, sogar bevor er Kaiser geworden war, flog der Name seiner Sippe westwärts, um einen der Namen für sein Land abzugeben. Die Umbildung von Ts'in oder Ch'in in China ist einleuchtend, obgleich es auch an Variationen wie Tsinista, Thinae, Cinisthana und Cinistan nicht fehlt. Merkwürdigerweise keimte in den Europäern erst viel später — erst im dreizehnten Jahrhundert nach Christus — die Vermutung auf, daß sie mit einem einzigen Lande verkehrten, wenn sie quer durch Zentralasien mit den nordwestlichen und zur See mit den südöstlichen Teilen Chinas Handel trieben.

Nur Bruchstücke, mehr oder weniger zufällig hier und dort aufgezeichnet, geben uns von dem Handel des grauen Altertums und des Mittelalters Kunde; desungeachtet zeigen sie, daß der Westen China wichtige Dinge schenkte, genau wie China dem Westen. Während dieser Zeitspanne gaben die Chinesen Europa Papier und

Druck, vielleicht den magnetischen Kompaß und ganz bestimmt Schießpulver und Seide. Der Westen gab China unter anderem die Wasseruhr und das System, den Tag in zwölf Abschnitte zu zerlegen, von denen jeder zwei unserer Stunden gleichkam. Etliche der während der Han-Dynastie eingeführten Wasseruhren befinden sich übrigens noch jetzt in gutem, brauchbarem Zustande. Von Persien erhielten die Chinesen vermutlich astronomische Instrumente, mit deren Hilfe sie ihren Kalender berichtigten konnten; von Indien empfingen sie eine neue Art Musik — eine Musik, die nach der einen Seite direkt zu der noch heute üblichen hinführt und nach der anderen Seite — durch Alexanders Eroberungen — direkt zurück zu den alten Griechen.

So war der Austausch zwischen China und dem Westen weder dürftig noch einseitig. Schritt für Schritt arbeiteten durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch Wandel und Krieg gemeinsam daran, Verbindungsfäden zwischen den Mittelmeerländern und China zu spinnen.

2. Religionsreisen

Handel und Krieg waren aber nicht als einzige Kräfte am Werk. Sobald das Christentum sich auszubreiten begann, richteten auch die Missionseiferer der frühen christlichen Kirche ihre Blicke nach China.

Es gibt zum Beispiel eine Legende, nach der Thomas, einer der zwölf Apostel, das Christentum nach China gebracht haben soll. Wahrscheinlich fußt sie auf keinerlei Tatsachen; aber wenn die syrischen Breviere im zeitigen siebten Jahrhundert Thomas als den Apostel der Chineseninstellen, so beweist das klar, daß die junge Kirche zum mindesten daran gedacht hat, das Volk des Landes Sinim, wie die Römer China nannten, zu bekehren.

Nach einer anderen und besser verbürgten Geschichte reisten während der ersten beiden Jahrhunderte nach der Kreuzigung des Erlösers zwei syrische Mönche nach China, teilweise von dem Wunsche geleitet, Seidenraupeneier zu erhalten und die Seidengewinnung zu erlernen — eine Verquickung von Religion und Geschäft, die einen durchaus modernen Anstrich hat. Gegen 411 ernannte die nestorianische Kirche besondere hohe

Beamte, die den Titel Metropoliten von „Sinae“ bekamen und deren Pflicht es war, über das geistige Wohl der Chinesen zu wachen. Indes deutet nichts darauf hin, daß sie wirklich in China lebten.

Endlich weicht unbestimmte, legendenhafte Überlieferung der Gewißheit, als im Jahre 633 nestorianische Missionare in der chinesischen Provinzialhauptstadt Sian eintrafen. Der Bericht von ihrer Ankunft findet sich auf der berühmten Nestorianischen Tafel, die 1625 nahe der alten Hauptstadt entdeckt wurde.

Fast unmittelbar nach ihrem Eintreffen begannen diese Missionare christliche Bücher zu schreiben. (Erst ganz kürzlich gemachte Funde zeigen an, daß das erste chinesische Buch, das das Christentum behandelt, zwischen 635 und 638 abgefaßt worden ist.) Trotz zeitweiliger Fehden mit Buddhisten, Taoisten und Anhängern des Konfuzius blühte das nestorianische Christentum dann am Hof und verbreitete sich über das Land, bis es allgemach Boden verlor und um die Jahrtausendwende herum kläglich erstarb. Es war das erste Scheitern des Versuches, die christliche Religion auf eine sichere Grundlage zu stellen.

Der Buddhismus erreichte China bereits, als Paulus die Saat des Christentums im römischen Imperium auszustreuen begann. Indische Mönche, dem Gefolge des chinesischen Kaisers eingereiht, lehrten den Glauben, den ein halbes Jahrtausend zuvor Gautama, der Buddha, in Indien eingeführt hatte. Dazumal waren die Verhältnisse in China dem neuen Glauben günstig, denn noch hatten die Chinesen ihre eigenen konfuzianischen und taoistischen Vorstellungen nicht zu einem klar umrissenen Gebilde geformt, wodurch sich dem Buddhismus die Möglichkeit bot, eine der „drei Religionen“ des Landes zu werden. Später, das heißt zwischen dem vierten und siebten Jahrhundert, gingen chinesische Buddhisten nach Indien, weil sie aus dem Urquell ihrer Religion trinken wollten. Sie kehrten zurück, um die Lehre auszubreiten und, beiläufig, über ihre Fahrten und Wanderungen Berichte zu hinterlassen, die insofern großen Wert besitzen, als sie uns über die Zustände in Indien selbst belehren. Als dann schließlich die Nestorianer auf dem chinesischen Schauplatz erschienen, hatte der Buddhismus dort bereits ziemlich fest Wurzel geschlagen. Ihm waren sowohl Perioden der Blüte als auch der Verfolgung be-

schieden, aber niemals wurde ihm das Schicksal der Vernichtung zuteil, das das Christentum zweimal ereilte.

Sehr rasch fand der Islam seinen Weg nach China. Schon bald nachdem der Prophet Allahs hitzig und leidenschaftlich seine Lehre zu verkünden begann, brachten arabische Händler die neue Religion nach den Küstenstädten und erbauten hie und da auch Moscheen. Geld und Gewinn lagen ihnen jedoch mehr am Herzen als die Bekehrung Andersgläubiger, so daß der Islam seinen wirklichen Einzug von Nordwesten aus hieß, und zwar als eine Folge von Unruhen in China.

Im Jahre 757 sah sich der chinesische Kaiser nämlich von einem ernsthaften Aufstand bedroht, zu dessen Niederwerfung er mohammedanische Krieger aus Turkestan ins Land rief — genau wie neunhundert Jahre später die Mandschusoldaten zu Hilfe gerufen wurden. Diese Mohammedaner blieben auch, als der Friede wiederhergestellt war, ohne jedoch wie die Mandschus den Thron für sich zu beanspruchen. Sie heirateten Frauen des Landes, aber ihre Religion gaben sie nicht auf. Und heute sind die meisten Bewohner von Chinesisch-Turkestan und ein großer Teil der Bewohner der nordwestlichen Provinzen Chinas Mohammedaner, die — ein ungestümer Menschenschlag — von jenen ersten oder anderen später eingewanderten Soldaten derselben unbändigen Sippe abstammen.

Anhänger des Zoroaster, durch die erobernden Mohammedaner aus Persien vertrieben, stellten sich im siebten Jahrhundert ein. Manichäer kamen um die nämliche Zeit. Weder die eine noch die andere Religion vermochte sich in China eine zahlreiche Gefolgschaft zu verschaffen, aber die Wissenschaft der Manichäer übte, wie es in einem Bericht heißt, »auf die chinesische Astronomie einen großen Einfluß aus«. Beide Religionen litten unter der allgemeinen Verfolgung fremdländischer Glaubensbekenntnisse, die gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts einsetzte; beide sind seither gänzlich verschwunden.

Das Goldene Zeitalter für ausländische Religionen brach mit der Regierung des Kaisers T'ai Tsung im zweiten Viertel des siebten Jahrhunderts an. Er hieß Gelehrte sämtlicher Nationen an seinem Hofe willkommen und »war willens, mit ihnen allen Weisheiten auszutauschen«. Buddhisten trafen sich mit Nestorianern, Parse

mit Manichäern, und alle unterwiesen, auf den Monarchen gestützt, die Würdenträger, Beamten und das Volk. Japaner, Tibetaner, Koreaner, Tataren, Annamiten und andere fanden sich ein, um »sich chinesische Kultur anzueignen«. Die Kalifen Omar und Otham wußten von diesem Kaiser, und Theodosius, der byzantinische Herrscher, schickte ihm eine Gesandtschaft.

Aber noch vor dem Jahre 1000 scheint das chinesische Fühlen sich gegen die ausländischen Bekenntnisse aufgelehnt zu haben. 843 wurde der Manichäerglaube unterdrückt, und zwei Jahre später ordnete der Kaiser die Ausmerzung des Buddhismus an. Das entsprechende Edikt lautet: »Deshalb befehlen wir die Zerstörung von 4600 Tempeln, die Säkularisation von 260000 Mönchen und Nonnen, die Vernichtung von 40000 Einsiedlerklausen, die Beschlagnahme von Millionen Morgen anbaufähigen Bodens und die Freilassung von 150000 Sklaven.« Die Tempel der »ketzerischen Sekten wie die Ta Tsch'ings« (Nestorianer) wurden gleichfalls der Vernichtung preisgegeben und ihre Priester gezwungen, »in das weltliche Leben zurückzukehren, sich in ihre Heimatbezirke zu verfügen und Steuern zu zahlen wie die Laien. Sollten sie aber Ausländer sein, so müssen sie in ihr eigenes Vaterland zurückgeschickt werden«. Der nächstfolgende Kaiser hob allerdings die Verbannung wieder auf, doch die guten alten Tage, als man fremde Kulte willkommen hieß, waren vorbei — wenn auch ein arabischer Chronist, vielleicht etwas zu hoch schätzend, berichtet, daß zur Zeit des Aufstandes vom Jahre 878 allein in der Stadt Hangtschou 120000 Mohammedaner, Juden, Nestorianer und Parsen gelebt hätten.

3. Der Kessel von Asien

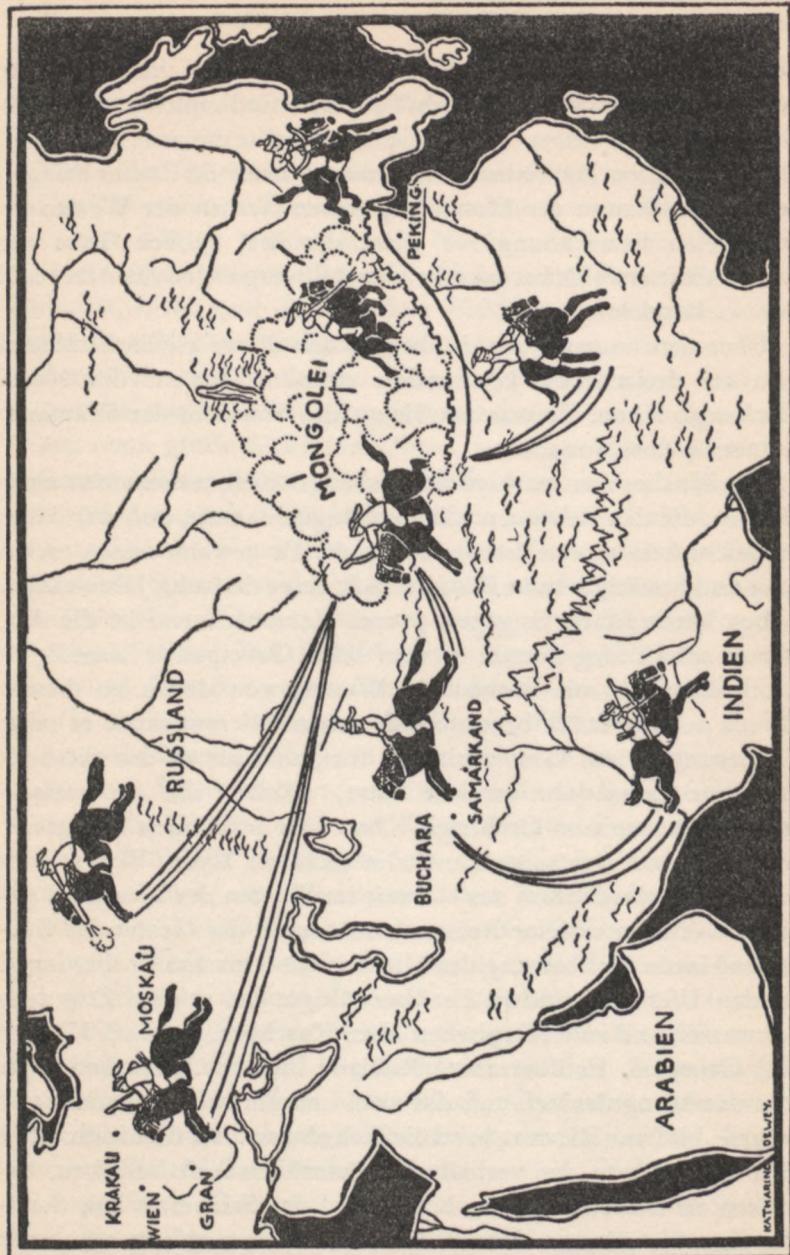
Die gewaltige zentrale Ebene der Mongolei mit ihren Berggrenzen gleicht einem riesigen Kessel, dessen siedender Inhalt wilde nomadische Stämme mongolischer und tatarischer Rasse gewesen sind. Von Zeit zu Zeit kochte dieser Kessel über und verbreitete Verwüstung südwärts nach China und Indien, südwestwärts gegen das Mittelmeer hin, westwärts quer durch Rußland und weit in die Gebiete Europas hinein. Chinas Erfahrung mit diesen Stämmen ist länger und bitterer gewesen als die jedes anderen Landes. Aber auch das übrige Asien und die euro-

päische Welt haben das Wissen, was die donnernden Hufschläge mongolischer Reiter bedeuteten, teuer mit Blut und Besitz bezahlt.

Dieser ungeheure Kessel brodelte schon lange vor Christi Geburt, und die heißen Ströme plündernder und sengender Reiter, die aus ihm herausschossen, richteten bereits ihre Verwüstungen an, ehe Alexander nach Indien aufbrach. Ein halbes Jahrtausend nach Christus spie dieser Kessel die Hunnen unter Attila — der Gottesgeißel — aus, der mordbrennend durch halb Asien und ein gut Teil von Europa zog. Rom fiel durch die Hand von Stämmen, deren Wanderung teilweise ein Flüchten vor anderen Strömen aus diesem gleichen Kessel war. Aber der grausige Höhepunkt trat in den drei Jahrhunderten nach dem Jahre 1000 ein, als der siedende, brodelnde Kessel nicht nur China und den ganzen Fernen Osten mit mongolischer Herrschaft überschüttete, sondern die wilden Reiterhorden über den gesamten europäisch-asiatischen Kontinent, ausgenommen die verhältnismäßig kleine südwestliche Ecke, schwemmte.

Dann brannte das Feuer nieder, und das Brodeln des Kessels ließ nach, trotzdem sein Inhalt noch etliche Jahrhunderte lang hin und wieder aufwallte und überlief — wie in den schrecklichen Tagen Tamerlans und bei der Eroberung Chinas durch die Mandschus. Allmählich schüttelte ein Gebiet nach dem anderen die Mongolenherrschaft ab; doch erst 1911 und 1912, als die Chinesen mit den Mandschus aufräumten, brach ihr letztes Bollwerk zusammen. Seither sind die Mongolen als unwesentliche, verschwindende Scharen über Tausende von Quadratmeilen wilden oder halbwilden Landes verstreut, das sie nur deshalb zu halten vermögen, weil es ihnen noch niemand ernstlich streitig machte.

Die Namenliste der Stämme ist lang, doch lediglich ein paar brauchen hier erwähnt zu werden. Die Hunnen, unseligen Angegendenks, waren ein ziemlich kleiner, früher Stamm; die Khitans, die gegen Ende des fünften Jahrhunderts die Oberhand gewannen und im zehnten und elften Jahrhundert von Korea bis Chinesisches Turkestan herrschten, lieferten einen anderen der Namen, unter denen China bekannt war: Cathay. (Die Russen benennen China noch heute nach der mongolischen Namensform dieses Stammes: Kitai.) Dann stiegen im zwölften Jahrhundert die Kins empor —



Der Kessel von Asien: Mongolenzüge nach China und Indien, quer durch Rußland und weit in die Gebiete Europas hinein

sonst auch noch als die Goldene Horde bekannt —, vertrieben die Khitans ins äußerste Chinesisch-Turkestan und regierten die nördliche Hälfte von China. Und schließlich tauchte die neue Macht auf, die den größten Teil Asiens und Europas unter ihr Zepter bringen sollte: der Stamm der Mongolen, dessen Namen der Westen als allgemeine Bezeichnung für einen der drei großen Teile der Menschheit erwählt hat — sehr zum Mißvergnügen der Mehrzahl der so Bezeichneten.

Über dem ungestümen Ausbruch, den dieser asiatische Kessel sich im dreizehnten Jahrhundert erlaubte, flammt der Name Dschengis-Khan. Er war das Haupt des Stammes der »Tapferen Männer«, der Mongolen.

Der Knabe, den man später Dschengis hieß, entstammte einer Familie, die den Beinamen »die Grauäugigen« trug, und war daher vielleicht kein unverfälschter Mongole. Er gewann seinen ersten Sieg und bestätigte seine Führerschaft, als er dreizehn Jahre zählte. 13000 Mann führte er gegen 30000. Kennzeichnend ist die Art, wie er seinen Sieg feierte: er warf seine Gefangenen lebendig in große Bottiche mit kochendem Wasser, von denen zu diesem Zweck achtzig Stück bereitgestellt waren. Hierauf setzte er seine Eroberungen und Grausamkeiten fort, und als er das vierundvierzigste Lebensjahr erreicht hatte, wählten ihn die versammelten Stämme zum Dschengis-Khan oder Mächtigen Herrscher.

Aber damit war seine Laufbahn nicht zu Ende. Von seinem Stützpunkt Karakorum aus — weit im Westen der Mongolei gelegen — führte er seine Reiterscharen durch das Gebiet der Goldenen Horde. Er überstieg den Himalaya und machte Eroberungen an den Ufern des Indus. Er überwältigte bei seinem Zug zum Schwarzen und zum Kaspischen Meer Kaschgar, Jarkand, Khoten und Georgien. Er überrannte Rußland bis zur Ostsee und legte ihm das Mongolenjoch auf, das zwei und ein halbes Jahrhundert währte, bis Iwan III. es 1480 schließlich abwarf. Als die Moskowiter sich endlich von der verhaßten Asiatenherrschaft befreiten, behielten sie die Technik der Knute und des Schwertes bei, durch die ihre Vorgänger sich so wirksam Unterwerfung verschafft hatten, und das niedere Volk Rußlands litt unter seinen eigenen Herrschern kaum weniger als unter den Mongolen.

Dann hielt Dschengis-Khan in seinen westlichen Eroberungen

plötzlich inné, um sich des höchsten Preises — Chinas — zu bemächtigen. Aber er starb 1227, bevor er sein Vorhaben ausführen konnte.

Sein Sohn Ogotai folgte ihm als Groß-Khan, und die Horden blieben weiterhin in Bewegung. Sie schienen unwiderstehlich zu sein. »Im Westen wurden Rizan, Moskau, Wladimir und Kiew zerstört«, sagt Professor Soothill, »Ungarn und Polen überfallen, Budapest, Gran und Krakau dem Erdboden gleichgemacht. In Schlesien erlitt eine Streitmacht von 30000 Deutschen und Polen eine vernichtende Niederlage. Den Kopf des Herzogs Heinrich trugen die asiatischen Eindringlinge auf einer Lanze davon und füllten neun große Säcke mit Ohren, je eins von jedem Erschlagenen. In Mähren wütete Feuer und Schwert ebenso wie in Böhmen und Österreich. Wien befand sich in äußerster Gefahr. Frankreich und Deutschland zitterten vor diesen mongolischen Dämonen, deren Sprache und Gestalt man als nicht menschenähnlich schilderte. Kein Wunder, daß 1238 sich sogar die Moslems an ihre bisherigen christlichen Feinde wandten und den Schutz Frankreichs und Europas gegen die grausamen Geschöpfe anflehten, die die zivilierte Welt mit Vernichtung bedrohten.«

Da starb dieser Groß-Khan — und Europa war gerettet. Statt weiter nach Deutschland vorzustoßen, hielt der Befehlshaber der mongolischen Armee, die 1241 die vereinigten Polen und Deutschen in Schlesien geschlagen hatte, in seinem Vormarsch inne und jagte zurück, um dem beizuhören, was ihn das Wichtigste dünkte: die Erwählung eines neuen Groß-Khans. Aus dem gleichen Grunde kam dicht vor den Mauern Wiens der Siegeszug der Horden auch in Österreich zum Stehen. Hätte Ogotais Tod nicht die Aufmerksamkeit der mongolischen Heerführer von der Eroberung Europas abgelenkt, so würden die asiatischen Reiterstürme wohl über Deutschland, Österreich, Frankreich, Spanien und Italien dahingebraust sein, um erst vor den Wogen des Atlantiks und des Mittelmeers hinzumachen. Die Berichte über die mongolische Eroberung und über die Verhältnisse in Europa zur Zeit von Ogotais Tod liefern wahrlich keinen überzeugenden Beweis, der zu der Annahme berechtigte, daß Europa die Mongolen hätte aufhalten können, wenn diese die restlose Unterjochung dieses Kontinentes ernstlich angestrebt haben würden.

Die Nachfolge Ogotaïs trat 1246 Kuyuk an, ihm folgte 1251 Mangu und dann 1260 der mächtigste von ihnen, Kublai. Diese drei letztgenannten waren sämtlich Enkel von Dschengis-Khan. Kublai brachte 1280 ganz China unter seine Herrschaft und errichtete in Peking, das er Khan Balig (Cambulac) — die Stadt des Khans — nannte, eine Hofhaltung, die dank den Tributen, die der größte Teil Asiens entrichtete, an Glanz und Pracht nicht ihresgleichen hatte.

Als Kaiser von China behandelte Kublai die Eroberung Europas mit einer verächtlichen Gleichgültigkeit. Von Peking aus beherrschte er das ganze europäisch-asiatische Festland, außer dem südwestlichen Zipfel, den wir Europa nennen. Warum sich um dies kleine bißchen kümmern? ... Später, als das mongolische Reich in Stücke zerbröckelte, gelang es Europa, Tamerlan und andere weniger bedeutende Hordenführer abzuwehren. Aber da standen ihm nur Bruchstücke von dem gegenüber, was mongolische Macht gewesen war. Nein, nur ein historischer Zufall bewahrte Europa in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts vor der Asiatenherrschaft: der Zufall mongolischer Gleichgültigkeit.

Nachdem sich Kublai in China festgesetzt hatte, ging er dazu über, Burma, Siam und die Liutschiu-Inseln in sein bereits gewaltiges Reich einzubeziehen. Er entsandte auch zwei Expeditionen zur Unterwerfung Japans. Ein Sturm vernichtete die erste und der verzweifelte Widerstand der Japaner die zweite. Nichtsdestoweniger hielt Kublai mehr Gebiete und mehr Millionen Menschen unter seinem Zepter als je ein anderer Sterblicher. Napoleon und Cäsar, von denen man in der europäischen Geschichte soviel Wesens macht, waren Zwerge im Vergleich mit Kublai-Khan.

Die Geschichte dieses wilden mongolischen Überschämens hat fraglos ihren Reiz, aber es ist ein mit Grauen untrennbar verbundener Reiz; denn jene Eroberungen verwandelten weite, weite Strecken in leere Wüsten und schlachteten Millionen von Menschen ab. Dschengis-Khan, diese höchste Verkörperung von Begabung, Geschicklichkeit, Wildheit und Mordsucht, rühmte sich sogar, daß er beim Ritt über die Stätte ehemaliger Ortschaften, die sich ihm widersetzt hätten, niemals auf ein Hindernis stieße, das groß genug sei, um sein Pferd zum Straucheln bringen zu können.

Trotzdem waren diese Männer nicht völlig wild. Unbarmherzig bis zum Äußersten im Kriege, bekundeten sie Freundlichkeit und Sanftmut im Frieden und hatten eine echte Achtung vor den Zivilisationen, die sie über den Haufen rannten. Selbst Dschengis-Khan beugte sich vor der Überlegenheit chinesischer Kultur. Von seinem Hof in der fernen Mongolei lud er einen in der Provinz Schantung lebenden und wegen seiner Weisheit und Heiligkeit berühmten chinesischen Mönch höflich zu sich ein. Dieser beachtete die erste Einladung des mächtigen Herrschers nicht. Darauf ließ ihm Dschengis ausrichten, er würde sich glücklich schätzen, wenn er eine große Schar schöner Jungfrauen schicken dürfe, die den Weisen auf der langen Reise und später bei Hofe die Langeweile vertreiben sollten. Entrüstet erwiderte der Mönch, daß er keine Frauen, so schön sie auch sein möchten, begehre, und schlug die Einladung ab. Nun sandte Dschengis-Khan, auf den die Weisheit und Frömmigkeit des berühmten Gelehrten tiefen Eindruck machten, den höchsten Würdenträger, damit er seine Entschuldigungen darbrächte und den Widerstand des Mönches vor der langen Reise überwände. Und als der hohe Bote gar eine goldene Tafel mitbrachte, auf der der Befehl eingraviert war, man solle dem Gelehrten überall die gleichen Ehren erweisen wie dem Großkhan selbst, gab der Mönch endlich Dschengis' Drängem nach.

Seine Nachfolger ehrten gleichfalls die Vertreter anderer Zivilisationen. Kublai hatte viele ausländische Wissenschaftler an seinem Hof, dazu zahlreiche gelehrt Chinesen. Sobald die Mongolen in China festen Fuß gefaßt hatten, war es sogar ihr eifriges Bestreben, in der hochentwickelten chinesischen Kultur aufzugehen.

Indes hatte die mongolische Ausdehnung nicht nur eine zerstörende Wirkung auf Europa. Anderthalb Jahrhunderte lang hielten die Mongolen die Handelsstraßen durch Zentralasien offen. Durch den alten Zauber des Ostens verlockt, im Banne der Erzählungen von dem Prunk und Reichtum des Mongolenhofes und der Neugier erliegend, die die mongolischen Eroberungen gleichzeitig mit der Furcht erweckt hatten, reisten europäische Kaufleute, Künstler, Priester und Abenteurer auf den neu eröffneten Handelsstraßen nach dem Fernen Osten. Sie brachten Schilderungen von unerhörter Pracht und überdies Juwelen heim, um ihre Schilderungen damit zu beglaubigen. Und diese Erzählungen

fachten die Phantasie an und trieben schließlich auch Kolumbus und seine Nachfolger hinaus auf den Ozean — da um diese Zeit die Landwege geschlossen waren.

Auch der Maureneinfall, der Europa eine so reiche Kunst, Literatur, Mathematik und Wissenschaft schenkte, beruht in nicht geringem Maße auf der mongolischen Ausdehnung, denn als der Islam in seinem Vorstoß gen Asien gehemmt und zurückgetrieben wurde, suchte er für seine Entwicklung Raum am Mittelmeer.

4. Mittelalterliche Begegnungen

In Europa siedete und brandete es ebenfalls. Die Heerscharen des ersten Kreuzzuges erreichten das Heilige Land im Jahre 1096, fast zur nämlichen Zeit, als die Khitanreiter die Mongolei eroberten. (Richard Löwenherz war genau fünf Jahre älter als Dschengis-Khan). Und Kublai hatte Peking in drei Jahren wieder aufgebaut, brauchte jedoch noch weitere zehn Jahre für die vollständige Eroberung Chinas, als die letzten Kreuzfahrer 1270 aufbrachen.

Auch sie kehrten mit Erzählungen von orientalischer Herrlichkeit, die sie erblickt hatten, zurück und mit noch farbenprächtigeren Fabeln von bedeutend größerem Reichtum und Glanz in den Ländern, die jenseits des Nahen Ostens lagen. Händler, Geistliche und Glücksritter drangen über die militärische Linie hinaus in jene fernen Reiche vor, und wer von ihnen den Weg in die Heimat zurückfand, brachte neue Ideen und Auskünfte vom Osten mit, die das gute harte Holz waren, das dem Feuer der Renaissance Nahrung bot.

Marco Polo, der unerschrockene Venezianer, ist der bekannteste von den Europäern, die während der mongolischen Zeit China besuchten. Er benutzte den neu eröffneten Überlandweg, und zwar gelegentlich einer zweiten Reise, die sein Vater und sein Onkel nach dem Lande unternahmen.

Als die beiden älteren Polos von ihrer ersten Reise zurückkehrten, begleitete sie ein Abgesandter Kublai-Khans, der in einem Brief den Papst bat, ihm eine große Anzahl von Missionaren zu schicken, die seinem Volk das Christentum predigen sollten. Kublai selbst war nicht zum christlichen Glauben übergetreten, wohl aber seine Mutter. Der Papst Gregor X. gab daher den

Polos auf ihrer zweiten Reise zwei Dominikaner mit. Doch der Eifer der gewinnlüsternen Händler übertraf jenen der Propheten, denn die Priester machten, durch die Strapazen der Reise entmutigt, kehrt, während die Venezianer weiterzogen. Sie schlossen sich Karawanen an, wenn sich die Gelegenheit bot, reisten als Bettler verkleidet, um sich vor Wegelagerern zu sichern, und erlagen fast der Hitze und Kälte, dem Hunger und Durst während der langen Wanderung durch die Wüste, wo Skelette elendiglich umgekommener Menschen und Tiere den Weg markierten. Dreivierteljährig mühselige, gefährliche Jahre benötigten sie für die Reise von Venedig nach Peking.

Der junge Polo war fünfzehn, als er sich zu diesem Wagnis entschloß. Er stand vor der Vollendung des vierzigsten Lebensjahres, als er endlich seine Vaterstadt wiedersah und lebhafte Erzählungen seiner Abenteuer auszukramen begann. Während seines Aufenthaltes in China hatte er die Zuneigung und das Vertrauen Kublai-Khans erworben und in kaiserlichen Diensten weite Reisen unternommen. Kublai ließ Marco und seine Verwandten erst heimziehen, nachdem sie ihm das Versprechen gegeben hatten, zurückzukehren — ein Versprechen, das sie nicht hielten.

Als die Polos nach einer dreijährigen Seefahrt in Venedig landeten, steckten sie in Lumpen. In diesem verwahrlosten Zustande begehrten sie in ihrem einstigen Heim Einlaß und wurden anfänglich abgewiesen. Diese Vagabunden sollten die vor fünfundzwanzig Jahren Abgereisten sein, die man schon längst für tot gehalten hatte? ... Schließlich aber überzeugten sich die Verwandten von der Identität der Reisenden, und die Kälte des Empfangs schlug rasch in große Wärme um, als aus den Verstecken der zerfetzten Kleidung Haufen von gleißenden Juwelen, Geschenke des Khans, zum Vorschein kamen.

Etliche Jahre später geriet Marco Polo als Gefangener in die Hände der Genuesen und tischte einem Mitgefangeinen alle seine Erlebnisse auf. Dieser Mann schrieb sie nieder. Und so entstanden »Die Reisen Marco Polos«, die Europas Interesse an dem Orient entfachten.

In ganz China fand Marco nestorianische Christengemeinden verstreut. Über die erste Rückkehr der nestorianischen Missionare nach China, nachdem der Glaube dort gegen das Ende des zehnten

Jahrhunderts ausgelöscht worden war, ist fast nichts bekannt. Später verschwand das nestorianische Christentum noch einmal aus China, und dieses Mal so gründlich, daß sogar die Erinnerung daran unterging, bis ein Zufall die Nestorianische Tafel ans Tageslicht brachte.

Sechsundzwanzig Jahre ehe Marco Polo nach China aufbrach, verkündete der Papst, den die Europa bedrohende mongolische Eroberung und die Ausmerzung des Christentums erschreckte, dem Konzil von Lyon, daß man die Mongolen zurücktreiben müsse. Er versuchte auch eine Versöhnung, indem er einen Schüler des Franz von Assisi als päpstlichen Gesandten nach dem Osten schickte, der nach einer schwierigen Reise durch Böhmen, Polen, Rußland und das Altaigebirge endlich 1246 am mongolischen Hofe eintraf und das Schreiben des Papstes aushändigte. Ihm wurde eine hochmütige Antwort zuteil, so daß er kleinlaut nach Frankreich zurückkehrte.

Ein reichliches Jahr später erreichten zwei christliche Boten eines der mongolischen Anführer den König Ludwig IX. von Frankreich, als er sich auf einem Kreuzzuge in Cypern befand. Diese beiden berichteten, daß Kuyuk, ihr Khan, und seine Mutter, die gleichzeitig Kublais Mutter war, zum Christentum übergetreten seien. Darauf schickte Ludwig dem mongolischen Herrscher Gesandte und Geschenke. Doch als sie an ihrem fernen Ziel anlangten, war Kuyuk inzwischen gestorben, und seine Witwe empfing die Europäer. Sie gab den Geschenken Ludwigs die Deutung, daß der französische König sich der Mongolenherrschaft unterwürfe, was ganz natürlich ist, da zu jenem Zeitpunkt die Mongolen Herren eines großen Teils von Asien und Europa waren und Tribute aus vielen Ländern erhielten. Infolgedessen setzte sie ein hoffärtiges Schreiben an König Ludwig auf, das diesen aufforderte, alljährlich pünktlich seinen Tribut zu entrichten.

Mehrere Jahre verstrichen nach diesem Zwischenfall. Da hörte Ludwig, daß noch andere mongolische Häuptlinge sich zum Christentum bekehrt hätten, und ungeachtet seiner ersten Erfahrung rüstete er abermals eine Gesandtschaft aus, die 1254 in die mongolische Residenz Karakorum einzog. Hier stieß sie auf einen französischen Goldschmied und seine Ehefrau, die während der Belagerung Belgrads gefangengenommen worden waren, und auf

einen Engländer namens Basil, den scheinbar reine Abenteuerlust nach dem Fernen Osten getrieben hatte. Während König Ludwigs Abgesandte am Hofe weilten, führte der Khan bei einer großen Religionsdebatte, an der sowohl Vertreter des Christentums als auch Buddhisten und andere teilnahmen, den Vorsitz. Doch diese europäische Mission vermochte gleichfalls nichts Wesentliches auszurichten.

Genau vierzig Jahre später erreichte der erste katholische Missionar das von Kublai wiederaufgebaute Khan Balig (Peking), das vermutlich den Anspruch erheben konnte, die schönste, prächtigste Stadt der damaligen Welt zu sein. Er traf Kublai — im Frieden zum Schutzpatron von Literatur und Wissenschaft geworden — als Herrn eines Hofs, der dank Hunderten von chinesischen und ausländischen Gelehrten vermutlich der aufgeklärteste des Erdballs war. Dies geschah ungefähr ein Jahr nach Abreise der Polos und ein paar Jahre vor Kublais Tode.

Johann von Monte Corvino, der erste katholische Missionar, traf ganz allein ein, da eine Krankheit seine Reisegefährten in Indien dahingerafft hatte. Kublai gewährte ihm völlige Lehrfreiheit; doch einige der syrischen Nestorianer, die derzeit in Peking lebten, wurden seine scharfen Widersacher, zumal ein zwei Jahre früher angekommener Arzt aus der Lombardei es sich hatte einfallen lassen, äußerst nachteilige Geschichten über die Päpste, die Franziskaner und die europäischen Zustände im allgemeinen in Umlauf zu setzen. Andere in Peking ansässige Europäer machten ihm offenbar weniger Schwierigkeiten. Jedenfalls erbaute er 1298 dort die erste katholische Kirche. Neun Jahre darauf erhielt er Hilfe durch drei weitere Franziskaner, die gleichfalls drei ihrer Reisegefährten hatten unterwegs begraben müssen. Im Jahre 1313 begann Johann, nunmehr Erzbischof von Khan Balig, mit dem Bau einer Kathedrale in dem Haupthandelsplatz der Provinz Fukien, wofür ihm, laut den Berichten, eine reiche armenische Dame die Mittel verschafft haben soll.

Allmählich trafen noch ein paar fromme Brüder in China ein, von denen einer oder zwei nach Rom zurückkehrten, um weitere Unterstützung zu erflehen. Allein die Päpste verhielten sich gleichgültig; den Franziskanern fehlte es an Begeisterung für das Werk, und 1355, inmitten politischer Wirren, die 1368 zum Sturz

der Mongolendynastie führten, reiste der neue päpstliche Legat nach Europa heim.

Unglücklicherweise hatten sich die Franziskaner fast ganz mit den mongolischen Herrschern identifiziert, und die meisten der 30000 von ihnen Bekehrten gehörten nicht der chinesischen Rasse an. Deshalb wurden sie zusammen mit den verhaßten Mongolen hinweggefegt, als der Gründer der rein chinesischen Ming-Dynastie die Eindringlinge aus dem Norden vertrieb. »Auf diese Weise ist das Christentum zum zweitenmal in China ausgestorben«, sagt ein katholischer Schriftsteller.

Der Handel zwischen China und dem Westen geriet ebenfalls ins Stocken. Das gewaltige mongolische Reich zerfiel nach Kublais Tod, und bald schweiften wiederum Nomaden plündernd durch Zentralasien. Daher wurde der Handel über Land zu gewinnbringend für die Räuber und zu gefährlich für die Kaufleute, als daß er sich noch gelohnt hätte. Überdies entquollen im vierzehnten Jahrhundert neue Horden, geführt von Tamerlan, dem Kessel und versperrten die Landwege gänzlich.

Um diese Zeit hatten die Türken, deren Vorfahren einst aus demselben mongolischen Kessel herausgeschwemmt worden waren, mit festem Griff einen Teil des Nahen Ostens gepackt und Westeuropa von der Fahrt durchs Rote Meer und somit von dem Wasserweg nach Indien und China abgeschnitten, obwohl Araber und andere Moslems diesen Kurs noch segelten.

So war die schmale und wacklige Brücke, die die Kluft zwischen Ost und West überspannte, vernichtet — jene Brücke, die die mongolischen Eroberer, die Kreuzfahrer und die wagemutigen Kaufleute gebaut hatten.

5. Wiederhergestellte Verbindung

Nichtsdestoweniger büßte die Lockung des Ostens in Europa nichts von ihrer Kraft ein. Da sie die Landwege versperrt und die alte Seeroute abgeriegelt sahen, hielten die Europäer nach anderen Wegen Ausschau, auf denen man zu jenem Gefilde gelangen konnte, wo — wie sie wählten — sich Reichtümer türmten, die nur auf den Unternehmungslustigen warteten. Während des vierzehnten Jahrhunderts redeten sie mehr und mehr über die Möglichkeit, die noch offenen Seewege einzuschlagen. (Fünfzehn-

hundert, vielleicht auch zweitausend Jahre früher scheinen die Karthager den Weg rund um Afrika gefunden zu haben; aber die Europäer wußten im Jahre 1400 nichts mehr davon.) Einige wenige kühne Geister gerieten in den Verdacht, daß sie an Wahnsinn litten, als sie sich anzudeuten erkührnten, die Erde sei möglicherweise rund, nicht flach, so daß man westwärts segeln könne, um nach dem Osten zu gelangen. (Freilich, griechische Philosophen glaubten schon an die Kugelgestalt der Erde, und fünfhundert Jahre bevor Christoph Kolumbus seine Fahrt antrat, hatten bereits Skandinavier den Atlantischen Ozean überquert. Allein auch von diesen Dingen ahnte das Europa des fünfzehnten Jahrhunderts nicht das geringste.)

Dann machte ein genuesischer Seefahrer, den man daheim als Narren verhöhnt hatte, den Portugiesen den Vorschlag, statt des langen, gefahrvollen Tastens an der afrikanischen Küste schnurstracks nach Westen über den Horizont hinaus zu segeln. Portugal jedoch mochte mit einem solchen wilden Plan nichts zu schaffen haben. Endlich schenkte die Königin Isabella von Spanien Kolumbus Gehör, und mit viel Schmeichelreden und allerhand Beweisführung brachte er sie so weit, daß sie ihm Geld und Juwelen für ein Unternehmen gab, das Europa als ein wahnwitziges, selbstmörderisches Wagnis betrachtete. Mit drei kleinen Seglern getraute er sich auf die Wogen des Atlantiks hinaus. Das verwirrende Vorhandensein des amerikanischen Festlandes blockierte ihm zwar den Weg nach Indien und China; trotzdem aber erbrachte Kolumbus den Beweis, daß die Schiffe auch über den Horizont hinaussegeln könnten, ohne in den grenzenlosen Raum zu purzeln.

Sechs Jahre nach des Genuesen erster Fahrt segelte ein vorsichtigerer, doch gleichfalls kühner Mann, der Portugiese Vasco da Gama, an der Westküste Afrikas entlang südwärts und an der anderen Seite wieder aufwärts, bis er Indien erreichte. Andere Seefahrer der verschiedensten Nationen folgten diesen beiden Bahnbrechern. Und von dem Stützpunkt auslaufend, den der Portugiese in Malakka errichtet hatte, gelangten 1516 Landsleute von ihm in die chinesischen Gewässer.

Bis zu dieser Zeit hatte der Osten den Westen viel mehr beeinflußt als umgekehrt. China machte allerdings niemals den Versuch, seine Religion und seine Kultur dem Westen zu bringen; aber

durch Handel und Krieg hatte es, direkt und indirekt, Europa mit Waren, Erfindungen und Ideen versorgt, deren Wichtigkeit man kaum hoch genug bewerten kann. Es spornte das erwachende Europa auch an, seine Fühler um den ganzen Erdball auszustrecken. Andererseits kam Europa zu dieser Zeit noch nicht auf den Gedanken, Heere zur Eroberung Chinas oder eines anderen Teils des Fernen Ostens auszusenden. Auf der frühesten Stufe lieferte es China ein paar Nahrungsmittel und späterhin astronomische Kenntnisse und ein paar zweckdienliche Erfindungen, nichts jedoch, was die Lebensweise des Volkes wesentlich änderte. Niemals erweckte Europa in China den Wunsch, auszuziehen, im Westen zu lernen oder Reichtum zu sammeln. Das ist durchaus natürlich, da China dazumal, als Europa gerade erst aus dem „dunklen“ Zeitalter emportauchte, viel fortgeschritten war und über Reichtümer verfügte, wie sie kein anderes Land besaß.

Während des fünfzehnten Jahrhunderts hörte der Verbindungsstrom zwischen Ost und West gänzlich auf. Als er dann im sechzehnten Jahrhundert wieder zu fließen begann, lief seine Strömung vom Westen nach dem Osten. Dann nahm er vierhundert Jahre lang stetig an Umfang und Kraft zu, was Ergebnisse zeitigte, mit denen wir uns später beschäftigen werden.

CHINA UND DER CHINESE

Die Kartenzeichner zirkeln ein beträchtliches Teil von Asien ab und nennen es China. Desungeachtet ist China nicht schlechthin ein Abschnitt der Erdoberfläche. Seine Landgrenzen sind sogar in diesen Tagen des haargenauen Kartenzeichnens nur vage umrissen, und diese Grenzen haben sich im Lauf der Jahrhunderte weite Strecken nach vorwärts und rückwärts bewegt.

Und selbst diese weitgezogenen Grenzen enthalten nicht alles, was wirklich China ist. Jenseits von ihnen, in Siam, in den malaiischen Ländern, in Indo-China, auf den Philippinen, in Japan, in Sibirien und an verschiedenen Plätzen Nord- und Südamerikas, gibt es chinesische Gemeinwesen, die fast ein ebenso wesentlicher Teil des wirklichen Chinas sind wie die Städte und Dörfer, aus denen die Mitglieder dieser Überseegemeinden oder ihre Vorfahren auswanderten. In vergangenen Zeiten hat außerdem China tatsächlich beinahe den ganzen Fernen Osten bedeutet, weil es durch seine gewaltige Ausdehnung, durch seine alte Zivilisation und seine glänzende Kultur seine sämtlichen Nachbarn beherrschte.

Jedoch auch das Gebiet, das die Kartenzeichner China betiteln, ist nicht eine Einheit wie etwa Deutschland, Frankreich, Italien oder Japan. Die Grenzen laufen im Norden bis dicht an den Polarkreis heran und erstrecken sich südwärts weit dem Äquator entgegen. Der Nordosten ist eine riesige Ebene, und nicht viel kleiner ist die Ebene, die sich an der südlichen Küste hinzieht. In der südlichen Hälfte türmen sich Reihen von Bergketten, eine steiler als die andere, so daß kein Weg für Wagenräder hindurchführt. Im Westen gibt es Hochebenen und wiederum zackige Berge, die die Flanken des Himalaya emporklettern. Jeder einzelne dieser Teile überflügelt an Größe jedes europäische Land; zusammen geben sie China eine Mannigfaltigkeit in bezug auf Klima, Bodenbeschaffenheit und Lebensbedingungen, die ganz Europa nicht besitzt.

Auch hinsichtlich der Rasse ist China kein einheitliches Gebilde. Mongolen und Malaien, Türken, durch Zentralasien vorstoßend, wilde Ureinwohner, die seit undenklichen Zeiten im Lande hausten, primitive negerartige Völker aus den Vorbergen des Himalayas,

Arier aus Indien und dem Westen, Slaven und Semiten — all diese haben ihr Blut in die Adern jener strömen lassen, die man heute Chinesen nennt. Umsonst haben die Anthropologen nach irgend einer einzigartigen körperlichen Eigentümlichkeit gesucht, von der man sagen könnte: „das ist chinesisch!“ Die chinesische Rasse ist genau solch ein Mischmasch wie die weiße; und der eine Ausdruck bedeutet genau so wenig wie der andere. Im Temperament, in der Körperform und in der Hautfarbe sind die Chinesen untereinander ebenso verschieden wie die Völker Europas. Es fehlt in China auch die engverknüpfte soziale Einheit, wie man sie in England und vor allem in Japan findet. Durch die Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag ist China eine aus kleinen Gruppen bestehende Masse gewesen, jede Gruppe in sich selbst gut organisiert, aber eifersüchtig darauf bedacht, ihre Trennung von den übrigen aufrechtzuerhalten.

Am allerwenigsten ist China politisch ein Ganzes. Es war niemals und ist niemals ein Staat nach dem modernen westlichen Begriff geworden. Mit dem landläufigen westlichen Maßstab gemessen, gehörte von alters her die politische Anarchie in China eher zur Regel als zu den Ausnahmen. Das Volk hat, durch seine kleinen Gruppen arbeitend, seine eigenen Angelegenheiten verwaltet, und die Regierung wurde, infolge des gegenseitigen Wunsches von Regierenden und Regierten, dem Grundsätze gemäß gehandhabt, daß es allen zum Vorteil gereiche, wenn das Volk und die Beamten so wenig wie möglich miteinander zu tun hätten.

Trotzdem aber eine Einheit in jenen Lebensgebieten fehlt, wo der Westen Einheit als die Grundbedingung der nationalen Existenz erachtet, ist China eine Wirklichkeit. Irgendwie hat der Chinese vor undenklichen Zeiten eine Technik sozialer Anpassung, eine Lebensart ausgearbeitet, die das Überdauern ermöglichte. Er ververtigte ein soziales Gewebe, zähe genug, um dem zermürbenden Druck regelmäßig wiederkehrender innerer Aufstände und der Eroberung durch Fremde standzuhalten, und andererseits biegsam genug, um sich der fast endlosen Verschiedenartigkeit örtlicher Bedingungen anzugleichen.

China ist eine Zivilisation, ein soziales System, das durch die starke, alles durchdringende und tief in der Vergangenheit wur-

zelnde Kultur zusammenhängend gemacht wurde. Diese hat es auch zustande gebracht, daß China lebenskräftig in die moderne Welt einging, während die westlichen Zeitgenossen seiner Jugend und seines mittleren Alters längst der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Man kann China mit den gewaltigen Sanddünen vergleichen, die sich Meilen und Meilen über das Gebiet der Ordos-Wüste erstrecken. Durch die aus weiter Ferne kommenden Winde aufgestört, bewegen sich diese Dünen langsam, aber unwiderstehlich. Betrachtet man sie nur kurze Zeit, so scheinen sie am Flecke zu verharren. Sieht man sie nach längerem Zwischenraum wieder, so scheinen sie sich ein wenig bewegt zu haben; und nach einer genügend großen Zeitspanne können sie sehr weit vorgedrungen sein. Trotz all ihrer Bewegung wechseln sie nur wenig die Form. Und obwohl sie nur aus winzigen, winzigen Teilchen bestehen, überwinden sie lediglich durch ihre Masse alle Hindernisse auf ihrem Weg, und wenn sie weitergegangen sind, mutet es an, als seien gar keine Hindernisse dagewesen. Die majestätischen Dünen können von ihrem eigenen vorgeschriebenen Wege weder abgelenkt werden, noch vermag man ihnen Einhalt zu gebieten oder sie zu besiegen.

1. Wer sind die Chinesen?

Sich in der Hauptsache auf chinesische Urkunden verlassend, nahmen die meisten Gelehrten früher an, daß die »ursprünglichen Chinesen« aus irgendeinem Winkel Zentralasiens gekommen seien, dann allmählich die Grenzen ihrer Herrschaft im fruchtbaren Tal des Gelben Flusses vorgeschoben und endlich eine Zivilisation im Mittelpunkt des Wei-Tales geschaffen hätten — eines Beckens, das, ungefähr eine Million Morgen groß, in der westlichen Provinz Schensi, wo der Gelbe Fluß unvermittelt seinen Knick nach Osten macht, liegt und sich eines guten Klimas und eines ungewöhnlich reichen Bodens erfreut. Die »ursprünglichen Chinesen« sollten sich also zwischen dem dritten und zweiten Jahrtausend vor Christus aus Nomaden zu seßhaften und roh zivilisierten Bauern umgewandelt haben.

Diese Theorien sind jedoch durch letzthin bei Ausgrabungen gemachte Entdeckungen über den Haufen geworfen worden. Es

sieht aus, als ob ein prächinesisches Volk, das im unteren Bereich des Gelben Flusses lebte, den Grundstock zu jener chinesischen Zivilisation gelegt hat. Mithin waren die »ursprünglichen Chinesen« der alten Theorie vermutlich Barbaren aus dem Nordwesten, die sich durch Waffengewalt zu Herren eines Gebietes machten, das schon ein beträchtliches Maß von Zivilisation kannte — genau wie später mongolische und tatarische Barbarenstämme aus dem Nordwesten einbrachen und die zivilisierten Chinesen unterjochten. Vielleicht aber waren auch die Prächinesen Eindringlinge, die in grauer Vorzeit der große Kessel Zentralasiens ausgespien hatte. Jedenfalls deutet sowohl die Verteilung von Rassentypen und sprachlichen Überbleibseln als auch sehr alte Überlieferung darauf hin, daß es in dem heutigen China wenigstens drei große Völkerwanderungen gegeben hat.

Die frühesten Bewohner scheinen negerartige Menschen gewesen zu sein, den Negritos der Philippinen stammverwandt. In den entlegenen Bergschluchten in und bei Tibet leben jetzt noch Leute, deren Haar und Gesichtsschnitt unverkennbar die negroiden Vorfahren verraten. Derartige Völkerstämme lebten in ganz frühen Zeiten auch in Indien, und ihre Nachkommen hausen jetzt in unzugänglichen Gebirgsregionen der indischen Halbinsel und des Himalayas.

Als die nächsten Ankömmlinge darf man den heutigen Malaien verwandte Menschen betrachten — möglicherweise Ahnen der Malaien. Offenbar verjagten sie die negerartigen Stämme aus dem fruchtbaren Tal ins Gebirge hinauf oder über die See nach Japan, Formosa, den Philippinen und anderen benachbarten Inseln hinüber. Die Vorfahren der heutigen Japaner fanden, als sie acht- oder neunhundert Jahre vor Christus in Japan anlangten, dort Bewohner vor, denen sie den Namen »Spinnenmänner« gaben und die wahrscheinlich zum gleichen negroiden Stamm gehören. Gemäß japanischer Überlieferung vernichteten die Japaner diese Spinnenmänner teilweise, indem sie ihre Höhlenbaue ausräucherten und die Insassen, die, um nicht zu ersticken, ans Tageslicht stürzten, mit Netzen fingen. In Indien haben anscheinend die Dravida, die entfernt mit den Malaien verwandt sind, jene negerartigen Stämme in die Berge vertrieben.

Dann erfolgte zwischen 3000 und 2000 vor Christus ein dritter

Einfall, der durch ziemlich klare Beweise erhärtet wird. Es strömten Stämme aus Zentralasien hervor und wälzten sich das Tal des Gelben Flusses hinab und nach China hinein, erobernd, vernichtend, aufsaugend oder die Völker, die zuvor im Lande gewesen waren, vor sich hertreibend. Diese Eindringlinge sind das Volk, das man gemeinlich mit dem verschwommenen Ausdruck »die ursprünglichen Chinesen« bezeichnet. Etliche der Prächinesen retteten sich auf die nahen Inseln; die Mehrzahl aber blieb in China. Im Norden wurden sie fast vollständig aufgesogen oder ausgerottet, während sie in den westlichen und südwestlichen Bergen genügend zahlreich und genügend abgesondert erhalten blieben, um die Vorfahren der gegenwärtigen Lolas, Miaos und anderer »wilder Stämme« zu werden. Diese haben sich stets nur widerstrebend und nur scheinbar der chinesischen Oberhoheit untergeordnet und meist ihre eigenen Gepflogenheiten bewahrt. Noch andere siedelten sich längs der südöstlichen Küste oder auf den südlichen Ebenen an, wo sie in der chinesischen Zivilisation aufgingen. Indes stießen die Eindringlinge aus dem Norden nur in beschränkter Anzahl weit gen Süden vor, was zur Folge hat, daß man heutzutage — bei einer Reise von Norden nach Süden — von dem großen, schwerfälligen, langsamen, beinahe rein mongolischen Menschenschlag schließlich zu dem kleinen, flinken, leicht erregbaren kommt, der den Malaien verwandt ist.

Auch die Sprachenverteilung wirft ein aufklärendes Streiflicht auf die Art, wie diese Einwanderung aus dem Norden die prächinesischen Stämme beeinflußte. Das gesamte China bedient sich der nämlichen geschriebenen Sprache, obwohl den Begriffszeichen verschiedenartige Laute gegeben werden — genau wie im Westen alle Völker die nämlichen arabischen Ziffern benutzen und dennoch zum Beispiel ۵۵ im Englischen „fifty-five“, im Deutschen „fünfundfünzig“ und im Französischen „cinquante-cinq“ heißt.

Aber in China bedienen sich reichlich drei Viertel des Volkes auch derselben gesprochenen Sprache, obgleich solche Dialektverschiedenheiten wie etwa zwischen dem Mecklenburger und dem Schwäbischen Deutsch bestehen. Dieses „Mandarin“ ist nicht nur die Sprache der alten Hauptstadt Peking und der gegenwärtigen, Nanking, sondern des ganzen Nordens und Nordwestens Chinas und des ganzen Yangtse-Tales bis fast zur Mündung hinab. Hin-

gegen werden längs der südlichen und südöstlichen Küste, von der Mündung des Yangtse bis zur indochinesischen Grenze, eine ganze Reihe von Sprachen geredet, so abweichend voneinander wie Englisch, Deutsch, Französisch und Italienisch, und mit Fug und Recht darf man annehmen, daß diese Küstensprachen von den verschiedenen prächinesischen Völkern herrühren, die zwar über die jene Küste schützenden Berge getrieben wurden, sich aber trotzdem auf dem Festlande zu halten vermochten. Und ähnlich gibt es in den bergigen Teilen Nordchinas verstreute kleine Nester, wo die Leute merkwürdige und örtlich sehr begrenzte Dialekte reden, die ebenfalls auf die in die Berge vertriebenen Stämme zurückzuführen sind.

Die vorherrschende, irrite westliche Vorstellung, China sei ein Land mit einer beinahe grenzenlosen Sprachenanzahl, entsprang offenbar dem Umstand, daß in den frühesten Tagen der modernen Wechselbeziehungen die Europäer fast ausschließlich mit den Chinesen längs der südlichen und südöstlichen Küste in Berührung kamen und sich ihr Verkehr auch heute noch hauptsächlich in diesem Gebiet vollzieht.

Allein auch vom Südwesten aus erfolgte Chinas Besiedlung. Etwa tausend Jahre nach der Einwanderung der »ursprünglichen Chinesen« aus Zentralasien zwängten sich die Arier durch die Bergpässe nach Indien hinein. Hier trafen sie die verhältnismäßig zivilisierten Drawida an, die sie teils töteten, teils in die Berge verjagten oder zu Sklaven machten. Etliche dieser Drawida schoben sich längs der Küste ostwärts, schoben sich durch das heutige Burma, die malaiischen Staaten und Indo-China bis zu den Ebenen des südlichen Chinas. Beträchtlich später, nachdem die Arier schon in Indien seßhaft geworden waren, erfolgte eine rückläufige Völkerwanderung von Südhina nach Indien zu. Sie war das Ergebnis der Ausdehnung, die infolge eines noch weiter nördlich einsetzenden Druckes vom Yangtse-Tal ins südliche China hinein stattfand.

Wir wissen mit leidlicher Bestimmtheit, daß dieses Volk, das sich, gestoßen durch die Arier in Indien, aus dem Südwesten nach China hineindrängte, mit den heutigen Malaien eng verwandt war; viel weniger wissen wir über die Rassenverwandtschaft der »ursprünglichen Chinesen«, die vom Nordwesten hereinkamen.

Alte chinesische Berichte deuten an, diese Eindringlinge aus dem Nordwesten seien Eroberer gewesen, die sich als herrschende Aristokratie über die vorherigen Bewohner emporgeschwungen hätten, etwa wie die Arier in Indien, die Griechen im Mittelmeerbecken und die Normannen in England. Diese alten Berichte nennen jene, die von den Aristokraten beherrscht wurden, »das schwarzhaarige Volk«, woraus eigentlich hervorgeht, daß die Aristokraten selbst nicht schwarzhaarig waren. Es mag einen solchen Unterschied gegeben haben wie zwischen den blonden Aristokraten und dem dunkelhaarigen gewöhnlichen Volk des frühen Griechenlandes.

Außerdem haben die Ainu, von denen einige wenige noch im nördlichen Japan leben, die aber — zum mindesten auf der Hauptinsel — vorherrschten, als die »Japaner« erschienen, braunes oder rotes Haar; sie bekunden auch durch andere Merkmale, daß sie eher zur kaukasischen als zur mongolischen Menschenrasse gehören. Wie und woher die Ainu nach Japan gelangten, weiß niemand. Immerhin ist es eine nicht uninteressante Theorie, daß sie in jenem Teil der Welt die letzten Überbleibsel einer sehr frühen Bewegung kaukasischer Völker ostwärts sind — der Beginn einer Bewegung dieses Rassenstammes, die späterhin einige aus dem gleichen Stamm nach Indien trug (die Arier) und weiterhin ins Mittelmeerbecken (die Griechen und die frühen römischen Völker). Wie es aber auch sein mag — im nordwestlichen China ist jegliche Spur von kaukasischer Blutmischung, die vielleicht vor vier- oder fünftausend Jahren erfolgte, verschwunden.

Indes bewahren die Volkssagen des Fernen Ostens noch Spuren einer möglichen frühen Einwanderung von Angehörigen der kaukasischen Rasse. Sowohl in den japanischen als auch in den chinesischen Sagen hat der Schurke — gleichgültig, ob er nun der Teufel oder ein durch und durch schlechter Mensch ist — stets helle Hautfarbe und meist rotes Haar und blaue Augen, während der Held, der gute Geist, die vortreffliche Person schwarzes Haar, dunkle Haut und dunkle Augen hat. Bei uns im Westen hingegen beschreiben Märchen und Sage den Helden immer als blond und den Bösewicht als dunkel. Satan, seine Kobolde und bösen Geister sind immer dunkel; aber St. Michael, die Engel und die guten Feen prangen immer im hellen nordischen Blond.

Derartige Unterscheidungen entsprießen den Erfahrungen der frühen Völker, die jene Sagen und Märchen ersannen. Lange ehe die westliche Geschichte begann, kämpften am Mittelmeer brünette Völker gegen negerartige, und etwas später, aber noch immer in prähistorischen Zeiten, kamen blonde Leute aus dem Norden nach Europa hineingeströmt und prallten mit den südlichen Brünetten zusammen. In beiden Fällen war der Feind dunkler als der Freund, so daß man das Böse rundweg mit dunkler Haut, dunklen Augen und Haaren verquickte. Und die Schwärze der bösen Wesen in den Hindusagen ist ebenfalls eine arische Überlieferung, offenbar von der Fehde der kaukasischen Eindringlinge mit den dunkelhäutigen Drawida herrührend, die sie in Indien antrafen. Genau so aber deutet die Vereinigung von Blondheit und Bösem bei Chinesen und bei Japanern darauf hin, daß die Vorfahren der gegenwärtigen Bewohner lange und bittere Erfahrungen mit hellhäutigeren Feinden durchkosten mußten.

In Japan liegt die Sache klar. Die Ahnen der gegenwärtigen Japaner fanden außer den negroiden »Spinnenmännern«, die sie leicht überwältigten, die Voreltern der kaukasischen Ainu im Lande vor. Und über zweitausend Jahre lang — tatsächlich bis in die letzten Jahrhunderte hinein — sahen sich die Japaner gezwungen, mit diesem Volk von hellerem Äußern, das sie allmählich nordwärts drängten, mehr oder weniger anhaltende Fehden auszutragen.

Die Volkssagen Chinas sind jedoch auf einheimischem Boden gewachsen, sind nicht von den Japanern übernommen. Weshalb also trieb es den Chinesen, Böses untrennbar mit Blondheit zu verbinden? Doch wohl nur, weil er in grauer Vorzeit mit irgend einer blonden Rasse schlimme Erfahrungen machte. Das Volk, das ins südliche China einwanderte, um den Ariern in Indien zu entgehen, mag die Vorstellung mitgebracht haben. Aber das allein genügt nicht zur Erklärung der Tatsache, daß diese Vorstellung in alten Sagen von offenkundig rein nördlichem Ursprung zum Ausdruck gelangt.

Jedenfalls machte sich diese uralte östliche Verschmelzung von Blond und Böse bei den Gefühlen von Chinesen und Japanern geltend, als die ersten modernen Abendländer auftauchten. Diese neuen Ankömmlinge, denen all das fehlte, was der Ferne Osten



Der Venezianer MARCO POLO [1254—1323] erreichte auf dem Landweg China. Ihm verdanken wir die ausführlichsten frühen Nachrichten über China, das er zusammen mit seinem Vater und seinem Oheim bereiste. [*Nach einer Inkunabel von 1477*]



Arbeit auf mittels Schöpfwerken bewässerten Reisfeldern in der Provinz Kiang-si. [Nach einem alten europäischen Stich]

als wirkliche Sittenverfeinerung betrachtet, schienen die Verkörperung der Ungeheuer aus schrecklichen Kindheitserfahrungen zu sein. Und man kann nicht leugnen, daß viele jener ersten Westländer in einer Weise handelten, die die volkstümliche Auffassung, daß blonde Leute gottlos und böse seien, vollauf bestätigte.

Die Tatsache, daß im Westen und im Osten die Menschen seit vielen Generationen das Böse mit der jeweils anders gearteten Hautfarbe in Zusammenhang bringen, hat auf ihre Beziehungen weitgehend eingewirkt. Doch ist dieser Punkt bei der Erörterung ihrer Beziehungen im allgemeinen leider nie genügend gewürdigt worden.

2. Fluten über China

Kaum ein Sommer verstreicht, ohne daß nicht irgendwo in der ungeheuren Ebene des nördlichen Chinas wirbelnde Wassermengen die Deiche durchbrechen, sich über die Felder ergießen, die gräbenartigen Wege durch die Dörfer füllen und gierig an den Lehmmauern der Häuser nagen, bis sie bröckeln. Ganze Dörfer fallen der Vernichtung anheim. Doch wenn die Fluten zurückweichen, kehren die Dorfbewohner wieder, sammeln die Balken ihrer eingestürzten Behausungen, trocknen neue Ziegel an der Sonne oder schaben Lehm zusammen und erbauen geduldig ihre Heimstätten von neuem.

Unzählige Male hat sich solche Zerstörung und solcher Aufbau in den langen Jahrhunderten chinesischer Geschichte wiederholt. In den letzten Jahren wurden bei dem Wiederaufbau zuweilen neues Material und neue Methoden verwandt. Deiche und Hausmauern sind teils aus Zement verfertigt, Kanäle sind gegraben worden, um die Wasserfluten abzuleiten. Hie und da gewährleisten diese modernen Methoden Sicherheit vor dem verderbenbringenden nassen Element; doch der alte Strom fließt noch genau wie früher und wird bei Hochwasser nach wie vor unermeßlichen Schaden anrichten; und genau wie früher wird die Mehrzahl der Häuser aus dem alten Baustoff und im alten Stil errichtet.

Fluten sozialer und politischer Zerrüttung bezeichnen die Zwischenräume zwischen den chinesischen Dynastien. Eine derartige Flut bedeckt gegenwärtig das Land. Aber stets haben die Chinesen nach der Überschwemmung ihre soziale und politische Struktur

wiederaufgebaut, denselben Stoff gebrauchend, aus dem China selbst besteht, genau wie die Dörfler ihre alten Balken benutzen und über ihnen Mauern und Dächer aus der einheimischen Erde errichten. Ein mächtiger Strom in der gegenwärtigen Flut ist jedoch aus dem Westen gekommen. Er hat neue Wege des Denkens und Handelns mitgebracht, die bei dem Wiederaufbau in Erscheinung treten und vielleicht das alte ersetzen werden.

Diese Fluten westlicher Vorstellungen und Gedanken haben ihr reichliches Teil zu dem Wirwarr in China beigetragen. Aber keineswegs sind sie die einzige Ursache, ja nicht einmal die Hauptursache gewesen. Eine der periodischen Fluten, die die chinesischen Dynastien überschütteten, schwoll an, als die modernen Abendländer zuerst eintrafen. Eine andere brach nach einem halben Jahrhundert langsamem Anwachsens über das Land herein, als die Fremden so festen Fuß gefaßt hatten, um einen kräftigen Vorstoß wagen zu können. Bei der ersten dieser Überschwemmungen, die den Sturz der Ming-Dynastie verursachte und 1644 die Mandschus auf den Thron setzte, hatte der westliche Einfluß keinerlei Anteil; aber auch die zweite — den großen T'ai P'ing-Aufstand in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts — rief er kaum hervor. Dieser Aufruhr entsprang fast gänzlich echt chinesischen Quellen: der Verderbtheit und Entartung der Regierung sowie der sich daraus ergebenden öffentlichen Unzufriedenheit.

Hingegen waren westliche Ideen beträchtlich mit am Werk, als 1912 die Mandschus endgültig von dem Drachenthron heruntergefegt wurden, nachdem sich schon lange Murren und Dräuen gegen sie bemerkbar gemacht hatte. Und diese politischen Anleihen aus dem Westen, unter denen hauptsächlich die Idee von der höchst eigenartigen Schöpfung einer Republik hervortrat, richteten überreichlich Verwirrung an.

In den anderen Ländern des Fernen Ostens hat der reißende Strom westlicher Ideen, Wege und Kräfte die dünnen Bächlein aus dem Born nationalen Lebens fast völlig übergeschluckt, ähnlich wie der große Strom chinesischer Zivilisation in vergangenen Jahrhunderten den ganzen Fernen Osten überflutete und befruchtete. In China aber ist der aus der alten Vergangenheit strömende Fluß zu breit, zu mächtig, als daß er durch den Strom aus dem Westen verschlungen werden könnte. Viel von Chinas augenblick-

licher Zerrüttung beruht auf der Kraft von Chinas eigener Zivilisation. Die Ereignisse hätte geringerer Wirrwarr begleitet, wenn jene Zivilisation so unzusammenhängend wie in Indien oder so unschöpferisch wie in Japan gewesen wäre. Der Umstand, daß das Zusammenprallen dieser beiden großen Zivilisationsströme — aus dem Westen und aus Altchina — Aufruhr, Bestürzung und Verwirrung hervorrief, ist kein Beweis für Chinas Schwäche, sondern für seine Stärke und schöpferische Lebenskraft.

Wirrwarr war unter den obwaltenden Verhältnissen unvermeidbar, Wirrwarr und viel Zersetzung und Auflösung. Notwendigerweise bilden die Vorfälle, die dieser Wirrwarr mit sich bringt, das Rohmaterial der „Telegraphischen Nachrichten aus China“, weil solche Vorfälle die plötzlichen und augenfälligen Erscheinungen von dem, was sich abspielt, sind. Aber jenen, der verstehen möchte, was China heute ist, und folglich auch die Rolle kennenzulernen wünscht, die es bei der Entwicklung der Weltzivilisation spielen wird, kümmern mehr die tieferen Ströme, deren Bewegungen diese Oberflächenbilder verursachen.

Und von diesen tieferen Strömen wird in den folgenden Kapiteln die Rede sein.

DER BAU DER MAUER

Das Jahr 776 vor Christus brachte eine Sonnenfinsternis, die in chinesischen Berichten erwähnt wird. Diese Eintragung liefert uns das früheste zuverlässige Datum in der Geschichte Chinas, dient aber ferner für die Berechnung anderer Ereignisse, sowohl früherer als späterer. Je weiter wir in die Vergangenheit zurücktauchen, desto mehr Schwierigkeiten bereitet natürlich die genaue Zeitbestimmung. Desungeachtet besteht kaum ein Zweifel, daß zur Zeit dieser Sonnenfinsternis die Chinesen schon mehr Jahre auf dem Wege der Zivilisation wandelten, als verstrichen sind, seit der Stern über Bethlehems Stall leuchtete.

Trotzdem war jene Sonnenfinsternis — im Vergleich zu den unendlichen Zeitläufen, mit denen Chinas Mythen rechnen — erst gestern. Gleich den westlichen stellten auch die chinesischen Philosophen Theorien auf, wie das Universum entstanden sei und sich entwickelt habe. Für unseren Zweck sind jedoch die Volksmythen bedeutungsvoller als philosophische Weisheit, weil sie klarer die Einstellung des Volkes anzeigen und weil sie überdies jenes Gefühl der verhältnismäßigen Unwichtigkeit des Menschen als solchem und besonders des Individuum's offenbaren, das alle chinesische Kunst und Literatur kennzeichnet.

Fraglos würde es sehr verlockend sein, den Windungen dieser Mythen zu folgen und die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten in den entsprechenden Geschichten der Hebräer, der Griechen, der Inder, der Skandinavier und anderer aufzuspüren. Allein wir müssen uns damit begnügen, das stets vorhandene Gefühl für die unendliche Länge der Zeit und die Unwichtigkeit des Menschen, das diese Erzählungen widerspiegeln, zur Kenntnis zu nehmen — ein dem Westen durchaus fremdes Gefühl.

Schon bei der Schöpfungsgeschichte tritt uns der Gegensatz vor Augen. Nach der westlichen Erzählung verbrachte ein sehr menschenähnlicher Gott sechs Tage damit, das Universum, wie wir es kennen, zu schaffen, und zwar lag er diesem Werke zu einer Zeit ob, die nach Bischof Ushers Berechnungen nur durch viertausend Jahre von Christi Geburt getrennt wird. Die Krone seiner Schöpfung war der Mensch, zum Herrscher über die von diesem Gott geschaffene Erde eingesetzt.

Die chinesische Mythe räumt eine vage, doch unermeßliche Zeit des Chaos ein, in dem irgendwie die zwei gegensätzlichen Urstoffe — das Yang und das Ying, das Aktive und das Passive, das Positive und das Negative, das Männliche und das Weibliche — ein zwergenhaftes Geschöpf, Pan Ku genannt, hervorbrachten. Dieses Wesen beschäftigte sich achttausend Jahre damit, aus dem Chaos die Sonne, den Mond, die Sterne, die Himmel und die Erde herauszumeißeln, wobei es täglich sechs Fuß wuchs. Dann starb es, und unsere Erde röhrt von ihm her. Die Berge sind sein Kopf, die Flüsse sein Blut; der Regen ist sein Schweiß, der Wind sein Atem; die Felsen sind seine Knochen und die Bäume sein Haar. Die Menschen aber sind die Insekten, die auf Pan Kus Körper herumkrabbeln!

Nach den chinesischen Mythen verstrichen nach dem Hervortauchen der Erde aus dem Chaos viele tausend Jahre, ehe die Menschen sich der Zivilisation zuzuwenden begannen. Nach den zehn Epochen, von denen eine jede Jahrtausende dauerte, kam Fu Hsi, mit dem der Mythus allmählich in Geschichte übergeht. Um diese Zeit — man schätzt sie auf vier- oder auch auf dreitausend Jahre vor Christus — hatte der »Nestbewohner« die Menschen das Wohnungsbauen gelehrt und der »Feuerentdecker« sie in dem Gebrauch des Feuers unterwiesen. Fu Hsi erfand die Malkunst des Schreibens, die Musikinstrumente und den Kalender, durch den man die Jahreszeiten bestimmt. Er stiftete auch die Ehe. Seine schwesterliche Gattin, Nü Kua, besserte den Kosmos aus, der durch seine lange Abnutzung Schaden erlitten hatte, und dämmte eine große Flut ein. (So früh schon drücken die verheerenden Wasserfluten des Gelben Flusses ihren Stempel dem chinesischen Leben auf!) Schen Nung, etwas später als Fu Hsi erscheinend, lehrte den Ackerbau und die Heilkunst. Noch später kam, nach der Überlieferung, Huang Ti oder der Gelbe Herrscher, und mit ihm verläßt die Geschichte endgültig die nebelhaften Gebiete des Mythus.

Huang Tis Regierung begann gemäß den landläufigen chinesischen Berechnungen im Jahre 2704. Er soll im »Nordwesten« von Stätte zu Stätte gezogen sein, im Laufe seiner ein volles Jahrhundert währenden Regierung Ordnung und Regel bei den Stämmen eingeführt, gegen barbarische Eindringlinge aus Nord und West

gekämpft und sein Reich ostwärts längs des Gelben Flusses bis zur See ausgedehnt haben, und südwärts quer durch die nordchinesische Ebene bis zum Yangtse-Strom und sogar noch über ihn hinaus. Um der Bauern willen studierte er die Sterne, damit er die Jahreszeiten genauer festsetzen könne; und seine Frau war die erste, die Seide spann und webte.

Die Erzählungen von diesem sagenhaften Herrscher geben uns ein genaues Bild davon, wie ein nomadisches Volk sich nach und nach zu einem landwirtschaftlichen Dasein bekehrte, wie es Häuser baute und Städte mit Mauern umzog, wie es eine Kunst nach der anderen entdeckte und unter einander folgenden Häuptlingen immer fester in Gemeinwesen vereinigt wurde.

1. Yao, Schun und Yü

In der chinesischen Chronologie stoßen wir auf die Namen verschiedener unbedeutenderer Herrscher, die zwischen Huang Ti und dem ersten der drei Männer regiert haben sollen, deren Andenken in China noch heute lebt und mit dem Begriff beispieloser Rechtschaffenheit und Güte verknüpft ist: Yao, Schun und Yü. Anderthalb Jahrhunderte lang führten diese drei das Zepter — etwa zwischen 2350 und 2150 vor Christus, also fast tausend Jahre, bevor Moses die Israeliten aus Ägypten fortführte.

Yao wurde durch den Beschuß der Stammeshäuptlinge, die seinen Bruder abgesetzt hatten, Kaiser. Nach siebzigjähriger Herrschaft trat Schun als Regent an seine Seite, und als Yao dreißig Jahre später starb, erhielt, nach dem Willen Yaos sowie der Häuptlinge, Schun die Kaiserwürde und nicht Yaos Sohn. Schun und die Häuptlinge übergingen dann wiederum Schuns Sohn und setzten zur Belohnung für seine großen Verdienste Yü auf den Thron. Mithin wurde in diesem Zeitabschnitt die Nachfolgeschaft eher durch Wahl als durch Erbschaft geregelt, ganz ähnlich wie bei den Stämmen des nördlichen Europas, die später ins Mittelmeerbecken hinabzogen.

Als Yü das Zeitliche segnete, folgte ihm statt des ersten Ministers sein Sohn als Herrscher. Wenn auch die Stimmen der Häuptlinge bei dieser Wahl wesentlichen Anteil hatten, so bedeutet die Einführung der erblichen Thronfolge dennoch einen wichtigen Wendepunkt bei der Ansiedlung der Stämme, und weil

der Thron in Yüs Familie verblieb, bezeichnen die Chinesen ihn als den Gründer der ersten einer langen Reihe von Dynastien. Seine Dynastie — als die Hsia bekannt — wurde ungefähr um 2200 vor Christus gegründet.

Die Berichte von einer riesigen Überschwemmung, unter der das Land während der letzten Regierungsjahre Yaos zu leiden hatte, werfen weiteres Licht auf die Entwicklungsstufe, bei der Chinas Geschichte angelangt war. Schun tat sich nämlich hervor, als er diese Flut zu bezwingen suchte, und Yü schuf sich den Ruf, der ihm schließlich zum Throne verhalf, indem er sie erfolgreich bekämpfte. Die Berichte über diese Flut sind verschwommen, aber sie lassen keinen Zweifel obwalten, daß sie riesige Gebiete heimsuchte und ungeheuren Schaden anrichtete.

Infolge der geographischen Verhältnisse Nordchinas ist nun aber eine ausgedehnte Überschwemmung nur in der großen Ebene möglich, durch die der Gelbe Fluß ostwärts dem Ozean entgegenrauscht. Westlich von dieser Ebene befindet sich das Tal des Wei-Flusses, wo spätere chinesische Herrscher geraume Zeit ihre Hauptstadt hatten. Aber die Bodengestaltung im Wei-Tale vereitelt eine Überschwemmung, die ausgedehnte Verheerungen anrichten könnte. Daher nötigt der Umstand, daß die von Yao, Schun und Yü bekämpfte Hochflut so bösen Schaden tat, zu der Schlußfolgerung, der Mittelpunkt der Zivilisation müsse sich dazumal auf der Ebene des Gelben Flusses befunden haben, weder westlicher noch nördlicher. Und weiteres Beweismaterial, aus alten Büchern und Ausgrabungen herrührend, unterstützt diese Ansicht.

Anderes Beweismaterial jedoch deutet einwandfrei darauf hin, daß der Sitz der um 1100 gegründeten Tschou-Dynastie sich im Tal des Weis befand und daß sie durch den Führer von Stämmen gegründet wurde, die aus dem entlegeneren Nordwesten gekommen waren.

Infolgedessen beziehen sich die Erzählungen von Yao, Schun und Yü und die Überbleibsel der Kultur ihrer Zeit möglicherweise auf eine Zivilisation, die durch die prähinesischen Bewohner Chinas und nicht durch die streng mongolischen »ursprünglichen Chinesen« geschaffen worden ist — eine Zivilisation, die dann von barbarischen Eindringlingen überrannt wurde, wie die drawidische

Zivilisation in Indien und die sumerischen, kretischen und mykenischen Zivilisationen im Mittelmeerbecken.

Nicht ausgeschlossen ist, daß die große Flut selbst eine wichtige Rolle bei der Ausmerzung dieser frühen Zivilisation in China gespielt hat, denn die Hochwasserfluten des Gelben Flusses beeinflußten auch 1853 ausschlaggebend den Lauf der Ereignisse, indem sie die T'ai P'ing-Rebellen aufhielten und die Mandschu-Dynastie hierdurch vor dem Sturz bewahrten.

Auf jeden Fall zeigen die Berichte von dieser Zivilisation im Gebiete des Gelben Flusses, daß das Volk mehr als zwei Jahrtausende vor Christus bereits die rohe Stufe der Barbarei überwunden hatte. Es wird erzählt, wie Yü durch Graben von Kanälen und Bauen von meilenlangen Deichen sowohl den Gelben Fluß als auch den Yangtse zähmte. Fraglos hat die Legende Yüs Leistungen übertrieben; aber das schmälert nicht den Beweis, daß die Chinesen zu dieser Periode schon über gute Kenntnisse in der Wasserbautechnik verfügten.

Doch noch mehr deuten die Überlieferungen von Yao, Schun und Yü an; es muß sich so früh schon eine Auffassung vom Regieren verankert haben, die im sozialen und politischen Denken der Chinesen grundlegend geblieben ist: die Auffassung, daß rechtmäßige Autorität nicht von Gewalt, sondern vom sittlichen Charakter abhängt. Vermutlich kostete es Yao, Schun und Yü allerhand Kämpfe, um die Führerschaft über die Stämme zu erringen und sich zu erhalten. Doch hiervon spricht die Überlieferung nicht. Nicht als erfolgreiche Krieger werden alle drei geehrt, vielmehr als Männer von unbestechlicher Lauterkeit, die dem Volke treu dienten. Der Stärke ihres moralischen Charakters, aber keineswegs dem Heldenmut bei Waffentaten, verdanken sie die ihnen zugebilligte Macht und Ehre. In diesem Lichte sehen es die Chinesen.

Die Idee, daß die »Regierung auf der Einwilligung der Regierenden« beruht, wurzelt ebenfalls tief in Chinas Vergangenheit. Der Himmel gewährt und entzieht den Auftrag zu herrschen; aber »der Himmel sieht, wie das Volk sieht, und hört, wie das Volk hört«, sagte, gemäß den chinesischen Klassikern, der Justizminister Kao Yao im Jahre 2550 vor Christus, womit er den römischen Spruch »vox populi, vox Dei« ein paar tausend Jahre vorwegnahm.

Die von Yü gegründete Hsia-Dynastie ging den Weg aller Dynastien, die ihr folgten — und überhaupt aller erblichen Dynastien. Durch fähige Männer errichtet, verfiel sie allmählich — sei es durch Verweichung, höfischen Luxus oder durch die Mischung mit weniger fähigem Blut — in Schwäche, Entartung und Untüchtigkeit. Bei der Hsia-Dynastie vollzog sich dieser Verfall im Lauf von vierhundert Jahren.

Dann riß einer der Feudalherren die Herrschaft an sich. Seine Sippe wohnte damals in der Ebene des Gelben Flusses, wohin sie unter dem Druck anderer nordwestlicher Stämme aus dem Wei-Tale gezogen war.

Ungefähr sechs Jahrhunderte verflossen, ehe auch diese Schang-Dynastie der Untergang ereilte. Jade wurde geschnitten, Bronzegefäße wurden gegossen; die Malkunst des Schreibens kam mehr und mehr in Gebrauch und wurde dazu benutzt, abstrakte Gedanken auszudrücken. Das Reich erstreckte sich vom Wei-Fluß bis zur See und schloß den größten Teil der nordchinesischen Ebene südwärts bis zum Yangtse ein. Lehnsherren regierten die verschiedenen Gebietsabschnitte, beherrschten das gewöhnliche Volk mit absoluter Macht und gewährten dem Kaiser soviel Unterwerfung, wie er sich erzwingen konnte. Die Familie oder Sippe hatte das Individuum als soziale Einheit ersetzt. Der Kaiser, der Feudalherr und das Haupt der Familie galten — jeder in seinem Rang — als Vermittler zwischen den himmlischen Mächten und dem Volk. Scharmützel mit Stammesgenossen im Norden und Süden rissen eigentlich nie ab, aber die Kaiser überließen derartige Dinge mehr und mehr den Grenzhäuptlingen, während sie selbst dem Wohlleben und dem Prunk des Hofes frönten.

Schließlich vernichtete einer dieser Grenzhäuptlinge das schwankende Gerüst der Dynastie. Zweihundert Jahre lang hatten die »Fürsten von Tschou«, von ihrem Stützpunkt im Wei-Tale aus wirkend, als Puffer zwischen dem Kaiserreich in der Ebene des Gelben Flusses und den sich häufenden hartnäckigen Angriffen aus Nordwesten gedient. Als der letzte Herrscher der Schangs 1154 vor Christus den Thron bestieg, verwaltete das derzeitige Sippenhaupt der Tschous ein Gebiet, das dank seiner Tüchtigkeit das blühendste im ganzen Reich war. Nachdem er die Tyrannie und die Ausschweifung des Hofes etliche Jahre beobachtet hatte,

erhob er heftigen Einspruch. Daraufhin wurde er eingekerkert; aber sein Volk, bei dem er sich größter Beliebtheit erfreute, brachte das erforderliche Lösegeld zusammen. Aufgefordert, sich des Thrones zu bemächtigen, schlug er dies Ansinnen aus, weil er nicht würdig genug sei. Sein Sohn und Nachfolger bekundete weniger Bescheidenheit. Sich mit acht Stämmen im Westen und Nordwesten verbindend, bot er, nach den Berichten, ein Heer von 250000 Streitwagen auf, mit dem er die 700000 Mann starke kaiserliche Armee besiegte.

Chinesische Geschichtsdeuter meinen, die acht verbündeten Stämme hätten keine chinesischen Namen gehabt. Etliche lassen sogar die Vermutung laut werden, daß auch die Tschous selbst keine Chinesen gewesen seien. Einerlei — wir haben hier ein deutlich erkennbares Vorrücken jener Ausdehnungswoge aus Zentralasien vor uns, deren letzte Bewegungen die Gegenwart erlebt.

2. Tschou und Ts'in

Die Tschou-Dynastie, der die längste Lebensdauer beschieden war, begann nach der einen Ansicht im Jahre 1122 vor Christus, nach der andern im Jahre 1050. Während ihrer Herrschaft trat Konfuzius mit der ethisch-politischen Philosophie hervor, die das bereits altersgraue Wesentliche des chinesischen Lebens ausdrückte; und während ihrer Herrschaft erlebte die chinesische Literatur und Philosophie ihre erste volle Blüte. Es ist die Dynastie, auf welche die Chinesen als ihre große klassische Periode zurückzuschauen.

Sie zeichnete sich, besonders in ihren letzten Jahrhunderten, durch eine lange Nachfolge von Marionettenkaisern aus, denen der Thron nur durch wechselnde Bündnisse der Feudalherren erhalten blieb, die sich gegenseitig genau so bekriegten wie zweitausend Jahre später die adeligen Geschlechter in Europa. Nicht ganz vierhundert Jahre lang residierten die Tschous in der Provinz Schensi im Tal des Weis, wo auch der Sitz der Sippe gewesen war. Dann verlegten sie, um den Angriffen der nordwestlichen Barbarenstämme zu entgehen, ihre Hauptstadt mehr nach Osten in die große Ebene.

Einer dieser Barbarenstämme drang in das Wei-Tal vor, leistete den Tschoukaisern den Treueid, nahm chinesische Zivilisation an

und wurde unter dem Namen Ts'in, woher unser Wort China stammt, Schritt für Schritt eine der mächtigsten der Feudalsuppen. Wie die Fürsten von Tschou, ihre Vorgänger im Wei-Tale, dienten die Ts'ins mehrere Jahrhunderte lang als »Wächter der westlichen Grenzmarken«. Späterhin erweckten sie die Eifersucht der übrigen sechs Feudalsuppen, denen es jedoch an Einigkeit gebrach, um den Aufschwung ihrer westlichen Nebenbuhler wirksam zu hindern. Endlich rief der letzte Tschoukaiser sämtliche sechs Suppen zu Hilfe, um den anmaßenden, dreisten Ts'in zu zermalmen. Aber noch ehe sie ihre Streitkräfte sammeln konnten, hatte das Heer des Ts'in die Hauptstadt gestürmt und der Führer selbst die »neun Dreifüße«, welche die kaiserliche Autorität versinnbildlichten, genommen. Die Tschou-Dynastie war tot. Dies geschah im Jahre 256 vor Christus.

Zehn Jahre lang kämpfte der Sieger mit seinen neidischen Rivalen. Dann ging der Ts'in-Titel auf einen dreizehnjährigen Knaben über. 238 erreichte der Knabe »seine Volljährigkeit und ergriff das Schwert«. Nach weiteren acht Jahren machte er seine erste Eroberung, dehnte sie längs des Gelben Flusses weiter nach Osten aus, bis er die See erreichte. Hierauf wandte er sich südwärts, um den stärksten seiner Nebenbuhler, den Sippenchef der Tsch'us in der heutigen gewaltigen Provinz Szetschuan, zu schlagen. Nach diesem Siege zog er am Yangtse hinunter, bezwang die letzte der kleineren Suppen und vollendete so das Werk, das mehr als ein Jahrhundert zuvor ein Ts'in-Häuptling begonnen hatte.

Der Knabe, der dreizehn Jahre gewesen war, als er Sippenhaupt der Ts'in wurde, stand im Mannesalter von achtunddreißig Jahren, als er 221 den letzten Widerstand niederrang und den Kaisertitel annahm. Indes wünschte er mehr zu tun, als lediglich eine andere Dynastie ins Leben zu rufen. Nach seiner Ansicht wurde China allzusehr durch die Traditionsfesseln einer veralteten Vergangenheit eingezwängt und gehemmt. Er wählte, die Zeit sei reif für etwas Neues. Und so verkündete er diesen neuen Glauben, indem er sich bei seiner Thronbesteigung Schi Huang Ti oder »der Erste Göttliche Autokrat« nannte. Als er diesen Namen erwählte, verwarf er den Gedanken, daß China vor ihm bereits irgendwelche anderen Kaiser gehabt hatte, wenigstens seit den mythischen Halbgöttern. Sein Nachfolger sollte der »Zweite Göttliche Autokrat«

sein — und so fort durch alle Ewigkeit. Aber seltsamerweise erwies sich die Ts'in-Dynastie, die er gründete, als eine der kurzlebigsten. Sie endete 206 vor Christus, als der „Zweite Göttliche Autokrat“ durch den Obereunuchen ermordet wurde. Innerhalb der nächsten sechsundvierzig Tage hatte sein Nachfolger, als Haupt der Ts'ins, aber nicht als Kaiser anerkannt, den schuldigen Eunuchen getötet und war dann gezwungen worden, sich dem Mann zu ergeben, der vier Jahre später als Begründer der Han-Dynastie den kaiserlichen Thronsessel einnahm.

3. Vereinigung

Schi Huang Ti, der sich in solchen ehrgeizigen Träumen wiegte, fegte das Feudalsystem aus China fort und schuf des Landes erste wirklich vereinheitlichte Regierung. Nach seinem Tod zersplitterte China verschiedentlich in politisch unabhängige Staaten, und oft war der Mann, der den Kaisertitel führte, der erbärmlichste Schwächling. Überhaupt blieb die Idee nationaler Einheit, wie sie sich im modernen Westen entwickelte, dem politischen Denken der Chinesen fremd. Aber Schi Huang Ti zerstörte endgültig die ältere feudalistische Auffassung, nach der der Kaiser politisch ein Häuptling unter Gleichgestellten war, und führte — jedenfalls in der Theorie — die Auffassung von dem Kaiser als der höchsten und absoluten Autorität ein.

Das bedeutete eigentlich nichts anderes, als daß er die alte Auffassung von der absoluten Autorität des Familienhauptes auch auf die politische Organisation der Chinesen übertrug. Wie sehr jedoch von alters her der Kaiser auch als der zeremonielle und religiöse Mittler zwischen dem Volk und dem Himmel gegolten haben möchte — politisch war die Idee von dem Volk als einer großen Familie unvereinbar mit dem Feudalsystem. Wie die europäische, so war auch die chinesische Feudalherrschaft in Erscheinung getreten, als sich bei den Sippen Zusammenhang untereinander herausbildete. Reif für den Untergang wurde sie in China in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts vor Christi Geburt. Gleich Europa hätte China von dieser Stufe politischer Entwicklung zu der Bildung einer Reihe unabhängiger Staaten schreiten können, jeder mit seiner eigenen Sprache, jeder mit seiner eigenen Entwicklungsbahn. Statt dessen geriet in China die ganze Zone unter

eine einzige politische Autorität, und der Entwicklungsstrom wandte sich eher der Aufrechterhaltung dieser Einheit zu als von ihr fort. Und der Erste Göttliche Autokrat oder Schi Huang Ti, wie wir ihn fortan nennen wollen, trug viel dazu bei, den Dingen diese Wendung zu geben. Ihm gelang das, was Karl V. als Kaiser des heiligen römischen Reiches vergeblich in Europa zu vollbringen trachtete.

Freilich wäre es vielleicht richtiger zu sagen, daß die vereinigenden Kräfte, die die chinesische Zivilisation zusammengehalten haben, bereits machtvoll genug geworden waren, um die zerreißen den Kräfte des Feudalsystems zu überwältigen, und daß Schi Huang Ti eher einem Logscheit glich, das auf der Oberfläche der Strömung schwamm, als einem Erdrutsch, der einen Kanal blockierte und den Strom in einen anderen Kanal leitete. Nichtsdestoweniger bleibt es wahr, daß trotz der Perioden politischer Zerrüttung zwischen den Dynastien die grundlegende soziale und kulturelle Einheit, die China heißt, sich seit seiner Herrschaft unverletzt erhalten hat. Und nicht wenige behaupten, daß sie auch den schrecklich zerspaltenden Druck des gegenwärtigen Einflusses westlicher Zivilisation überdauern wird.

Chinesische Gelehrte haben das Andenken an Schi Huang Ti verdunkelt, weil er seinem ersten Minister die »Bücherverbrennung« gestattete. Er bezweckte mit diesem Vandalismus, die politischen und verwandten Schriften des Konfuzius und anderer, die man schon »die alten Weisen« zu nennen pflegte, zu zerstören, und hoffte, daß China dadurch die Blicke nach vorwärts anstatt nach rückwärts richten würde. Zahllose Urkunden gingen auf diese Weise verloren, obwohl eine ganze Anzahl späterhin in irgendwelchen Verstecken wiedergefunden worden sind. Gewiß kann niemand diese barbarische Zerstörung gutheißen. Aber eine gewisse Größe darf man dem Mann trotzdem nicht absprechen, der den vorausschauenden Mut besaß, sich über alle Traditionen von dem, was ehrwürdig und sogar heilig war, hinwegzusetzen.

4. Die Große Mauer

Etwas von dieser überwältigenden Größe der Auffassung zeigt sich auch in Schi Huang Tis Vollendung der Großen Mauer, jenes verblüffenden Bauwerks, das sich, 1800 Meilen lang, von der See

bis zu dem fernen nordwestlichen Innern erstreckt, die Spitzen der Hügel erklettert, die aus den Ebenen des Gelben Flusses emporsteigen, und zum mongolischen Plateau weiterläuft — jenes Bauwerk, das ein so vollkommenes Sinnbild mancher chinesischer Dinge ist.

Vor Schi Huang Tis Zeit hatten Feudalherren als Verteidigung gegen räubernde Stämme stückweise Schutzmauern errichtet. Schi Huang Ti verstärkte diese vorhandenen Teile und verband sie miteinander zu einem ununterbrochenen Ganzen, wie er die Feudalsippen zu Chinas erstem einheitlichem Reich zusammenschweißte.

Die Große Mauer wurde als eine Schranke zwischen chinesischer Zivilisation und störenden Einfällen von draußen erbaut. Aber Einfälle erfolgten dennoch, genau wie neue Wege des Denkens und Handelns die isolierenden Wälle alter Gewohnheit durchbrochen haben. Fast unzerkratzt blieb die Große Mauer von den schwachen Waffen der frühen Eindringlinge, genau wie ihre Ideen und Sitten der chinesischen Zivilisation wenig anzuhaben vermochten. Unter dem Feuer moderner Artillerie aber bröckelt sie wie die alte Zivilisation unter dem brutalen Anprall der modernen westlichen. Heute ist die Große Mauer ein Anachronismus, zu nichts anderem brauchbar, als Ehrfurcht bei den Touristen und Staunen bei den Ingenieuren wachzurufen und an alten Streit und Ruhm zu erinnern. Jedoch können aus ihrem Material, das mit einem derartigen Übermaß von menschlicher Anstrengung und von Blut zusammengefügt wurde, neue und sehr nützliche Bauten errichtet werden. Und ganz ähnlich taugt auch der uralte Bau chinesischer Zivilisation nicht mehr für die moderne Welt, wohingegen das Material, aus dem sie erstand — das Material, das das chinesische Volk durch lange Jahrhunderte des Denkens und Versuchens, des Plagens und Leidens sammelte und bearbeitete —, wertvoll für den Bau der neuen Weltzivilisation als Ganzes ist.

Die Große Mauer bröckelt, buchstäblich und bildlich. Die Schranken zwischen China und dem Westen sind gefallen, und sie können niemals wieder aufgerichtet werden, sofern die Menschheit nicht durch eigene Torheit und Dummheit alle Zivilisation vernichtet und zur Barbarei zurückkehrt.

5. Aufsteigende Zivilisation

Während der zwei Jahrtausende vor Schi Huang Ti hatte das seßhafte Volk der nordchinesischen Ebene und der angrenzenden fruchtbaren Täler ein Muster sozialer Organisation geschaffen, das zu den Bedürfnissen paßte. In diesen und den folgenden Jahrhunderten kamen Eindringlinge aus Nordwesten, stiegen einer nach dem andern zur Führerschaft der Feudalsippen oder auf den Drachenthron selbst empor und traten dann vom Schauplatz ab. Doch während ihre Reiter plünderten und metzelten, während ihre Soldaten fochten und marschierten und wiederum fochten, nahm der Aufbau einer Zivilisation seinen Fortgang.

In ihren Künsten und Fertigkeiten hatte es jene Zivilisation schon bei Beginn der Tschor-Dynastie, tausend Jahre vor Christus, ziemlich weit gebracht. Das gewöhnliche Volk lebte in Häusern aus Lehm oder in Wohnungen, die aus den Lößklippen herausgehauen waren, wie es teilweise heute noch im Becken des Gelben Flusses üblich ist. Aber Salomo in all seinem Glanz und Reichtum hätte nicht an Pracht, luxuriösem Wohlleben oder raffinierten Sitten seine Zeitgenossen unter den frühen Tschorherrschern austechen können.

Am Ende der Tschor-Dynastie lebten die begüterten Chinesen in gut gebauten, sorgfältig bemalten Häusern, die in Höfen standen, wie man sie noch heutzutage im Lande antrifft. Diese Wohlhabenden trugen reich und farbenfreudig gemusterte Seide und Schmuck aus geschliffenen Juwelen. Sie benutzten Möbel, aus edlen Hölzern verfertigt, mit Perlmutt eingelegt oder mit Maleien verziert, die Vorfälle aus der chinesischen Geschichte wiedergaben; sie besaßen schön gegossene Bronzegefäße und tranken aus geschnitzten Jade Pokalen. Sie lauschten einer gut entwickelten Musik, die man auf Blas- und Saiteninstrumenten spielte, und lasen Bücher, die Meisterwerke der Weltliteratur geblieben sind. Ihre Kleidung, ihre Häuser, ihre Sitten, ihre Religion und höfischen Zeremonien standen im Einklang mit einer althergebrachten strengen Etikette — kurz, sie hatten die häßliche Uneschlachtheit der Barbarei weit hinter sich gelassen.

Das rohe Schreiben primitiver Zeiten hatte sich zu einem festen System von Schriftzeichen entwickelt, von denen jedes eine genau

bestimmte einzige Idee übertrug. Diese Ideogramme bildeten eine geschriebene Sprache, welche die schwerverständlichsten philosophischen Gedanken ausdrücken konnte und ausdrückte. Der Kamelhaarpinsel, der heute die Schreibfeder des Chinesen ist, mußte noch erfunden werden, und das Schreiben erfolgte durch Einritzen der Zeichen auf Bambusstreifen. An einem einzigen Folianten dieser Bambusbücher hatte ein Mann genügend zu schleppen. Indes war trotz dieser Schwierigkeiten eine beträchtliche Menge geschriebenen Materials entstanden, das nicht nur die Taten der Herrscher und die Lehren der Weisen vermerkte, sondern auch ein bißchen Folklore und ein bißchen Poesie, die die Gefühle und Erfahrungen des gewöhnlichen Volkes in Worte faßte.

In vieler Hinsicht waren diese Angehörigen der niedrigen Volksklasse nichts Besseres als Sklaven — etwas höherstehende Haustiere, an das Land gebunden, das sie pflügten, und den Launen der Feudalherren preisgegeben. Desungeachtet konnten sie sich rühmen, daß einer ihrer mythischen Großen, der Kaiser Schun, ein Mann aus dem Volke gewesen war. Und durch das Gewebe sozialen Denkens zog sich wie ein roter Faden die Idee, daß zwar der Kaiser und die Feudalherren als Beauftragte des Himmels herrschten, aber der Himmel durch den Mund des Volkes spräche oder, wie Mencius die typisch konfuzianische Lehre formt, daß »das Volk die Grundlage des Staates sei«.

6. Philosophien

Konfuzius' Name ist dem typisch chinesischen Muster von Grundsätzen gegeben worden, die sich mit den Beziehungen zwischen den Menschen befassen. Aber Konfuzius war weder ein Neuerer oder ein Verkünder neuer Lehren, noch erhob er den Anspruch, es zu sein. Ja, er war nicht einmal der ursprünglichste in der langen Kette sozialer und ethischer chinesischer Denker. Eingestandenermaßen beabsichtigte er lediglich, den Grundsätzen »der alten Weisen« von neuem Ausdruck zu verleihen. Das heißt, er sah seine Aufgabe darin, die aufgespeicherte Erfahrung der Chinesen bezüglich der Kunst des Zusammenlebens in zusammenhängende Form und treffende Sätze zu gießen.

Die von ihm formulierte Sittenlehre war ein Muster sozialer Regeln, Vorschriften, Gewohnheiten und Höflichkeiten, das er her-

Chinesische Mandarinen im
17. Jahrhundert. Dieser hol-
ländische Stich aus dem Jahr
1614 zeigt das hochentwickelte
Regierungs-Zeremoniell dieser Beamtenkaste.





Der große **TAMERLAN.**

TAMERLAN, Nachkomme von Dschengis-Khan, geb. 1333 und gest. 1405, gründete ein großes Reich, stieß 1394 bis Moskau vor und nahm 1402 den türkischen Sultan gefangen.

[Nach einem alten Stich]

ausgab und systematisch ordnete, wobei er sowohl die Bräuche der zeitgenössischen Gesellschaft als auch die Erfahrungen der Vergangenheit berücksichtigte, die in den Sagen, Volksliedern, den Überlieferungen und den kärglich vorhandenen Schriften destilliert worden waren. Er bearbeitete sein Material zu einem Führer für menschliche Beziehungen, der das System des *li* oder der Regeln der Schicklichkeit wurde. Wer sich getreulich an das *li* hielt, besaß einen zuverlässigen Leiter für seine sämtlichen Beziehungen zu den Mitmenschen. Nach westlichem sozialem Denken kommt das Wort Takt dem *li* am nächsten, obwohl Takt im Vergleich zu *li* ein farbloses, blasses Etwas ist.

Diese Regeln der Schicklichkeit waren jedoch keineswegs Gesetze im Sinne legislativer Verfügungen oder Regierungserlasse. In diesem Sinne bekämpfte Konfuzius sogar heftig das Regieren mittels Gesetz. Gesetze erzeugen Ungezetzlichkeit und Wildheit, führte er aus, während das gute Beispiel die Menschen veranlaßt, ihrem Gewissen — dies freilich ist ein westliches Wort — zu folgen und somit zu handeln, wie sie sollen. Oder, wie Konfuzius es sagt:

»Wenn das Volk durch Gesetze geleitet und sein Betragen durch Bestrafung geregelt wird, versucht es möglicherweise, diesen Strafen auszuweichen, aber es wird kein Gefühl für Scham haben. Leite es durch Tugend und gib ihm Richtlinien durch die Regeln der Schicklichkeit (*li*), und es wird nicht nur ein Gefühl für Scham haben, sondern gut werden.«

Konfuzius sah auch keine Notwendigkeit, bei der Behandlung sozialer Probleme über diese physische und menschliche Welt hinzugehen. Ein persönlicher Gott, Schöpfer, Aufseher und Leiter des Universums hatte in seinem Denken keinen Platz. Er lehnte die vage Ungewißheit der Metaphysik jeder Art streng, ja sogar barsch ab. Diese hiesige Welt war für ihn rein unpersönlich und gleichzeitig moralisch. Der Mensch soll die Gesetze der Natur, wie sie sich ihm darbieten, kennen und sich mit ihnen in Einklang bringen. Er braucht und soll über diese greifbare Welt, in der er lebt, nicht nach Grundsätzen zur Regelung seines Verhaltens hinausspähen. Er soll nicht versuchen, das Unerkennbare zu erkennen, all seine Energie soll er darauf verwenden, zu verstehen, was verstehtbar ist. »Wir begreifen nicht das Leben. Wie können wir also

den Tod verstehen? « fertigte er den Schüler ab, der beharrlich den Meister dazu bewegen wollte, etwas über das zukünftige Leben zu sagen.

Es wäre aber falsch, Konfuzius einfach einen Materialisten zu nennen. Doch sein hauptsächliches Interesse galt der Wohlfahrt der menschlichen Wesen. Er sah das Leiden und die Verheerungen, die unweigerlich dem schlechten Zusammenleben der Menschen folgen. Und er widmete sein Leben der Aufgabe, sie darüber aufzuklären, wie sie leben müßten.

Den Kern seiner Lehre verkörpert die »Doktrin der Mitte«. Dem abendländischen Denken angepaßt, würde es etwa heißen: Mäßigung in allen Dingen. Aber Konfuzius' Mäßigung bezog sich auf mehr als einfach auf Essen, Trinken und persönliche Nachsicht, sie bestimmte sämtliche Handlungen und sogar den Gedanken des »höheren Menschen«.

Der konfuzianische höhere Mensch, der »dem Mittelweg« folgte, dünkte sich weder seinen Mitmenschen überlegen noch geringer, sondern ihnen gleich. Er erwartete von anderen, daß sie seine Persönlichkeit achteten, wie er die Persönlichkeit anderer achtete. Folglich war er duldsam im reinsten Sinne, ohne gleichgültig oder sklavisch zu sein. Er ließ sich weder durch Sympathie noch durch Antipathie allzuweit fortreißen; er wurde nicht durch vorgefaßte Meinungen oder feste Ideen beherrscht, und ebensowenig bestand er darauf, daß Handlungen oder Ideen bis zu ihrer letzten logischen Schlußfolgerung gedrängt würden. Auf der vollständigen Befriedigung eines Rechtes zu bestehen, hielt er für falsch, weil die zwangswise Durchführung einer Handlung bis zum Ende unvermeidlich irgend jemandem Schaden zufügen würde. Er zog sich nicht aus der Welt zurück, um den Lebensschwierigkeiten zu entgehen, denn das hieße, den Verpflichtungen gegen seine Familie und gegen seine Nächsten auszuweichen. Er war freigebig und half den Armen, aber er gestattete seiner Freigebigkeit oder seiner Sympathie nicht, bis zum Äußersten mit anderen zu teilen, was er für sich selbst oder seine Familie brauchte. Er mühte sich stets, wie Konfuzius es ausdrückt, den anderen nichts zu tun, was er nicht gewünscht hätte, daß sie ihm täten. Kurzum, der Höhere Mensch zeichnete sich nicht durch glänzenden Intellekt oder schnelles, nachdrückliches Handeln aus,

das die Dinge bis zu ihrer letzten Folgerung trieb, sondern durch die Gabe, Tag für Tag in freundschaftlichen, duldsamen, höflichen Beziehungen mit seiner Umwelt zu leben.

Dieser Höhere Mensch fügte sich vortrefflich in das chinesische Bild ein. Damals wie heute auf den fruchtbaren Ebenen in unendlichen Scharen zusammengedrängt, war das chinesische Volk gezwungen, die Kunst des Zusammenlebens zu erlernen. Lernte es sie nicht, so drohte ihm gegenseitige Ausrottung. Seither hat es sich zu der Idee bekannt, der es auch durch sein tägliches Verhalten Ausdruck verleiht, daß es keine endgültige Lösung des Lebensproblems gibt und keine abschließende Antwort auf des Lebens Fragen — die Idee, die Konfuzius in seine »Doktrin der Mitte« wob.

Konfuzius betonte ferner das andere grundlegende Prinzip chinesischer sozialer Organisation: daß kein Mensch durch oder für sich selbst lebt; daß er nicht in erster Linie Bedeutung als abgesondertes Individuum hat, sondern in und durch seine Beziehungen zu anderen — zu seiner Familie in ihren verschiedenartigen Graden, zu den außerhalb des Familienkreises Stehenden und zu jenen, in deren Händen die Autorität liegt. Lange vor Konfuzius war bereits die Gruppe anstatt des Individuums die fundamentale Einheit der chinesischen Gesellschaft geworden, mit der Familie als Angelpunkt; und Konfuzius lehrte einfach Grundsätze, die sich durch die Erfahrung entwickelt hatten.

Während er seine Ideen zwischen 525 und 475 vor Christus den Fürsten und dem Volk in China vortrug, predigte Buddha, kreuz und quer durch Indien ziehend, die Lehre von der Erlösung vom Rad des Lebens mit all seinen Leiden und Schmerzen, der man durch das eigene Streben, verdienstvoll zu handeln, teilhaftig werden konnte. Etwa ein Jahrhundert später begann dann Sokrates seine athenischen Freunde in Verlegenheit zu bringen, indem er ihnen unbequem scharfsinnige Fragen vorlegte.

Beide — Buddha und Sokrates — spornte der Wunsch nach logischer Vollständigkeit an, nach hübsch abgerundeter Ganzheit im Denken und nach unentwegter Festigkeit im Handeln, das im Westen so stark gewesen ist und noch ist, sich aber unvereinbar mit reibungslosen täglichen Beziehungen zwischen den Menschen erwiesen hat. Der Höhere Mensch des Konfuzius hätte sich mit

Buddha und Sokrates höflich unterhalten, sich für ihre Ansichten interessiert, hätte ihnen unbeschränkt das Recht zugestanden, solche Ansichten zu hegen, aber von ihnen dieselbe Anerkennung seines eigenen Rechtes, nach seiner Art zu leben und zu denken, erwartet; auch eine Anstrengung ihrerseits, ihn zu ihren Ansichten zu bekehren, hätte ihn nicht verdrossen — und schließlich würde er mit vollendeter Artigkeit höflich Lebewohl gesagt haben und seines Weges gegangen sein, mit dem Gefühl, daß letzten Endes dem Denken dieser beiden eine beträchtliche Unreife anhaftete, da sie das Leben in starr logische Formen zu pressen suchten, anstatt zu erkennen, daß Leben eine Angelegenheit unaufhörlich biegamen Anpassens an die Umgebung ist.

China hatte um diese Zeit zwei Philosophen, die bis zum Extremen gingen: Laotse, ein älterer Zeitgenosse des Konfuzius, und Mo Ti, der ein Jahrhundert später lehrte. Andere, die man als erstklassige Denker bezeichnen muß, erläuterten ebenfalls damals und später Ideen, denen es an Übereinstimmung mit dem konfuzianischen Muster gebrach. Aber keins dieser Gedankensysteme schlug in China tief Wurzeln, weil keins diese besondere Ange messenheit besaß, die Konfuzius' Lehren in so hohem Grade eigen war.

Der »alte Philosoph« — um den Beinamen Laotse zu übersetzen, den dieser Philosoph durch die Jahrhunderte hindurch getragen hat — riet den Menschen, dem Tao (Weg oder Pfad) der Stille, Nichtbetätigung, Passivität zu folgen, da sie hierdurch dem Streit und Tumult jener, die sich durch eigene Initiative fortzubringen suchten, entgingen. Die von ihm gelehnte Passivität bedeutete anscheinend jedoch nicht das vollkommene Zurückziehen von allen weltlichen Angelegenheiten, das später der Buddhismus — nicht aber Buddha — befürwortete. Eher handelte es sich um eine Unterdrückung des individuellen Willens und der individuellen Initiative, damit man sich mit und nicht gegen die umfassenden Strömungen des Universums bewege. Von Laotses eigenen Lehren ist sehr wenig bekannt, da er nichts niederschrieb und viel von dem, was seine Schüler über seine Aussprüche aufzeichneten, verloren ging.

Solch eine Lehre war zu unpraktisch, um bei den ungemein praktischen Chinesen Anklang zu finden. Während die Religion

des Taoismus in Laotses Lehren wurzelt, sind des Meisters eigene Doktrinen fast völlig beiseitegelegt worden. Schon gleich bei seinem ersten Erscheinen als organisierter Glaube ist der Taoismus wenig mehr als ein Gemengsel von altem Animismus, abergläubischen Bräuchen und Scharlatanerie gewesen, wiewohl ein oder zwei von Chinas einflußreichen Philosophen sich Jünger des Laotse genannt haben. Dieser organisierte Taoismus hat Perioden beträchtlicher Beliebtheit gehabt und wird noch allgemein als eine der drei Religionen Chinas bezeichnet — die anderen beiden sind die Religion des Konfuzius und der Buddhismus —, aber sein Halt beruht darauf, daß er dem Volke wenigstens den Schein jener Gewißheit über ungesehene Dinge und Gewalten gibt, nach der sich die Menschheit so sehr sehnt.

Konfuzius hätte kein Taoist sein können. Er folgte zwar der Gepflogenheit seiner Zeit, indem er die Rituale der Weissagung anwandte, indes weigerte er sich schroff, über »Geister« oder das Leben nach dem Tode zu reden.

Mo Ti, beinahe zur gleichen Zeit wie Sokrates lebend, ließ sich zu Übertreibungen in der entgegengesetzten Richtung wie Laotse verleiten. Seine Ideen sind sogar noch vollständiger in den Schatten gestellt worden als die des »Alten Philosophen«. Tatsächlich lagen seine Lehren jahrhundertelang unter der Geringschätzung und Herabsetzung begraben, mit denen Gelehrte sie in dem eifrigen Bemühen überhäuften, die Richtigkeit der konfuzianischen Orthodoxie zu beweisen. Erst kürzlich ist das Interesse an Mo Ti wieder erwacht. Desungeachtet war er ein viel ursprünglicherer und kühnerer Denker als Konfuzius, und seinen Ideen wohnt eine starke Kraft inne, die behagliche Selbstzufriedenheit zu stören.

Wie Konfuzius führte er zur Unterstützung seiner Lehren die Alten an. Anstatt jedoch wie dieser auf Mäßigung bedacht zu sein, betonte er die schrankenlose und universelle Liebe sowie die mitleidige Güte, und zwar in Ausdrücken, die in einem erstaunlichen Grade den Lehren Christi zuvorkommen und ihnen gleichen. Einfachheit des Lebens, Schlichtheit, Anspruchslosigkeit, so daß Reichtümer weder benötigt noch gewünscht werden — dies sind, so sagt er, die Mittel, um die menschlichen Konflikte, einschließlich der Kriege, zu beenden, da Konflikte der Gier und dem Gelüst nach Bereicherung entspringen. Des Menschen höchste Pflicht

ist Nächstenliebe gegen alle. Der Himmel, lehrt Mo Ti, wacht darüber, ob die Fürsten ihrem Volke Gutes erweisen und ob das Volk sich untereinander liebt. Der Himmel erhöht jene, die alle lieben, und setzt diejenigen herab, die ihre Nächsten hassen. Und da der Himmel sämtliche Menschen liebt, befindet sich der, der für seine Mitmenschen Liebe fühlt und ihnen Mitleid zeigt, in Harmonie mit dem Göttlichen.

Weder bei Konfuzius noch bei Laotse treffen wir die warme menschliche Sympathie an, die bei Mo Ti so auffallend in Erscheinung tritt. Mo Tis Lehre war jedoch nicht mehr und nicht weniger praktisch als die Bergpredigt. Und als geistig aufrichtiges und praktisches Volk haben die Chinesen ihrer nicht durch die leere Ehre des Lippengottesdienstes gespottet.

Wie drei reiche Mahle wurden die Lehren dieser drei Männer vor ihm aufgetischt — jedes von den anderen beiden verschieden, aber jedes in seiner Art verlockend. Das Volk wählte das Mahl, welches die bekanntesten und erfahrungsgemäß nahrhaftesten Gerichte enthielt. Es verblieb bei dem Mahl, das Konfuzius ihm auftischtete.

7. Vergängliche Dynastien

Die chinesischen Historiker zählen insgesamt zweiunddreißig Dynastien, beginnend mit der durch Yü vermutlich 2205 vor Christus gegründeten Hsia-Dynastie und endigend mit der 1912 erfolgten Abdankung des letzten Kaisers der Tsch'ing-Dynastie — des acht Jahre alten Knaben P'u-yi, der 1932 aus der Zurückgezogenheit gezerrt und gegen seinen Willen zum Titularoberhaupt von Mandschukuo gemacht wurde.

Drei dieser Dynastien waren emporgestiegen und gefallen, ehe Schi Huang Ti 221 vor Christus das Land zum erstenmal unter einheitliche politische Herrschaft brachte. Von den restlichen neunundzwanzig machten nur acht zeitweilig ihre Autorität in dem ganzen Gebiet Chinas geltend. Diese acht hatten den Thron fünfzehnhundertvierundneunzig von den zweitausendeinhundert-dreiunddreißig Jahren zwischen 221 vor Christus und 1912 nach Christus inne. Mit anderen Worten: mehr als ein Viertel dieser Zeitspanne war China nicht einmal dem Namen nach im politischen Sinne vereinigt. Wenn man dann zu der Zeit, in der das Land ein-

gestandenermaßen entzweit war, noch die Perioden politischer Zersetzung hinzufügt, die den Zusammenbruch jeder der nationalen Dynastien ankündigten, so zeigt die Endsumme, daß China nur etwa während zwei Dritteln von den verflossenen einundzwanzig Jahrhunderten eine einigermaßen zusammenhängende politische Einheit gewesen ist.

Im Verlauf dieser Zeit waren überdies nur vier von den acht Dynastien dem Ursprung nach wirklich chinesisch. Die anderen vier kann man insofern als ausländisch bezeichnen, als die Kaiser eindringenden Sippen aus dem Norden oder Nordwesten angehörten. Zwei dieser vier — die Yuan-Dynastie (oder Mongolen) und die Tsch'ing-Dynastie (oder Mandschu) — wurden durch Führer von Stämmen gegründet, die direkt über die Große Mauer kamen und den Thron ohne irgendein Zwischenstadium des Ansiedelns fortnahmen. Die Begründer der beiden anderen — die Ts'in und die T'ang — waren Häupter von Sippen, die zwar bereits etliche Generationen in China weilten, jedoch mehr barbarischen Eindringlingen als assimilierten Chinesen glichen. Über die Verwandtschaft von Schi Huang Ti, dem Begründer der Ts'in-Dynastie, haben wir bereits gesprochen. Und der Gründer der T'ang-Dynastie gehörte nicht nur zu der erst frisch eingewanderten Sippe, die in der heutigen Provinz Schansi herrschte, sondern war durch seine Mutter selbst ein halber Türke.

Um ein klares Bild zu gewinnen, müssen wir leider diese Geschichte mit einigen Daten beschweren. Wir müssen wissen, daß die vier rein chinesischen Dynastien — nach Schi Huang Tis Einigung des Landes — die Han waren (202 vor Christus bis 220 nach Christus), die Sui (589 bis 618 nach Christus), die Sung (960 bis 1126) und die Ming (1368 bis 1644).

Die fremden Dynastien waren die Ts'in (221 bis 206 vor Christus), die Tung (620 bis 905 nach Christus), die von Kublai-Khan gegründete mongolische Dynastie der Yuan (1280 bis 1368) und die Tsch'ing oder Mandschu (1644 bis 1912).

Die Perioden geteilter oder überhaupt nicht vorhandener Autorität schließen die vierundvierzig Jahre der »Drei Königreiche« (221 bis 265 nach Christus) nach der Han-Dynastie ein, die hundertneunundsechzig Jahre der »Teilung in Nord und Süd« (420 bis 589 nach Christus) und die fünfundfünfzig Jahre der

»Fünf Dynastien« (905 bis 960 nach Christus), die der T'ang-Dynastie folgten.

Dynastien kamen und verschwanden. Armeen marschierten vor- und rückwärts. Das politische Getriebe des Landes als Ganzes arbeitete etliche Zeit einigermaßen gut, klapperte und rasselte durch lange Perioden dem Zusammenbruch entgegen und lag Jahrzehnt nach Jahrzehnt in völligem Durcheinander darnieder. Aber durch all dies ging das Volk hindurch, indem es seine eigenen Angelegenheiten verwaltete, während sich seine Teilnahme an der Regierung oder seine Berührung mit ihr auf ein Minimum beschränkte.

Die besiedelten Gebiete nahmen an Umfang zu. Der Handel wuchs. Das Bankwesen entwickelte sich in erstaunlichem Maße. Die Handwerker wurden immer geschickter. Literatur und Kunst erlebten Abschnitte der Blüte und des Verfalls. Die Bauern in ihren Dörfern säten und pflanzten und ernteten und säten wieder. Bisweilen litten sie unter der Verwüstung von Hochwasser oder Dürre, Seuche oder Krieg, aber stets kehrten sie, wenn die Plage vorüber war, in den ewigen Kreislauf des Säens und Erntens zurück. Und im ganzen weiten Lande dachten und lebten die Menschen nicht innerhalb der Grenzen der kurzen Zeitspanne, die das Dasein des einzelnen umfaßt, sondern in dem langen Strom von Generationen der Familie. Chinesische Regierungen brachen von Zeit zu Zeit zusammen; chinesische Zivilisation und Kultur blieb und entwickelte sich. Denn die politische Organisation in China ist weder die Wurzel, die dem Bau der chinesischen Gesellschaft Lebenskraft spendet, noch der Stamm und die Hauptäste jenes Baumes. Das Regierungssystem als solches ist eher ein neben dem Baume wachsender Rebstock gewesen — ein perennierender Rebstock, der Zeiten der Kraft und Zeiten der Untätigkeit hat; ein teilweise schmarotzender Rebstock, der oft eine beträchtliche Menge von den Säften des Baumes verzehrt; ein Rebstock der üppige Blüten tragen kann und auf dem ehrgeizige Männer emporklimmen, um des Baumes Frucht, Reichtum und Macht, zu pflücken — aber ein Rebstock trotz alledem, und nicht der Baum selbst.

8. Die Han-Renaissance

Die Han-Dynastie brachte sowohl für den Baum als für die Rebe eine besonders reiche Blüte, so daß »Söhne von Han« bis zum heu-

tigen Tage ein Name ist, den die Chinesen, mit Ausnahme der Bewohner des fernen Südens, voll Stolz beanspruchen. Während dieser Dynastie erlebte China eine Wiedergeburt des Geistes, die in mancher Art dem Erwachen in Europa gleicht, das wir Renaissance nennen.

Schi Huang Ti war in seinem Versuch, die Vergangenheit gänzlich aus dem chinesischen Leben auszumerzen, kein Erfolg beschieden. Aber er brach den lähmenden Druck der Tradition und befähigte hierdurch Denken und Tatkraft, sich freier zu bewegen. Indem er die Feudalherrschaft zerstörte, verlegte er auch die Schlachtfelder aus dem Innern an die Grenzen des Reiches, Friede daheim und die Gelegenheit für Eroberung draußen schaffend. Um dieser Dinge willen nimmt er einen bedeutsamen Platz in der chinesischen Geschichte ein, obwohl weder er noch seine Dynastie den Aufschwung erlebten.

Dieses Vorrecht wurde einem Sohn des Volkes zuteil, der die Han-Dynastie gründete. Als junger Mann war der künftige Kaiser Liu Pang ein ungebildeter Polizist, Wächter über zehn Dörfer unweit der Stelle, wo die nordwärts laufende Küste sich längs der Schantunghalbinsel nach Osten wendet. Ihm entwichen etliche seiner Aufsicht anvertraute Gefangene. Um sich selbst vor Bestrafung zu retten, sammelte er eine Bande tollkühner Männer um sich, zog los und bahnte sich den Weg zum Glück. Er nahm an einer Empörung gegen den Kaiser, Schi Huang Tis Nachfolger, teil, die von dem Feudalstaate der Tsch'u — ungefähr die heutige Provinz Szetschuan — ausging. Im Jahre 200 vor Christus führte er auf Befehl der Aufständischen ein Heer in die kaiserliche Residenzstadt. Er setzte den Enkel Schi Huang Tis ab, ohne jedoch dabei das übliche Blutbad anzurichten. Mächtige Nebenbuhler sowie seine Verpflichtungen gegenüber dem Sippenhaupt der Tsch'u hielten ihn davon ab, selbst den Thron zu besteigen. Dann tötete einer seiner Rivalen den Beherrschter der Tsch'u, und der Weg zum Thron war frei. Vier Jahre nachdem er die Hauptstadt eingenommen hatte, zog dieser Mann aus dem Volke, der weder Titel noch Reichtümer sein eigen nannte, abermals in die Residenz ein, bemächtigte sich der neun alten Dreifuße, der Symbole kaiserlicher Macht, und erklärte sich zum Kaiser.

Nun trug zum erstenmal seit dem halbmythischen Schun ein

aus den niedrigen Volksschichten Stammender und nicht ein Feudalherr das kaiserliche Gelb. Zum erstenmal führte ein Mann aus langansässigem chinesischem Stamm und nicht ein Sproß einer eingedrungenen Sippe die kaiserlichen Zeremonien der Vermittlung zwischen Himmel und Volk aus. Seither sind viele andere aus der breiten Masse zur Herrschaft emporgestiegen oder haben die Macht hinter dem kaiserlichen Throne innegehabt; aber Liu Pang war der erste, der aus der Tiefe zur Spitze emporkletterte.

Das China, über das er herrschte, lag zwischen der Großen Mauer und der südlichen Seite des Yangtse-Tales. Es reichte von der See westwärts bis zur Hochebene von Szetschuan hinauf und weit in die heutige Provinz Kansu hinein. Kansu war ein tributpflichtiges Gebiet, und des Kaisers Autorität galt sogar noch jenseits der Mauer in den Ländern, die heute die Mongolei und die Mandschurei heißen.

Innerhalb von ein paar Jahrhunderten hatten die Heere der Han-Dynastie die Reichsgrenze weit nach Süden vorgeschoben und auch Tongking und Annam erfaßt. Die »wilden Stämme« in den südwestlichen Bergen waren hingemetzelt oder in noch einsamere Höhen vertrieben und die Provinzen Yünnan und Kweitschou dem kaiserlichen Reiche einverleibt worden. Die nordwestliche Grenze lief weit nach Zentralasien hinein, so daß im Jahre 1 nach Christus, als ein neunjähriger Knabe mit dem Titel »Friedenskaiser« die Thronfolge antrat, China beinahe ein doppelt so großes Gebiet umfaßte wie damals, als Liu Pang die Dynastie gründete.

Einige Jahre später (zwischen 9 bis 23 nach Christus) raubte einer der drei »Erzverräter« der chinesischen Geschichte, von denen noch die Rede sein wird, für kurze Zeit den Thron, wodurch die Regierungszeit der Han-Dynastie in zwei fast gleiche Teile gespalten wurde. Im Jahre 23 nahm die Herrschaft der Han ihren Fortgang, doch Chinas Historiker bezeichnen diese zweite Periode als die Spätere Han-Dynastie, zum Unterschied von der Ersten oder Frühen. Die Blüte der Han-Renaissance hielt auch in der zweiten Periode an.

Der Gründer der Dynastie gab den Anstoß. Kurz nach seiner Thronbesteigung führte er ein neues Gesetzbuch ein, das das Los des niederen Volkes erheblich verbesserte. Bald darauf hob er den Bann, den Schi Huang Ti über die konfuzianischen und anderen

Klassiker verhängt hatte, auf und ordnete eine Suche nach Exemplaren dieser Schriften an, die vor dem Bücherautodafé des Ersten Göttlichen Autokraten versteckt worden waren. Diese Handlung warf die Tore für ein Wiedererwachen der Gelehrsamkeit weit auf, das nicht wenige von Chinas glänzendsten Historikern und Schrifttendeutern auf den Plan rief. Und als der erste Han-Kaiser am Grabe des Konfuzius gar zeremonielle Opfer darbrachte, erhob er hierdurch den Weisen zum Rang eines Halbgottes. Unter dem Schirm späterer Monarchen vereinigten Gelehrte die Bücher des konfuzianischen Kanons und arbeiteten einen offiziellen Text aus, der in Steintafeln eingemeißelt wurde, damit er alle Zeiten überdaure. Besucher des modernen Peiping⁽¹⁾ können sie in dem dortigen konfuzianischen Tempel sehen.

Unter den Han-Kaisern wurden neue und fruchtbare Beziehungen mit der Außenwelt hergestellt. Die erobernden Armeen brachten außer Nachrichten auch Beute mit heim, darunter Kunstschatze aus Indien und dem Nahen Osten. Tschang K'ien, der »Wegöffner«, und andere unternahmen lange, mühselige Reisen gen Westen, Südwesten und Süden und knüpften neue Fäden mit dem Abendland. Händler aus dem Mittelmeergebiet kamen zur See und auf dem Landwege — unter ihnen Hebräer, die eine Kolonie in China gründeten. Gesandte von Herrschern aus Nord, Süd, Ost und West brachten Geschenke und gleichzeitig allerlei Wissenswertes.

Das wichtigste Ergebnis dieses Tastens über Chinas Grenzen hinaus war jedoch die Bekanntschaft mit dem Buddhismus. Er ist in der Tat das einzige bedeutende Element im chinesischen Denken, in der Ethik oder Religion, das die Chinesen von anderen entliehen haben. Alles übrige arbeiteten sie selbst aus. Und sogar der entliehene Buddhismus erfuhr eine so gründliche Überarbeitung, daß die chinesische Form dieser Religion allein steht, nur eine oberflächliche Ähnlichkeit mit dem erborgten Mahayana-Buddhismus Indiens und nichts mit dem Buddhismus gemein hat, den Buddha lehrte.

Nach China gelangte die buddhistische Lehre auf folgende Weise: vor Christi Lebzeiten hatte sie sich in Zentralasien ausgebretet, und Gerüchte von ihr waren auch nach China und vielleicht

(1) Jetziger Name von Peking

bis an den Kaiserhof gedrungenen. Im Jahre 61 nach Christus träumte nun der chinesische Herrscher — so heißt es wenigstens —, daß die goldene Statue eines Mannes den Palast beträte. Als der Kaiser diesen Traum gedeutet zu haben wünschte, erzählte man ihm von einem neuen Prediger, der in Indien aufgestanden sei. Darauf schickte er Boten aus, damit sie über diesen Glauben Erkundigung einzögen, und im Jahre 67 kehrten sie mit zwei buddhistischen indischen Mönchen, buddhistischen Büchern und Bildern zurück.

Die Mönche versuchten nicht, ihr Evangelium zu verbreiten. Sie arbeiteten in der kaiserlichen Bibliothek, übersetzten ihre Urkunden ins Chinesische und hielten Zwiesprache mit den Gelehrten. Erst reichlich dreihundert Jahre später zog der Buddhismus die großen Volksmassen an sich; aber durch die Gelehrten begannen die buddhistischen Ideen bald das chinesische Denken zu beeinflussen, und fast sofort schickten sich die Taoisten an, von dem Buddhismus zu borgen, wodurch im Laufe der Zeit die beiden Religionen in China beinahe ununterscheidbar geworden sind.

Ebenso übte der Buddhismus seinen Einfluß auf die chinesische Kunst aus. Buddhistische Motive wurden bei den Malern ungewöhnlich beliebt. Die Bildhauerkunst begann in China eigentlich erst mit dem Meißeln von Standbildern des Buddha und der buddhistischen Heiligen — und da die buddhistische Skulptur in Indien griechischen, durch Alexander eingeführten Einflüssen entsprang, ist es nicht verwunderlich, wenn man in China Anklänge an das Werk des Praxiteles und seiner Schüler antrifft.

Angesichts des Fehlschlages, den das Christentum in China erlebte, muß man sich vor Augen halten, daß der Buddhismus, von Chinesen ausfindig gemacht, ihnen nicht durch ungebetene Fremde gebracht wurde. Niemals ist seine Ausbreitung in China unter den Fittichen bewaffneter Macht betrieben worden, und ebensowenig ist er je mit militärischem oder politischem Angriff des Auslands verbündet gewesen. Einzig und allein durch die Ansteckung von Ideen hat er sich verbreitet. Und unwillkürlich fragt man sich, ob dem Christentum nicht vielleicht in China ein beseres Gedeihen beschieden gewesen wäre, wenn es sich mehr auf chinesisches Willkommen und weniger auf ausländische Unterstützung verlassen hätte.

9. Ein Zwischenspiel

Außer ihren hervorragenden Gelehrten und kühnen Reisenden brachte die Han-Dynastie drei Männer hervor, deren Namen die völkischen Symbole schwärzester Verräterei geworden sind: Wang Mang, der den Thron in der Mitte der Han-Periode für kurze Zeit an sich riß; Tung Tscho, der die Drähte des knabenhafoten Puppenkaisers kurz vor dem Ende zog; und endlich Ts'ao Ts'ao, der die Dynastie stürzte. Alle drei waren fähige Männer, und alle drei sind als Verräter verdammt worden, weil es ihnen mißlang, ihre eigenen Dynastien zu gründen. Denn vom chinesischen Gesichtspunkt aus beweist dies Mißlingen, daß ihnen der Himmel seine Unterstützung versagte und sie mithin böse gewesen sein müssen.

Die beiden letzteren dürfen wir ohne weiteres übergehen. Aber Wang Mang verdient wegen der weitreichenden Reformen, die er versuchte, und wegen der Umstände seines Fehlschlags ein paar erläuternde Sätze. Als er den Thron bestieg, trachtete er — wie modern mutet dies an! —, eine stabile und gleichmäßige Währung zuschaffen. Er befahl die Aufhebung der Sklaverei und verfügte, es solle hinfort keinen privaten Landbesitz mehr geben. »Das Land soll dem Staat gehören, der Sklave sich selbst«. Er führte eine Einkommensteuer ein; er gab den Bauern staatliche Darlehen und rief einen Preisüberwachungsausschuß ins Leben, der mit Regierungsgeldern das Getreide aufkaufte und verkaufte, um das Schwanken der Preise zu hindern und sowohl Erzeugern wie Verbrauchern gegen den Mittelsmann zu helfen.

Doch der Himmel hatte Wang Mang nicht zur Herrschaft berufen. Oder um es anders auszudrücken: das Volk war nicht mit ihm, weil er, vor seinem Thronraub, als böser Geist des Hofes galt. Als er die Macht an sich riß, mißtraute ihm das gewöhnliche Volk; als er an den Grundlagen des Besitzes rüttelte, wandten sich die Reichen gegen ihn. Und nach vierzehn Jahren wurde er besiegt. Sein kopfloser Körper, durch die wütende Menge in Stücke zerrissen, verkündete laut den alten chinesischen Glauben, daß Gerechtigkeit das einzige Fundament gesetzmaßiger Autorität und daß Mäßigung in allen Dingen der Kern der Weisheit sei.

Nach Wangs Zwischenspiel lebte die Kraft der Han-Dynastie zeitweilig wieder auf. Aber Ränke, Sittenverderbtheit und Ausschweifung untergruben die Lebensfähigkeit des Hofes bald von neuem. Abermals tobte der Aufruhr. Trotz der Großen Mauer häuften sich im Norden und Nordwesten die Einfälle der Unruhe stiftenden Barbarenstämme. Das Ende erfolgte im Jahre 220 nach Christus — das Ende der Han-Dynastie und der Anfang von dreundeinhalb Jahrhunderte währendem politischem und militärischem Wirrwarr.

10. Grundlegende Stabilität

Als Schi Huang Ti sowie die Han-Kaiser, die Gelehrten, Generale und Reisenden ihr Werk beendeten, hatte China endgültig die »alten Zeiten« hinter sich gelassen. Wie bereits angedeutet, glich dieses Sichwiederfinden der chinesischen Zivilisation dem Wandel in Denken und Haltung, den die Renaissance Europa bescherte — obwohl der Wechsel in China sich fünfzehn Jahrhunderte vor dem im Westen vollzog.

Während der siebzehn Jahrhunderte, die dem Ende der Han-Dynastie folgten, erfuhr China keinen derartig grundlegenden Aufschwung, wie ihn die industriellen Revolutionen und die moderne Wissenschaft in Europa verursachten. Dennoch geriet es nicht gänzlich ins Stocken, und es besteht keine Veranlassung, von dem »unveränderlichen Osten« zu reden.

Dynastische Kämpfe um die Macht, Aufstände, Einfälle von draußen, Ausdehnungsfeldzüge von drinnen — genug ist schon über solche militärischen Angelegenheiten gesagt worden, um zu zeigen, wie verhältnismäßig kurz und selten die Zeiten waren, in denen das Land wirklich Frieden genoß. Jedoch suchte der Krieg durchaus nicht stets das ganze Land heim. Gerade wegen der ungeheuren Größe des Gebietes und wegen der kärglichen Verbindungen tobte der Kampf oft aufs heftigste in einem Landstrich, während andere unberührt davon blieben. Folglich hatten manche großen Gebiete ziemlich lange Perioden der Stille und des Friedens. Vielleicht wäre es richtiger zu sagen, daß die Mehrheit des Volkes — nimmt man das ganze Land und die ganzen siebzehn Jahrhunderte zusammen — lebte und starb, ohne von den Gewändern des Kriegsgottes gestreift worden zu sein. Und ganz ge-

wiß ist China als Ganzes viel weniger von Kriegen zerfleischt worden als Europa als Ganzes.

Kunst und Literatur, Philosophie und Gesetzgebung hatten während dieser siebzehnhundert Jahre ihre Epochen glänzender Entwicklung. Nur schwer könnte die Welt die Meisterstücke, die geschaffen wurden, entbehren. Die Malerei und die Dichtkunst der T'ang und Sung, Philosophie, Geschichte und Kritik der Sung, das Drama und der Roman aus der Herrschaftszeit der Yuan und Ming, die juristischen und allgemeinwissenschaftlichen Sammlungen unter den Ming und Mandschu gehören zu dem Besten, das die Menschheit irgendwann und irgendwo hervorbrachte.

Doch die Leistungen beschränkten sich nicht auf die Gebiete der Kunst und Literatur allein. Der Druck wurde erfunden und — nahm seinen Weg nach Europa. Chinesische Handwerker fertigten Porzellan, das seinesgleichen nicht hat; ihre Bronzegüsse, ihre Holzschnitzereien und Arbeiten in edlen Metallen und Steinen sind nie übertroffen worden. Chinesische Bankiers schufen eine Einrichtung (die Schansi-Bankiergilde), die mehrere Jahrhunderte lang dem ganzen Lande diente, wie keine einzige Bankorganisation je Europa gedient hat. Chinesische Verwaltung entwickelte ein Prüfungssystem, das unbeschadet mancher Fehler die demokratischste Methode für die Beamtenauswahl war, die es je in der Welt gab; sie erwies sich auch erfolgreicher als jedes andere Schema, das die Menschen erfunden haben, um — Generation nach Generation — jene in den Regierungsdienst zu ziehen, die sich durch Verstand und durch Erziehung am besten hierfür eigneten.

Es bleibt jedoch wahr, daß während dieses Zeitabschnittes die chinesische Zivilisation und das Leben des chinesischen Volkes sich hauptsächlich in gut abgesteckten Kanälen bewegte. Niemals kamen solche scharfen Wendungen, wie sie Europa im vergangenen Jahrhundert und im ersten Viertel des jetzigen erlebte. Und warum kamen sie nicht? ... Eine erschöpfende Antwort vermag niemand hierauf zu geben. Aber man geht wohl nicht fehl, wenn man die grundlegende Stabilität und den Zusammenhalt zum großen Teil auf den Umstand schiebt, daß die Chinesen eine Form sozialer Organisation und eine Methode des Zusammenlebens entwickelt hatten, die wirklich ihren Bedürfnissen entsprachen. Die

hauptsächlichsten geographischen und klimatischen Bedingungen erfuhren keinen Wechsel. Überdies gab es kein mächtiges Einströmen einer wesentlich verschiedenen, aber gleich gut entwickelten Denk- und Lebensart und ferner keine ernstlichen Zivilisationskonflikte innerhalb des weiten Gebietes von China. Warum sollte es also zu grundlegenden Änderungen kommen?

Wohlverstanden, ein derartiges Einströmen gab es nicht, bis sich die Flut moderner westlicher Zivilisation über das Land ergoß. Dann begannen die Änderungen.

Vor zweitausendeinhundert Jahren trat die chinesische Zivilisation in eine Periode des Fließens und des Neuordnens. Jetzt befindet sie sich auf der ersten Stufe einer anderen solchen Periode. Die Reizmittel für eine Änderung sind jetzt mächtiger und fremder als damals, und möglicherweise wird der Wechsel tiefer gehen und weitere Kreise ziehen. Die Übergangsperiode währte damals vierhundert Jahre; heute währt sie knapp ein halbes Jahrhundert. Doch die Ereignisse vollziehen sich in unseren Tagen rascher als in jenen, als Schi Huang Ti sich den Ersten Göttlichen Autokraten nannte und Liu Pang, der Dorfpolizist, die Stufen des Drachenthrones emporstieg.

INNERHALB DER MAUER

Nicht weit nördlich von Peiping liegt ein kleines Dorf, das sich in nichts von tausend anderen der nordchinesischen Ebene unterscheidet. Vor etlichen Jahren nahm sich dort ein älterer Mann eine neue, junge und schöne Frau. Der dörfliche Don Juan sah sie und verfolgte sie mit seinen Aufmerksamkeiten. Eines Tages begegnete der betagte Gatte dem anderen in der Dorfstraße. Hitzige Worte flogen hin und her, und schließlich zog der beleidigte Ehemann ein Messer und bereitete allen weiteren Liebesabenteuern des Jünglings ein blutiges Ende.

Prompt trafen sich hierauf die »Dorfältesten«. Sie luden den Gatten, die verwitwete Mutter des jungen Mannes und etliche Nachbarn vor. Hierauf erörterten sie die Angelegenheit und trafen sich am nächsten Morgen abermals.

Zuerst verhandelten sie mit dem Ehemann, dem sie vorwarfen, er habe den Frieden des Dorfes gestört. Sie befahlen ihm, eine Strafe von hundert Silberdollar zu zahlen, und da ihm dies schon vorher angekündigt worden war, legte er die Summe auf den Tisch.

Sodann riefen sie die Mutter des jungen Mannes herein, der sie in geziemender Form ihr Beileid ausdrückten, worauf sie geziemend weinte. Hierauf erhielt die Trauernde als Ausgleich für ihren Verlust fünfzig Dollar von den hundert ausgehändigt.

Schließlich wurde von neuem der Gatte hereingerufen. Es würde für das Dorf eine große Schande gewesen sein, sagten ihm die Ältesten, wenn eine verheiratete Frau mit ihrem Liebhaber davonlaufen wäre. Vor dieser Schande habe der Gatte das Dorf bewahrt, und das verdiene eine Belohnung. Nach dieser Erklärung gaben sie ihm die restlichen fünfzig Dollar zurück — und damit war die Angelegenheit erledigt.

Sicher sind die Meinungen darüber geteilt, ob die chinesische Art, den Fall aus der Welt zu schaffen, besser war als die Regelung, die der Westen vorgenommen hätte. Aber was sich da in dem kleinen Dorf ereignete, veranschaulicht wunderbar die chinesische Einstellung gegenüber sozialen Problemen und deren Behandlung.

Erstens wurde die Sache als streng dörfliche Angelegenheit gehandhabt. Da der allgemeine Friede durch sie nicht berührt worden war, bot sich der Regierung keine Gelegenheit, durch die Polizei oder den Distriktsbeamten einzugreifen. (Der befolgte Grundsatz lautet, daß die Regierung sich mit Streitigkeiten zwischen einzelnen Volksgenossen nur zu befassen hat, wenn das Volk selbst diese Streitigkeiten nicht friedlich beizulegen vermag).

Weiterhin berücksichtigte man bei der Regelung das Wohl und den Ruf des Dorfes als Ganzes. Die Beteiligten waren, als Einzelwesen, weniger wichtig, wohingegen den Erfordernissen des Gruppenlebens im Dorf Genüge getan wurde: es erfolgte eine Bestrafung des Friedensstörers, eine Entschädigung für erlittene Unbill, ein Eintreten für die Unantastbarkeit der Familie und endlich eine Belohnung für denjenigen, der zu Nutz und Frommen des Dorfes handelte.

Außerdem hielt man sich bei der Regelung des Vorfallen nicht an abstrakte Grundsätze eines unpersönlichen Gesetzes oder an gesetzlich festgelegte Richtschnüre aus der Vergangenheit, sondern an die wesentlichen Umstände dieser besonderen Angelegenheit. Die Verhängung und Einziehung der Geldstrafe stand in Übereinstimmung mit einer gutbewährten Praxis, die geldliche Entschädigung für körperliche Verletzung gestattete, wobei die Höhe des Betrages sich nach der Schwere der Verletzung, nach den Vermögensverhältnissen der betreffenden Person und ähnlichen Begleitumständen richtete. Einhundert Dollar als Sühne für »die Störung des Dorffriedens« war angesichts der Armut des Gatten und der Mutter eine ungeheure Forderung. Die Rückerstattung der Hälfte dieser Summe drückte die wirkliche Zahlung auf ein vernünftiges Maß herab. Nicht die Gemeinde, sondern die Mutter erhielt die Entschädigung. (Wenige Tage später, als ihr jemand sein Mitgefühl aussprach, äußerte sie, daß dieser Sohn stets ein Tunichtgut gewesen sei und sie mehr bekommen habe, als sie je durch ihn zu erhalten erwartet hätte.) Aber indem die Dorfältesten die außerordentliche Strafe verhängten und dann einen Teil zurückgaben — in jedem Falle unter Anführung der Gründe —, betonten sie nachdrücklichst, daß der Friede und der gute Name der Gemeinde vor allen anderen Erwägungen den Vorrang habe.

1. Die Grundlage der Autorität

Sehr im allgemeinen gesprochen, verficht der Westen zwei Theorien über die Quelle der Regierungsgewalt — das Wort Regierung in seinem engeren Sinne gebraucht. Die eine lautet, daß die Regierung durch Gott (oder irgendeine übermenschliche Autorität) eingesetzt wurde und daß das Haupt der Regierung durch »göttliches Recht« herrsche; die andere, daß das Volk sie vermittels eines »sozialen Kontraktes« und zu seiner Bequemlichkeit gegründet habe, daß die Regierungsbeamten entweder durch das Volk gewählt worden seien oder als Gegenzeichner des sozialen Kontraktes dem Volk verpflichtet wären; und daß endlich die Regierungsgewalt eher von der Einwilligung der Regierten denn von irgendeinem oder irgendwelchen übermenschlichen Wesen abhinge.

Diese Theorien, die allzu bekannt sind, als daß sie hier noch weiterer Erörterung bedürften, wollen wir im Auge behalten, wenn wir uns jetzt der chinesischen Auffassung über den Platz der Regierung und die Grundlage des Rechtes zur Herrschaft zuwenden.

Die Regierung von China war ein auf Sittlichkeit gegründeter und durch die moralische Berechtigung zum Aufruhr gemilderter Despotismus.

Nach dem chinesischen Denken ist die Regierung gleichaltrig mit der menschlichen Gesellschaft. Keine übermenschliche Autorität schrieb sie vor, und ebensowenig stiftete sie das Volk zu seiner eigenen Bequemlichkeit. Sie ist einfach dagewesen, seit das Volk da war, weil es — so sagt der Chinese — in der menschlichen Gesellschaft Herrschende und Beherrschte geben muß, genau wie beim Körper ein Kopf und Hände vorhanden sein müssen. Aber sowohl Herrscher wie Beherrschte haben in ihrem Verhältnis zu einander Verpflichtungen und Rechte, und die Rechtfertigung für die Ausübung der Rechte ist die Erfüllung der Verpflichtungen.

Die Leute müssen zusammen leben, spinnt der Chinese seinen Gedankenfaden weiter. In diesem Lebensprozeß entstehen unweigerlich Streitigkeiten, da die Menschen eben menschlich sind. Außerdem können gewisse Dinge viel zweckdienlicher durch die

Gruppenorganisation geregelt werden. Über Streitigkeiten und Angelegenheiten, die die Allgemeinheit angehen, sollten die am meisten beteiligten Personen verhandeln. Die Herrscher bei solchen Dingen hinzuziehen, erübrigts sich. Manchmal freilich nehmen die Beschwerlichkeiten einen solchen Umfang an, daß sie der betroffenen Gruppe über den Kopf wachsen, und die Streitigkeiten werden bisweilen so verwickelt und so erbittert, daß das Volk sie nicht gütlich und angemessen schlichten kann. In diesen Fällen sollten die Herrscher die Sache in die Hand nehmen. Das heißt also: um die alltäglichen Vorkommnisse hat sich die Regierung nicht zu kümmern, wohl aber das Rädergetriebe der Gesellschaft wieder in Gang zu bringen, wenn es durch natürliche Unglücksfälle oder durch die Dummheit oder Bösartigkeit des Volkes ins Stocken geriet. Solange des Volkes Wirken glatt läuft, gibt es für die Regierung nichts zu tun.

Offensichtlich würde das ideale Volk überhaupt keine Regierung benötigen. Und die idealen Herrscher würden ihren Untertanen ein so vollkommenes Beispiel von Rechtschaffenheit, Weisheit und Güte geben, daß jedermann beinahe instinktiv auf dem Wege des Friedens und der Ordnung wandelte. Die Bereitschaft, Unglücksfällen entgegenzutreten, wäre so vollendet, daß der Zerstörung automatisch Einhalt geboten würde. Mithin hätte der ideale Herrscher wenig oder gar keine Arbeit. Er würde nicht handeln; er würde einfach sein — und die wirkliche öffentliche Wertschätzung galt nicht Männern, die bloß tüchtig waren, sondern jenen mit gutem Charakter.

Aber auf der Wirklichkeit fußend, sah der Chinese sehr wohl ein, daß es weder das ideale Volk noch die idealen Herrscher je gegeben hatte und vermutlich auch nie geben würde. Deshalb gesellte er der Verpflichtung, den Herrschern zu gehorchen, das Recht des Volkes bei, sich aufzulehnen, wenn die Herrscher gar zu sehr von dem Ideal abwichen. Und deshalb ergänzte er die Verpflichtung der Herrscher, rechtschaffen und gütig zu sein, durch ihr Recht, zum Schutz der Ordnung, falls nötig, strenge Maßregeln anzuwenden.

Der Kaiser regierte kraft »eines Auftrages vom Himmel«, und dieser Auftrag wurde — in der Theorie — nur Männern erteilt, die sittlich würdig waren. Er konnte zurückgezogen wer-

den. Das Recht zu herrschen, das er verlieh, hing von einem guten Betragen ab; es war nicht unbedingt.

Diese Auffassung stammt deutlich aus den allerfrühesten Zeiten, als der König das Bindeglied zwischen dem primitiven Volk und den Geistern der Natur bildete. Das primitive Volk des Westens hatte ebenfalls seine priesterlichen Könige. Aber dort führte die Entwicklung zu der Vergöttlichung des Königs und endlich zu dem Begriff von einem göttlichen Recht zu herrschen, das nicht von einem moralischen Wert abhing. In China verlief die Entwicklung in einer anderen Richtung. Niemals wurde der Monarch ein Gott aus eigenem Rechte. Obwohl der Kaiser der »Sohn des Himmels« hieß, blieb er ein menschliches Wesen, und ungeschmälert erhielt sich die Idee, daß moralischer Wert die Grundlage der Autorität sei.

In der Praxis ging die Autorität allerdings gemeinlich mit Macht Hand in Hand. Aber das Recht, sich aufzulehnen, war so grundlegend wie die Verpflichtung zu gehorchen. Empörung wurde tatsächlich eine Verpflichtung, wenn die Autorität allzu unwürdig verfuhr. Infolgedessen haftete dem Aufruhr — einerlei ob gegen einen schlimmen Kaiser oder gegen einen grausamen Bezirksbeamten — nicht solch ein moralischer Schandfleck an, mit dem der Westen den Aufruhr gegen „die von Gott eingesetzten Gewalten“ gebrandmarkt hat. In China war der Aufstand vielmehr eine moralisch hochstehende Tat — vorausgesetzt, daß jene, gegen die er sich richtete, sich sittlich als unwürdig erwiesen hatten und daß die Rebellen Leute mit gutem Charakter waren, denen das Wohl des Volkes und nicht ihr eigener Vorteil am Herzen lag.

Jene Androhung oder Ausführung der Empörung hat — bis zum heutigen Tage — auf die politischen Angelegenheiten Chinas einen gewaltigen Einfluß ausgeübt. Bisweilen nahm die Empörung die Form eines passiven Widerstandes an, einer Art von Boykott. Da gibt es zum Beispiel die — vielleicht unwahre — Geschichte, wie das Volk Pekings sich gegen einen Kaiser verhielt, der nach Ansicht der Öffentlichkeit einen hervorragenden, treuen alten Beamten mit großer Ungerechtigkeit behandelt hatte. Die Einwohner erklärten einfach einen Boykott gegen den kaiserlichen Palast, bis der betreffende Beamte wieder seine Freiheit ge-

noß, und eine reichliche Woche lang konnte keiner aus dem Palast auf irgendeinem Markte Nahrungsmittel kaufen. Der Kaiser beugte sich — nicht der Gewalt, sondern dem Druck der organisierten öffentlichen Meinung. Gegen Beamte geht man in der gleichen Weise vor, und meist genügt ein derartiger Protest seitens des Volkes, um den Betreffenden für den Rest seiner Tätigkeit in dem Bezirk zur Behutsamkeit zu veranlassen.

Boykott und gewalttätiger Aufruhr bedeuteten jedoch keinen Versuch des Volkes, sich das Herrscheramt selbst anzueignen. Regieren war die Angelegenheit der Obrigkeit, nicht des Volkes. Wenn eine von ihnen — Kaiser, Provinzialgouverneur oder Ortsbeamter — sich zu ungerecht benahm, so forderte es die Pflicht, daß das Volk mit dem ihm nötig erscheinenden Nachdruck Einspruch erhob, den Sünder auf den rechten Pfad zurückzubringen suchte oder ihn gänzlich vertrieb. War dies geschehen, so ging das Volk wieder seinen eigenen Geschäften nach. Einen neuen Herrscher an Stelle des Verjagten zu wählen, gehörte nicht zu seinen Obliegenheiten; die Wahl des neuen Mannes — für den Thron, die Provinz oder den Distrikt — ziemte sich für diejenigen, die die Zügel der Regierung hielten.

Wie ein Mann den durch eine Revolte freigewordenen Posten bekam, interessierte das Volk nicht sehr, höchstens insofern, als die angewandten Mittel ein Licht auf den Charakter des Betreffenden warfen und somit auch Schlüsse bezüglich der Art, wie er seines Amtes walten würde, zuließen. Dies traf besonders auf jene Beamten zu, die dem Volke näher waren als der Kaiser.

Diese Betonung der Tugend als Basis und Rechtfertigung der Autorität tritt uns immer wieder entgegen. Gerade wie die drei halbmythischen Herrscher Yao, Schun und Yü nicht wegen ihrer Leistungen, sondern wegen ihrer selbstlosen Güte berühmt sind, schätzt man Wen, der der erste Kaiser der Tschou-Dynastie hätte werden können, aber darauf verzichtete, weil er sich für nicht würdig hielt, wegen seiner moralischen Selbstzügelung so hoch. Schi Huang Ti war einer der größten Organisatoren der Welt und schuf in China Ordnung und Stabilität; aber man schmäht ihn, weil er die Macht für sich selbst begehrte und weil er durch seine Bücherverbrennung Verachtung für die ethischen Lehren der Weisen bekundete. Die Gründer der Han- und Ming-Dynastien

werden verehrt, weil sie zu den Waffen griffen, um das Volk von grausamer Unterdrückung zu befreien, und weil sie wohlwollende Herrscher blieben, auch nachdem sie »des Himmels Auftrag« empfangen hatten. Wang Mang hingegen, dieser kluge Kopf, der Reformen einzuführen suchte, die die Lage der unteren Volksklassen ungemein verbessert haben würden, wird unter die großen Verräter eingereiht, weil er sich persönlich als schlecht erwiesen und sich den Thron durch unlautere Mittel angeeignet hatte.

In jüngeren Zeiten — in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts — genoß der Führer des T'ai P'ing-Aufstandes anfänglich weitgehende volkstümliche Unterstützung. Aber als er und seine Genossen unmäßig wüteten und zerstörten und persönlichen Vorteil suchten, trat ein Umschwung in den Gefühlen des Volkes ein. Der Oberbefehlshaber der Streitkräfte, der den Aufruhr schließlich niederrang, war ein für die stammfremde und verhaßte Mandschus-Dynastie kämpfender Chinese. Ohne ihn hätten die Mandschus nimmermehr die Rebellion bezwungen. Im Westen würde dieser Mann unweigerlich als Verräter an seinem Volk verachtet worden sein, wohingegen man ihn in China als einen rechtschaffenen und edlen Charakter rühmt, der keinen persönlichen Vorteil gesucht habe. Obwohl Yuan Schi k'ai 1912 die Abdankung der Mandschus sicherte, verdammen ihn die Chinesen, da er sich als ein durchaus selbstsüchtiger Intrigant entpuppte, ungetreu zuerst gegen die Dynastie, unter der er diente, und ungetreu sodann gegen die Republik. Sun Yat-sen wiederum genießt Verehrung, nicht weil er ein großer Verwalter oder Denker oder Gelehrter war — tatsächlich gebührt ihm auch keine einzige dieser drei Bezeichnungen —, sondern weil er, der persönlich Gute, einen völlig selbstlosen Kampf für das führte, was ihn das Wohl des Volkes dünkte. Gewiß, auch der Westen hat hohe sittliche Eigenschaften gewürdigt und geehrt, indes ist es hier nicht das sine qua non des Erntens von bleibendem Ruhm und volkstümlicher Bewunderung gewesen. Im Westen haben erfolgreiche militärische Eroberungen vielen Männern Ruhm und Ehre beschert, in China nicht einem einzigen. Unter Kaiser Wu aus dem Geschlechte der Han verdoppelte sich der Umfang Chinas, doch man erinnert sich seiner eher mit Geringschätzung als mit Stolz, weil er grausam und abergläubisch war und, vor allen Dingen, weil er ein solch erbärmliches Gefühl

für die wahren Lebenswerte besaß, daß er sich den »Kriegerischen Kaiser« nannte. Napoleon hätte man in China nicht wegen seiner militärischen Leistungen, sondern wegen der Schöpfung des Code Napoléon bewundert, genau wie man den Mandschukaiser K'ien Lung wohl als Förderer der Literatur, nicht aber als Eroberer Tibets Achtung zollt.

Charakteristisch für die chinesische Einstellung ist das Folgende: das Fehlschlagen eines bewaffneten Aufruhrs bewies entweder, daß die herrschende Dynastie das volle Maß der Schlechtigkeit noch nicht erreicht hatte oder daß der Rebellenführer nicht wert sei zu herrschen. Erfolg eines Aufstandes bewies, daß der Himmel seinen Auftrag einem neuen Mann erteilte und daß man infolgedessen dem neuen Herrscher gehorchen sollte, bis wiederum eine Revolte ausbrach, was mit der fortschreitenden Degeneration jeder Dynastie unweigerlich eines Tages geschehen würde. Dieses Hinausschieben der Stellungnahme bis nach dem Ereignis deckte sich ganz mit dem chinesischen Gefühl, daß das Volk nur Zuschauer und nicht Teilnehmer in dem Ringen um die Herrschaft sei.

Desungeachtet war die öffentliche Meinung ein gewichtiger Faktor für den Erfolg oder das Mißlingen eines Aufruhrs, so lange er sich noch im Werden befand. Kein Aufruhr konnte gelingen, der nicht das Volk hinter sich hatte; keine Dynastie konnte sich halten, wenn ein starker Wunsch, sie zu vertreiben, vorherrschte. In der nüchternen Wirklichkeit hing mithin Regierung von der Einwilligung der Regierten ab oder, um es in die chinesische Form zu kleiden, »der Himmel spricht, wie das Volk spricht«.

Solange der Kaiser sein Amt innehatte, war er, in der Theorie, absolut. Das gesamte Land des Reiches gehörte ihm, und Leben und Besitz des ganzen Volkes standen zu seiner Verfügung. In der Form war die Regierung ebenfalls durchaus despotisch. Die Vorteile eines wohlwollenden Despotismus wurden restlos anerkannt, und sofern der Despotismus sich nicht allzu ungütig erwies, schwieg jeder Volksprotest. Aber wie gesagt, erfreute sich der Kaiser jener theoretischen absoluten Macht nur bedingungsweise. Der Himmel, der sie ihm gegeben hatte, konnte sie ihm auch wieder nehmen, und wenn er sich völlig unwürdig zeigte, bestand für das Volk die moralische Verpflichtung, als Agent des Him-

mels zu handeln, indem es den Schädling von seinem Thron verjagte.

Diese Auffassung beleuchtet vortrefflich das chinesische Widerstreben, Ideen bis zu ihrem logischen Abschluß zu verfolgen. Logischerweise sind die Verpflichtung zu gehorchen und das Recht sich aufzulehnen unvereinbar. Aber in diesen wie in anderen Dingen meidet der Chinese Extreme. Wenn Zeit und Umstände die Empörung forderten, empörte er sich. Er vermied auch das logisch korrekte, doch praktisch unmögliche Unterfangen, genau festzulegen, unter welchen Umständen sich Gehorsam und Revolte ziemte. Er behandelt jede Lage, wie sie sich ihm darbietet — unter Berücksichtigung eben jener besonderen Lage und nicht irgend eines abstrakten festgelegten Prinzips —, und im allgemeinen herrscht in bezug auf das, was getan werden sollte, eine bemerkenswerte Einmütigkeit.

Dies ist einer der Gründe, weshalb es einem Westländer so ungeheuer schwer fällt, vorauszusagen, welche Reaktion irgendeine Lage auslösen wird. Der Westländer geht von seiner eigenen Lebensauffassung aus, ringt sich zu einer logischen Schlußfolgerung durch und erwartet dann von dem Chinesen, daß er in Übereinstimmung mit dieser Schlußfolgerung handele. Aber der Chinese sieht es mit anderen Augen. Er macht auf halbem Wege halt — nicht etwa, weil er nicht logisch zu denken vermöchte, sondern weil die konfuzianische »Doktrin der Mitte« den Angelpunkt chinesischen Lebens und Denkens bildet. Dieses Stocken auf halbem Wege, diese Weigerung, Grundsätze bis zu ihrem bitteren Ende zu verfechten, diese Abneigung, einen entscheidenden, endgültigen Schritt zu tun, der keine Zugeständnisse oder späteren Abänderungen gestattet, sind fast instinkтив. Sie entspringen dem nicht durchdachten Gefühl des Volkes für Mäßigung in allen Dingen, ein Gefühl, das sich auf jedem Gebiet kundtut, nicht nur in politischen Angelegenheiten.

Die Chinesen fühlen und urteilen unter Berücksichtigung der Eigenheit von Fällen und Personen und nicht abstrakter Grundsätze. Sie wollen viel dulden, aber bei gewissen Dingen werden sie störrisch. Ihren Respekt und ihren Beifall erringen jedoch nur jene, die drei Eigenschaften besitzen: gesunden Menschenverstand, ein Gefühl für Gleichmaß und einen guten Charakter. Und das höchste von den dreien ist ein guter Charakter.

2. Die beherrschenden Gruppen

Eines Tages erörterten während der großen Hungersnot von 1928 bis 1930 im nordwestlichen China einige Abendländer und Chinesen die Maßnahmen, mit denen man die Not der Bevölkerung lindern wollte. Dies geschah in einem Dorf der Schensi-Provinz. Zugegen waren die Dorfältesten und etliche andere. Allgemach wandte sich das Gespräch den Dorfangelegenheiten im allgemeinen sowie ihrer Regelung zu. Einer der Fremden meinte, daß die Ältesten doch eigentlich einen Teil der Landesregierung bildeten, da sie ja so vieles erledigten, das im Grunde genommen der Regierung zukäme.

„Wir sind keine Beamte“, erwiderten die Ältesten erstaunt und etwas entrüstet. „Wir verhandeln mit den Beamten und mit anderen um des Dorfes willen, und wir führen die Geschäfte des Dorfes. Aber bestimmt sind wir kein Teil der Regierung.“

Das Wort „Regierung“ im engen, technischen Sinne gebrauchend, hatten diese Dörfler recht. Sie waren kein Teil des *tscheng fu*, des offiziellen politischen Regierungsgefüges. Allein im etwas weiteren Sinne waren sie die Dorfregierung, denn sie befaßten sich mit den Dorfangelegenheiten. Als ihnen diese Bedeutung des Ausdrucks „Regierung“ klargemacht wurde, stimmten die Ältesten ohne weiteres zu, daß sie ein Teil des Getriebes bildeten, durch das das Volk regiert wird. Sie erläuterten sogar, in diesem weiteren Sinne hätten in China auch die Familien und Zünfte ihre Regierungen, obwohl die Gruppenhäupter nicht zur Beamtenschaft gerechnet werden könnten.

Der Unterschied hinsichtlich der abendländischen und der chinesischen Worte für Regierung erhellt einen grundlegenden Unterschied in der Behandlung von Gruppenangelegenheiten. Wir im Westen haben unsere politische Organisation in das tägliche Leben des einzelnen hineinbezogen. Wir erwarten von unseren staatlichen und örtlichen Regierungen, daß sie Wege anlegen und unterhalten, daß sie uns polizeilichen Schutz gewähren, daß sie uns mit Trinkwasser versorgen, mit Abflußrohren, sanitären Anlagen, Armenhäusern, Erziehungsanstalten, Spitätern und hunderterlei anderen Dingen. Wir rufen unsere Regierungen an, damit sie unsere Arbeitsbedingungen, unsere Industrie, unser Bankwesen

und ähnliches regeln. Sooft etwas schief geht oder andere uns Unliebsames tun, drängen wir auf das „Erlassen eines Gesetzes“. Da unser wirtschaftliches und soziales Leben durch die Entwicklung der Verbindungen, die Anwendung von Maschinen und das Anwachsen der Bevölkerung enger verstrickt und schwieriger geworden ist, haben wir uns mehr und mehr an unsere Regierungen zwecks Schlichtung der Interessenkonflikte und zwecks Beschirmung und Förderung der Wohlfahrt des Volkes als Ganzes gewandt. Ja, wir erwarten von unseren Regierungen, daß sie uns jene Vollendung im Gemeinschaftsleben liefern, die wesentlich ist, wenn viele Leute dicht zusammenleben.

Die Chinesen gingen anders zu Werke. Sie benötigten jene soziale und wirtschaftliche Vollendung noch mehr als wir. Doch kärgliche Verbindungen brachten es mit sich, daß diese Notwendigkeit ursprünglich immer nur in engbegrenzten Kreisen existierte. Sie sicherten sich die Vollendung nicht durch die politische Regierung, sondern durch die Gruppenorganisationen, die einen sorgfältigen und hoch entwickelten Mechanismus zur Abwicklung der alltäglichen Angelegenheiten schufen. Gewiß, sie hatten eine politische Regierung, aber diese arbeitete im besten Falle nur unter beträchtlichem Knarren und Quietschen. Die Linie zwischen der Regierung und den Gruppenorganisationen, die die Angelegenheiten des Volkes tatsächlich erledigten, war scharf gezogen, und Theorie und Praxis stimmten darin überein, daß alle am besten dabei führen, wenn die auf der einen Seite Befindlichen mit denen auf der anderen Seite möglichst wenig zu schaffen hätten.

Die wichtigsten dieser Volksorganisationen, dank denen die täglichen Angelegenheiten erledigt und das Verhalten des einzelnen überwacht wurden, erwuchsen aus den drei Hauptpunkten des menschlichen Daseins: der Familie, der Arbeit und dem Wohnsitz. Andere Organisationen erstanden, falls es die Umstände erforderten; aber die Familiensippe, die Zunft und das Dorf waren die dreifachen Fundamente der chinesischen Gesellschaft.

Was die Mitglieder anbelangte, so griffen diese Gruppen ineinander über; sie gerieten indes nicht bezüglich der Zwecke und Ziele in Widerstreit, weil jede ihre eigenen Obliegenheiten hatte. Beispielsweise war jeder Chinese in normaler Lebenslage ein inte-

grierendes Teil einer Familiensippen-Gruppe. Jedoch konnte ein Familienmitglied zur Lastträgerzunft und ein anderes zur Zunft der Silberschmiede gehören. Ein Teil einer Familiensippe konnte in einem nördlichen Dorf, ein anderer in einem südlichen ansässig sein. Jedes Dorf konnte seine eigene Kärrner- oder Hufschmiede- oder Weberzunft haben, mit auswärtigen Mitgliedern. So kam es, daß tatsächlich jeder Chinese von seiner Geburt an bis zu seinem Tode, in seiner Arbeit und in seiner Erholung, während seines Daheimbleibens und während seiner Reise in ein verwinkeltes Netzwerk von Organisationen eingeengt war, die seine Handlungsfreiheit begrenzten, ihm indes Sicherheit gewährten und über sein Wohl wachten, die ihn gegen Unterdrückung und Unbill von Seiten anderer verteidigten, aber streng seine eigenen Gelüste, Unrecht zu tun, im Zaume hielten.

Die Häupter der Familien, der Zünfte und der Dörfer waren die Glieder und die Puffer zwischen der offiziellen Regierung und dem Volk. Durch sie und mit ihnen — und nicht durch direkten Verkehr mit dem Individuum — arbeitete der behördliche Betrieb. Die meisten der Geschäfte zwischen den Organisationen — Angelegenheiten zwischen den Zünften und den Dörfern oder Heiraten oder Besitzübertragung — wurden durch die Gruppenhäupter für die Mitglieder erledigt. In wichtigen Fällen handelten diese Häupter nur nach vorheriger Beratschlagung mit den Mitgliedern, so daß in Wirklichkeit die Gruppe die Handlung vornahm.

Des weiteren war jede Gruppe verpflichtet, ihre eigenen Mitglieder zu überwachen, weil sie für das, was der einzelne tat, anderen Gruppen und der Behörde gegenüber die Verantwortung trug. Gegen einen nach gebührender Erwägung gefällten Gruppenentscheid konnte der einzelne so gut wie keinen Einspruch erheben, es sei denn durch das gewöhnlich verhängnisvolle Ausscheiden aus der Gruppe.

Diese Familiensippen-, Zunft- und Dorforganisationen des chinesischen Systems näherten sich am meisten dem Staat der modernen westlichen Theorie und Praxis. Sie waren nicht völlig „souverän“, da sie letzten Endes der möglichen Kontrolle durch die offizielle Regierung unterstanden. Immerhin betätigten sich die Gruppen als Einheiten durch Führer, deren Autorität sowohl bei der Behandlung ihrer inneren Angelegenheiten als auch ihrer

äußersten Beziehungen anerkannt wurde. Jede Gruppe hatte überdies ihr festumrissenes Interessengebiet.

All dies sind westliche Ausdrücke. Und vielleicht begeht man eine Unklugheit, wenn man in ihnen die Formen chinesischer Organisationen zu schildern versucht; besteht doch immer die Gefahr, den Eindruck hervorzurufen, daß die Parallele weiter geht, als es tatsächlich der Fall ist. Nichtsdestoweniger sind — mit geziemendem Vorbehalt — die Ausdrücke angemessen, und ihr Gebrauch hilft vielleicht, das gefühlsmäßige Eindringen in das Leben des gewöhnlichen Chinesen zu ermöglichen, das für das wirkliche Verstehen so notwendig ist.

Unsere westliche Treue gilt zum Beispiel der Nation. Die entsprechende Treue des Chinesen gilt den Gruppen, zu denen er gehört. Unsere Beziehungen zu unseren Regierungen, sei es als passiv sich Fügende, sei es als aktiv Unterweisende, was die Regierungen tun sollten, entsprechen viel mehr der Beziehung des Chinesen zu seiner Gruppe als seiner Verbindung mit der offiziellen Regierung.

Drei Viertel des chinesischen Volkes haben in Dörfern gelebt. Aber auch die Städte waren bis zu einem wesentlichen Grade eher eine Anhäufung kleiner, dorfähnlicher Gemeinden, von denen jede mehr oder weniger innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Interessen und ihrer Zone wirkte, als einheitliche Gebilde wie die westlichen Städte. Praktisch kamen daher alle Leute in Organisationen vom Dorftyp. Überdies war die kleinste Einheit des offiziellen Regierungsbaus der *hsien* oder Distrikt. Er umfaßte eine Hauptstadt, vielleicht mehrere mittelgroße Städte und zahlreiche Dörfer. Diese Distrikte vereiteln schon allein durch ihre Größe, daß die Regierung sich bis ins kleinste um die Angelegenheiten des Volkes hätte kümmern können, selbst wenn dies nicht der chinesischen Auffassung über die Beziehungen zwischen Regierung und Volk zuwidergelaufen wäre. Man muß sich vorstellen, wie es sein würde, wenn es im Abendlande keine kleineren Amtsbezirke geben würde als die Provinz!

Wie bereits erwähnt, wurden die dörflichen Angelegenheiten durch die Dorfältesten erledigt. Diese wurden weder erwählt, noch waren sie notwendigerweise alt. Ihre Persönlichkeit machte sie zu Führern. Gewöhnlich betrachtete man einen von ihnen als

Oberhaupt; aber die Anzahl der Personen, die als Dorfälteste anerkannt wurden, war in keinem Dorfe genau festgelegt. In manchen Fällen gab es nur einen Ältesten, in anderen fünf oder sechs. Wenn gleich sie im allgemeinen Männer waren, konnten sich auch eine oder zwei Frauen darunter befinden. Alter, Besitz, Erziehung oder hervorragende Dienstleistungen sprachen wohl mit, gaben indes keineswegs den Ausschlag. Bei einer Gelegenheit entschieden junge Männer ohne Schulbildung und ohne Eigentum nur durch die Kraft ihrer Persönlichkeit über das Wohl und Wehe des Dorfes.

Diese Ältesten, die Regierung des Dorfes, schlichteten Streitigkeiten, setzten für jede Familie die Höhe der Gemeindesteuern fest, sorgten für Aufrechterhaltung der Ordnung, richteten gelegentlich Übertreter des »Gesetzes«, das heißt der örtlichen Ge pflogenheiten, verwahrten als Treuhänder die Urkunden über den Landbesitz und anderes Gemeindeeigentum und kümmerten sich um alles, damit das Dorfleben geräuschlos verlief. Dies waren ihre Obliegenheiten bezüglich dessen, was wir Westländer die inneren Staatsangelegenheiten nennen würden.

Jedoch erfüllten sie auch wichtige Funktionen bei der Pflege der äußeren Beziehungen des Dorfes. Ihnen lag es ob, mit der Distriktsbehörde zu verhandeln oder, wenn sie es für notwendig erachteten, über diese Instanz hinweg höheren Regierungsorganen Denkschriften zu überreichen. Sie schlossen mit Nachbargemeinden und desgleichen mit außenstehenden Organisationen oder Einzelpersonen, die die Benutzung von Dorfeigentum oder die Hilfe von Dorfarbeitern wünschten, Verträge ab. (Ausländer zum Beispiel, die unweit Peipings Tempel oder andere Baulichkeiten zu mieten beabsichtigten, verhandeln mit den Dorfältesten und sichern sich deren Zustimmung, selbst dann, wenn das betreffende Gebäude oder Grundstück Privatbesitz ist. Wollen Wohlfahrtsunternehmungen oder das Rote Kreuz im Kampf gegen die Hungersnot Tagelöhner für Straßenbau oder andere Arbeiten dingen, so verschaffen sie sich diese Arbeiter besser durch die Dorfältesten als durch direkte Verhandlungen mit dem einzelnen.) Im Namen ihres Dorfes oder im Bunde mit Nachbardörfern sagten die Ältesten einem Beamten, dessen unrechtes Verhalten sie scharf mißbilligten, Krieg an. In vielen Fällen genügte lediglich die

Androhung eines solchen Krieges, um beamtliche Raubgier zu zügeln. Die angewandten Kriegsmaßnahmen bestanden in Boykott oder, im äußersten Fall, in Gewalttätigkeit. In der Regel endete der Krieg mit einem Siege des Dorfes; der Abschluß der Feindseligkeiten erfolgte meist, indem der Beamte, der in seinem Distrikt keinen Frieden hatte halten können, versetzt oder auch indem ein „Friedensvertrag“ zwischen dem Beamten und den Dorfältesten unterzeichnet wurde. Ganz ähnlich wurden bisweilen zwischen Dörfern Kriege geführt und Verträge geschlossen.

Auch die Herrschaft der Dorfältesten über die gewöhnlichen Dörfler war in der Theorie absolut. Die letzteren genossen jedoch hinreichend Schutz gegen Mißbrauch dieses Absolutismus, da die Autorität der Ältesten ja auf der Einwilligung der Dorfbewohner beruhte. Durch eine grobe Ungerechtigkeit oder eine Reihe kleinerer würden die verantwortlichen Ältesten die Unterstützung und den guten Willen der Allgemeinheit eingebüßt haben, ohne die sie nicht weiterhin Älteste bleiben konnten. Dieses System, das die Vorteile der Autokratie mit dem Schutze gegen die Übergriffe autokratischer Regierung verband, arbeitete im allgemeinen vorzüglich, und zwar deshalb, weil der „Staat“ klein genug war, um ständige und enge persönliche Verbindung zwischen den Regierenden und den Regierten zu gestatten.

Und die Zünfte glichen den Dörfern. Es gab verschiedenerlei Sorten von Zünften; aber die wichtigsten bauten sich auf der Kontrolle ihrer Mitglieder hinsichtlich irgendeiner Art des Lebenserwerbs auf: ein Geschäftsgeheimnis, wie etwa die Methode, ein bestimmtes Porzellan oder Lack herzustellen; oder eine besondere Fertigkeit im Jadeschneiden; oder das Recht zur Ausübung eines besonderen Berufs wie Zimmermannsarbeiten oder Lastenträgen in einem Distrikt; oder die Teilnahme an einem besonderen Geschäftszweig wie Metzgerei oder Stoffhandel. Die Bauern hatten keine speziellen Zünfte; für sie trat ja die Dorforganisation ein, und der Organisation der Beamten wird das Wort Zunft nicht ganz gerecht. Im übrigen aber wurde jeder Lebenserwerb durch eine Organisation kontrolliert, für die — aus Mangel an einem besseren Ausdruck — der Name Zunft angewandt werden darf. Die Bäcker, die Schlächter, die Kerzengießer, die Goldarbeiter,

alle waren organisiert. Und ebenso die Ärzte, die Kaufleute, die Bankiers, die Bettler und — die Diebe.

Diese verschiedenen Zünfte arbeiteten meist Hand in Hand. Die in derselben Stadt befindlichen, doch verschiedene Berufe erfassenden bildeten eine gemeinsame Front gegen Versuche behördlicher Unterdrückung. In etlichen größeren Städten wurde diese gemeinsame Arbeit durch eine »Zunft der Zünfte« ausgeführt. Zünfte, die die gleichen Berufe erfaßten, aber in verschiedenen Städten ansässig waren, tauschten Nachrichten über den Wechsel von Mitgliedern und ähnliche Dinge aus.

Der Hauptzweck der Zünfte bestand darin, jedem Mitglied eine Verdienstmöglichkeit zu sichern. Sie setzten die Bedingungen für die Lehrzeit fest, ferner die Warenpreise, die Löhne und die Arbeitsstunden. Die Gewerbezünfte teilten die in ihrem Bezirk vor kommenden Arbeiten auf, so daß keiner übergangen wurde, und die Kaufmannsgilden willigten manchmal in eine Teilung des Marktes. Jeden Eingriff in ihre ausschließliche Kontrolle wehrten die Zünfte energisch ab; andererseits überwachten sie genau, was ihre Mitglieder innerhalb ihres Arbeitsbereiches taten, und ein Bruch der Zunftregeln hatte schwerwiegende Folgen — selten konnte ein Mitglied, das aus seiner Zunft ausgestoßen worden war, wieder Arbeit irgendwelcher Art finden. Sogar die Bettler taten alles, was in ihren Kräften stand, um »solchem Lumpengesindel«, das nicht zur Bettlerzunft gehörte, das Handwerk zu legen.

Die Form der Organisation wechselte von Zunft zu Zunft, von Zeit zu Zeit, von Ort zu Ort. Zünfte entstanden, blühten auf, wurden mächtig, welkten und verschwanden, wie die örtlichen Verhältnisse sich wandelten. Etliche Arbeiter hielten sich überdies immer außerhalb des Zunftwesens. Aber im allgemeinen beherrschten diese Körperschaften das wirtschaftliche Leben Chinas.

Die Familiensippen waren jedoch die mächtigsten der drei Gruppen, weil sie tatsächlich alle Chinesen erfaßten. Sie trugen die letzte Verantwortlichkeit; sie waren die letzte Zuflucht, der Mittelpunkt, von dem aus die Menschen in die Welt hinausströmten und zu dem sie wieder zurückkehrten; sie waren die Kanäle, in denen die Generationen fluteten. Über das chinesische Familiensystem ist schon so viel geschrieben worden, daß sich hier eine langatmige

Ausführung erübrig. Indes lohnt es sich, noch einmal daran zu erinnern, daß die Familiensippe sowohl für ihre Mitglieder als auch ihnen gegenüber verantwortlich war.

Sie schuldete es den Mitgliedern, ihnen einen Anteil an jedem Besitz oder Einkommen, das die Familie als Ganzes hatte, zu sichern. Eigentum konnte zwar auf den Namen eines einzelnen eingetragen sein; in Wirklichkeit aber wurde es zum Wohl des Ganzen verwaltet. Das Einkommen aus einem Beamtenposten oder einem Geschäft konnte wohl einer Einzelperson zufließen, es mußte jedoch geteilt werden mit allen, die es benötigten. Ein Mann konnte es im Dienste der Regierung oder in der Geschäftswelt weit bringen, konnte jahrzehntelang von dem Familienzentrum weit entfernt sein, konnte sogar an seinem neuen Wohnsitz eine Unterfamilie gründen — nichtsdestoweniger blieben die Verbindung mit der Familiensippe und die Verpflichtungen ihr gegenüber bestehen. Freilich, Überschwemmungen oder Hungersnot konnten derart viele Mitglieder der Sippe und derart viele von ihren Unterfamilien auf einmal heimsuchen, daß sie selbst zerstört wurde. Aber hiervon abgesehen, gewährleistete sie Geborgenheit für alle.

Die Familiensippe war im allgemeinen wirtschaftlich gesicherter als die Unterfamilie, die der westlichen Familie entspricht, denn die zahlreichen Sippenmitglieder übten meist die verschiedenartigsten Berufe aus. (Ihre Zahl ging in die Hunderte, in die Tausende, in die Zehntausende. Im Süden besonders gehörte bisweilen ein ganzes Dorf zu einer einzigen Sippe.) Die Zuschüsse, die das Individuum oder die Unterfamilie der Sippe leisteten, bedeuteten beträchtliche Opfer, doch da niemand voraussehen konnte, ob er nicht selbst einmal Hilfe benötigen würde, lohnte es sich, anderen zu helfen, damit ihm gegebenenfalls auch Hilfe zuteil würde.

In dem individualistisch organisierten Westen fällt der sozial Untaugliche meist dem Staat zur Last, weil es keine Blutsverwandtschafts- oder Berufsgruppen gibt, die sich seiner annehmen könnten. In China wurden alle jene, die nicht für sich selber zu sorgen imstande waren, von der Sippe versorgt. Auch die Zünfte ließen es sich angelegen sein, ihren Mitgliedern über Zeiten der Not hinwegzuhelfen, und die Dörfer hatten ihre Vorräte für die Bedürftigen. Die Mehrzahl jener, denen keine Zufluchtsstätte und

keine Unterstützung zur Verfügung stand, waren Personen, deren Familien Mißgeschick irgendwelcher Art zugrunde gerichtet hatte, oder Personen, die wegen Auflehnung gegen die Gruppenaufsicht aus ihrer Familie, ihrer Zunft oder ihrem Dorf verstoßen worden waren. Selbst diese Opfer des Mißgeschicks oder ihrer eigenen Rebellion schützte indes die tiefeingewurzelte Gewohnheit, daß der im Wohlstand Lebende Mildtätigkeit übte, vor dem Untergang. Normalerweise war infolgedessen in dem chinesischen sozialen Bau kein Platz für öffentliche Waisen- und Irrenhäuser, Altersheime und ähnliche durch öffentliche Mittel unterhaltene Anstalten, die der Westen zur Versorgung der sozial Untauglichen ausbilden mußte.

Wenn das Sippen-System dem einzelnen auch unleugbar wirkliche Vorteile brachte, so zahlte er dafür durch beschränkte persönliche Freiheit. Diese Beschränkung war wesentlich, nicht allein, damit die Familienangelegenheiten sich reibungslos abspielten, sondern auch, weil die Familie der Außenwelt gegenüber die Verantwortung für das Tun und Lassen ihrer Mitglieder trug.

Die Beispiele für die Auswirkung dieser Familienverantwortlichkeit sind zahllos. Man kennt einige äußerst schwere Fälle von der Vernichtung der gesamten Sippe eines Mannes, der sich besonders abscheulicher Verbrechen wie der Ermordung von Vater oder Mutter oder eines Mordanschlags auf den Kaiser schuldig gemacht hatte. Vermutlich ging man hierbei von der Theorie aus, daß ein Familienstamm, der einen so völlig vergifteten Zweig hervorgebracht habe, ausgerottet werden müsse. Das Übliche war, wenn ein Verbrecher nicht gefaßt werden konnte, einen Bruder oder auch einen Vetter des Betreffenden einzukerkern und zu bestrafen — und der Unschuldige fügte sich ohne Entrüstung in sein Schicksal, weil die Familienbande so unerhört stark waren. Bisweilen „büßte“ eins der Familienmitglieder auch freiwillig. So in dem Falle, der sich unlängst in den diplomatischen Kreisen Peipings zutrug. Eine betagte Dienerin aus dem Haushalt eines amerikanischen Gesandtschaftssekretärs beging durch Verschlucken von Streichholzköpfen Selbstmord, da ihr Sohn die Uhr ihrer Herrin gestohlen hatte. Man fand die Uhr wieder, noch bevor die Alte zum Selbstmord schritt; aber das änderte ihres Erachtens nichts an der Tatsache, daß sie als Mutter ihre Pflicht versäumt

habe. Hätte ihr Sohn sonst ein solches Verbrechen begehen können? Sie fühlte sich verpflichtet, ihr Bedauern zu bekunden und die Familie reinzuwaschen, indem sie selbst aus dieser Welt schied. Auf diese Art stellte sie auch die Familienehre wieder her. Zugegeben, daß diese Frau weiter ging, als im Durchschnitt üblich ist, indes steht ihr Verhalten keineswegs einzig da.

Das chinesische Verfahren, der Gruppe — Familiensippe, Zunft oder Dorf — die Verantwortung für die Taten des einzelnen Mitglieds aufzubürden, trug mächtig dazu bei, Frieden zu bewahren und Verbrechen zu hindern. Denn infolge dieses Verfahrens lag es im Interesse jedes einzelnen, daß kein Mitglied etwas tat, woraus Störungen und Ungelegenheiten erwachsen könnten. Hinwiederum heischte es das Interesse der Gruppe, daß nach einem begangenen Verbrechen der Missetäter sofort festgestellt wurde, damit die Strafe nicht andere unschuldige Mitglieder traf. Daher leisteten hauptsächlich die Sippen, und in geringerem Grade die übrigen Gruppen, einen bedeutenden Teil jener Polizeiaufsicht, die im Westen den Regierungsorganen obliegt.

Weiterhin ist das Vorhandensein von Gruppenverantwortlichkeit ein gewaltiger festigender Faktor im Geschäftsleben des Landes gewesen. Eine Schuld bedeutete nicht die Verpflichtung des Individuums, das sie einging, allein — sie bedeutete die Verantwortlichkeit seiner ganzen Familie, in seiner eigenen und den folgenden Generationen. Hinter einem geschäftlichen Vertrag stand nicht einfach der einzelne, der ihn abschloß, sondern auf der einen Seite die Handelsorganisation, der er angehörte, und auf der anderen seine Familie. Diejenigen, die kontraktliche Abmachungen mit unverantwortlichen Leuten ohne Familie oder organisatorischen Rückhalt eingingen oder solchen Leuten Geld liehen, taten es auf ihre eigene Gefahr, und meistens wurde keine derartige Transaktion durchgeführt, wenn in bezug auf diese Punkte irgendein Zweifel auftauchte. Unter normalen Umständen waren solche Verpflichtungen gesichert, nicht, weil man sie mittels der „Gerechtshöfe“ der Regierung erzwingen konnte — nein, sie waren gesichert, weil sie auf dem Fundament chinesischer Gesellschaft ruhten.

Was sich jetzt ereignen wird, da dies System dem Druck neuer Ideen und Techniken aus dem Westen ausgesetzt ist, bleibt abzuwarten. Schon bricht das alte Sippen-System in verschiedener Hinsicht nieder. Die Zusammenziehung großer Mengen isolierter Individuen in den modernen Fabriken untergräbt zum Beispiel das ganze Familiengefüge. Die Einführung von Eisenbahnen und Autobussen verfrachtet Menschen und Waren in einer Weise von Ort zu Ort, die ebenso verderblich für die Zunft- und Dorf- wie für die Familienorganisation sein kann.

Aber von diesen Dingen werden wir später noch reden. Eins aber müssen wir uns einprägen: während die Gruppenorganisationen die Angelegenheiten des Volkes abwickelten, war das glatte, geschmeidige Arbeiten des politischen Regierungsgeschäftes von verhältnismäßig geringer Wichtigkeit. Kaiser mochten kommen und verschwinden, Dynastien aufsteigen und stürzen — das Leben des Volkes nahm seinen Fortgang, geleitet und befehligt durch die Gruppen.

Wenn sich ein örtlicher Beamter allzu anspruchsvoll gebärdete, wurde er gezähmt oder verdrängt. Wenn eine Armee durchmarschierte, wenn eine Flut hereinbrach, so ertrug man die Heimsuchungen, aber ließ nicht von ihnen den sozialen Zusammenhalt für immer zerstören. Wenn ein neues Oberhaupt — Kaiser oder örtlicher Beamter, Fremder oder Chinese — auftauchte, wurde er hingenommen und ihm erlaubt, die Regierungsgeschäfte zu führen, sofern er sich auf seiner eigenen Seite der Linie hielt, die das Volk von der Regierung schied. Aber man zeigte ihm die Zähne, wenn er diese Linie zu überschreiten versuchte. Und bei all diesem ging das Volk seinen Geschäften nach, sich im wahrsten Sinne selbst regierend, und zwar trotz des Ausmaßes mit einem ziemlichen Erfolg.

Der zu Beginn dieses Kapitels erzählte Vorfall mit dem älteren Gatten und dem Don Juan des Dorfes gibt ein treffliches Bild von der Art, wie dies System arbeitete. Zufällig ereignete sich dieser Vorfall zu einer Zeit, als die politische Regierung vollständig im argen lag. Die Polizei und der Verwaltungsbeamte waren aus dem Distrikt verschwunden. Doch dies hieß nicht, daß auch alle Kontrolle über die einzelnen Dorfinsassen verschwunden war. Im

Gegenteil — die Dörfler besaßen durchaus die Fähigkeit, eine Angelegenheit ihrer Gemeinde zu regeln.

Ähnlich brachte das neuerliche Ringen um die Herrschaft verschiedentlich in Peking ein gänzliches Verschwinden der politischen Regierung mit sich. Besonders interessant ist ein Ereignis aus dem Jahre 1926. Damals näherten sich große Scharen disziplinloser Soldaten der Stadt. Der Präsident hatte für seine eigene Sicherheit gesorgt. Der erste Minister und sämtliche Kabinettsmitglieder saßen in irgendeinem Versteck, der Bürgermeister desgleichen. Der Polizeichef war unauffindbar. Kurz, das reguläre politische Getriebe des Landes und der Stadt hatte sich in nichts aufgelöst. Da bildeten — hauptsächlich auf Betreiben der Zünfte — einige der angesehensten Bürger einen Sicherheitsausschuß und nahmen die hingeworfenen Zügel der Regierung auf. Die Stadttore wurden geschlossen — und blieben es fast zwei Monate lang. Als der Befehlshaber der vorrückenden Truppen vor den Mauern stand, begann der Ausschuß mit ihm zu verhandeln, und nachdem alle Abmachungen über das Einsetzen einer neuen Beamtenchaft getroffen und hinreichende Bürgschaften für Schonung von Leben und Besitz der Bürger gegeben worden waren, öffnete der Ausschuß die Tore und händigte pflichtgemäß die Stadt den neuen Behörden aus.

Inzwischen war das Leben im üblichen Stil weitergegangen. Das Schwätzchen an den Straßenecken nahm vielleicht etwas erregtere Formen an, und die Zeitungen tischten etwas reichlichere und weniger zuverlässige Gerüchte auf. Aber es gab kein Anschwellen der Verbrechen. Nach wie vor waren frisches Gemüse und andere Nahrungsmittel in hinreichender Menge innerhalb der hohen Mauern erhältlich. Die Preise stiegen nur ganz wenig an; die Straßen blieben vor und nach der Dunkelheit so sicher wie zuvor. Die ganze Sachlage erhellt überzeugend die Unwichtigkeit der Regierung in dem gewöhnlichen Dasein des Volkes, erhellt die chinesische Begabung, aus dem Stegreif eine zeitweilige Organisation zu erschaffen, einem zeitweiligen Bedürfnis Rechnung zu tragen, und erhellt schließlich auch den gesunden Menschenverstand der Bevölkerung.

Für die heutige Zeit besitzt das chinesische System zweifellos mancherlei Nachteile. Desungeachtet ermöglichte es die über-

raschende Fortdauer und Stabilität des wirtschaftlichen und sozialen Lebens des Landes, trotz der oftmaligen und bisweilen lange währenden Abschnitte politischen Wirrwarrs.

Etliche der westlichen Länder, die für bedeutend kürzere Zeit in viel weniger ernsten politischen Wirrwarr verstrickt wurden, wandten sich der Diktatur zu. Diese politische Lösung war in China unmöglich, teils wegen der ungeheuren Ausdehnung des Landes und wegen fehlender schneller und angemessener Verbindungen, teils aber auch wegen der grundlegenden politischen Zusammenhanglosigkeit des ganzen sozialen Gefüges.

Die Lebensorganisation des Volkes in und um die vielen kleinen Gruppen herum ist Chinas Stärke und seine Schwäche gewesen. Des Volkes Treue, seine Interessen, seine Gedanken, seine Arbeit — alles vereinigte sich auf diese Gruppen. Gedanken und Handlungen, das ganze Land betreffend, hatten in diesem System keinen Raum. Der Kaiser stand als vages Symbol für die Einheit des Volkes an der Spitze. Kulturell besaßen die Chinesen fraglos eine bemerkenswerte Einheit; von politischer aber konnte bei dem System, das die Angelegenheiten des Volkes regelte, kaum die Rede sein.

In seinen Beziehungen mit den eng zusammengeschweißten Staaten des Westens hat China unter diesem Mangel schwer gelitten. Er erwies sich auch als ein Hemmschuh bei der Umbildung des Staates nach modernen Richtlinien, fehlte doch der Mittelpunkt, von dem aus die Umbildung hätte bewerkstelligt werden können. Der Zusammenbruch des Reiches merzte sogar das geringe Maß politischer Einheit aus, das sich auf den Kaiser konzentrierte. Und erst ganz schwach beginnt die aus dem Westen eingeführte neue und unantastbare Auffassung von der Nation als Einheit in dem Fühlen des Volkes Wurzel zu schlagen.

Natürlich arbeitete das chinesische System nicht vollkommen. Es gab Armut und Ungerechtigkeit, übermäßigen Reichtum, Schurkerei und Verbrechen. Man könnte Seiten mit Beispielen füllen, wie das System bei diesem oder jenem Punkt versagte, und ebensogut mit Beispielen, die lobend seine Zweckmäßigkeit darlegen würden. Aber warum? Uns beschäftigt ja nicht die Frage, ob das chinesische System besser oder schlechter war als das west-

liche; wir wollen es nur — in großen Umrissen — kennenlernen. Doch dies eine sei von ihm gesagt: es hat eine beachtliche Dauerhaftigkeit und eine rühmliche schmiegende Anpassungsfähigkeit an örtliche und wechselnde Bedingungen gezeigt.

3. Die Technik der Justiz

1929 hatte ein Distriktsrichter der Provinz Schansi über einen Fall zu entscheiden, der zwei alte Frauen und eine Henne betraf. Die beiden Frauen waren Nachbarinnen. Eine von ihnen besaß seit einem halben Jahr eine Henne, während die andere behauptete, ihr sei die Henne vor sechs Monaten abhanden gekommen. Keine der beiden vermochte ihr Eigentumsrecht zu erhärten. Die Nachbarn weigerten sich, ihre Meinung abzugeben, obwohl sie unter großem Wortschwall versicherten, sie hätten sich nach Kräften bemüht, die Angelegenheit ohne behördliches Urteil zu schlichten. Mehrere Stunden lang schwirrten hitzige Worte durch die Luft, und auch der Beamte selbst beteiligte sich lebhaft an der Erörterung.

König Salomo hätte vermutlich entschieden, daß die Henne zwischen den beiden alten Weiblein geteilt werden solle. Anders der chinesische Richter. Nachdem er endlich Schweigen geboten hatte, schalt er die Gegnerinnen gehörig aus, daß sie wegen dieser Sache zu ihm gekommen seien, anstatt sie selbst mit Hilfe der Nachbarn aus der Welt zu schaffen. Dann befahl er, daß die Henne je sechs Monate bei der einen und sechs Monate bei der anderen Frau bleiben und daß jedes dritte Ei, das die Henne legte, an die Frau abgeliefert werden solle, die das Tier zur Zeit nicht im Besitz habe, und daß schließlich beim Tod des Huhnes diejenige, bei der es gestorben war, der anderen die Hälfte des Marktwertes zahlen müsse. Im übrigen habe die Henne zuerst in den Stall der Frau zu wandern, die sie während der letzten sechs Monate nicht gehabt hätte.

Die beiden Gevatterinnen befriedigte die Lösung sehr, denn jede glaubte einen Sieg buchen zu können. Die Nachbarn priesen den Richter ob seiner Weisheit und Gerechtigkeit und gingen froh über den wiederhergestellten Frieden von dannen. Und die Henne, deren Leben durch das bei ihrem Tode zu zahlende Strafgeld gesichert war, würde zur Ernährung der beiden Alten beitragen.

Ist das Justiz? wird mancher Westländer fragen. Der Richter baute sein Urteil auf keinem Gesetzesparagraphen, auf keinem Präzedenzfall auf. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, solche Quellen zu befragen. Schlicht und einfach berücksichtigte er jene besondere Sachlage und behandelte sie den Personen und Umständen entsprechend. Er trachtete einen Entscheid zu fällen — und es gelang ihm vorzüglich —, der beiden Parteien gerecht wurde und obendrein weiteren Zwist verhinderte. Nach westlichen Begriffen betätigte er sich eher als ein Schiedsrichter denn als Jurist.

Die Henne war nur etliche Cents wert. Aber die Behandlung des Falles entspricht dem typisch chinesischen Empfinden. In China ist die Handhabung des Gesetzes persönlich, wohingegen die Menschen im Westen einen langen, eifrigen Kampf ausfochten, um die Obergewalt des Gesetzes über Personen, ja sogar über Herrscher festzulegen. Diese Unpersönlichkeit ist in die Auffassung des Westens verwoben, daß die fundamentalen gesetzlichen Grundsätze die absolute, bindende Eigenschaft von Naturgesetzen haben. Die Römer arbeiteten auf eine solche Idee hin, als sie Einheitlichkeit in der Verwaltung ihres aus vielen Völkerschaften bestehenden Reiches anstrebten, und moderne Völker erachteten diese Auffassung als eine nützliche Waffe gegen Willkürlichkeiten der Regierungsbehörde.

Im Westen ist das Gesetz dazu bestimmt, den einzelnen bei der Ausübung seiner Rechte und die Mehrheit der Individuen gegen den Angriff weniger zu schützen sowie Richtlinien für die immer verwickelter werdenden Beziehungen zwischen den Menschen zu liefern. Recht ist für das Gesetz das, was in Paragraphen oder in Entscheidungen niedergelegt wurde, die sich mit besonderen, in den Paragraphen nicht behandelten Punkten befassen. Recht und Unrecht wird im Einzelfalle nicht durch die Umstände des Falles bestimmt, sondern durch Bestimmungen und gesetzliche Präzedenzfälle. Die Justiz ist unpersönlich und abstrakt.

Das alte China hatte eigentlich nichts, was dem westlichen Gesetz gleichkam. Allerdings hatte es Strafgesetze, Verwaltungsregeln für die Beamten und von dem Kaiser oder hohen Würdenträgern erlassene Edikte. Aber weder die Kriminalgesetze und Verwaltungsvorschriften noch die kaiserlichen Erlasse waren als Kristallisation abstrakter Grundsätze aufgezogen oder gedacht.

Außerdem wurden solche Urkunden niemals, der westlichen Art gemäß, als Präzedenzen angeführt.

Dies heißt indes nicht, daß China keine festen Methoden zur Schlichtung von Streitfällen gehabt habe, und noch viel weniger, daß es keine Justiz gab. Es heißt nichts anderes, als daß beide, Regeln und Methoden, auf Grund persönlicher Beziehungen innerhalb der fraglichen Gruppen angewandt wurden und daß man nicht bezweckte, sich an abstrakte Grundsätze zu klammern, sondern besondere Sachlagen in einer Weise zu behandeln, die einen für alle Parteien möglichst günstigen Erfolg sicherte. Oder um die westliche Ausdrucksform zu gebrauchen: die Chinesen kümmerten sich um die Gerechtigkeit und Billigkeit der Sachlage und nicht um die Technik des Gesetzes.

Die Verhaltungsregeln — das „Gesetz“ —, auf deren Grundlage Streitigkeiten geschlichtet wurden, waren die örtlichen Bräuche und Sitten. Die Rechte von Landpächtern zum Beispiel waren in jeder Zone anstatt durch Satzungen oder Ausführungs-vorschriften durch die örtlichen Gepflogenheiten festgelegt. Die Rechte der Zünfte über ihre Mitglieder und gegenüber Außen-stehenden bestimmte der in der Zunft und dem Bezirk übliche Brauch. Heiraten und Scheidungen waren Familienangelegenheiten und nicht Sache der Regierung. Abtretung von Landanteilen erfolgte nach Übereinkunft der Parteien, und obgleich der örtliche Regierungsbeamte die Abtretung registrieren sollte, befand sich der endgültige Vertrag in privaten und nicht in amtlichen Händen. Wenn sich ein Streit oder eine Rechtsfrage erhob, fußte die Regelung viel mehr auf örtlichen Gewohnheiten als auf dem Gesetz oder gesetzlichen Präzedenzfällen. Wenn ein Richter sich einem Kriminalfall gegenüber sah, legte er großes Gewicht auf die persönlichen Begleitumstände, den Charakter des Angeklagten und seines Opfers, und daraufhin entschied er, um wieviel die im Gesetz vorgesehene Strafe gemildert werden solle. Tatsächlich beab-sichtigten die in den Gesetzbüchern angeführten Strafen nur das Höchstmaß, keineswegs aber die Bestrafung in gewöhnlichen Fällen festzulegen. Und meist fiel der Richterspruch weit milder aus als die Sühne nach dem Strafkodex.

Justiz war nicht etwas, was ein auf hohem Stuhle thronender Richter von seiner erhabenen Ferne aus als Stütze der abstrakten

Wahrheit handhabte. Vom chinesischen Gesichtspunkt gesehen, konnten über Hader und Verbrechen diejenigen am besten urteilen, die die intimsten Umstände kannten und weiter mit den Gegnern leben würden. Von der Rechtswissenschaft mochten diese Nachbarn freilich wenig verstehen, während sie genau die örtliche Sachlage kannten. Und auf die örtliche Sachlage kam es an. Was galten dagegen abstrakte Gesetze, verstaubte Gerichtsentscheidungen, kaiserliche Erlasse oder Sammlungen mehr oder weniger fremder Satzungen? ...

Der kaiserliche Beamte kam als Richter erst dann in Frage, wenn die Gegner und ihre Nächsten mit den Schwierigkeiten allein nicht fertig wurden. Da die Chinesen überdies ihre festverknüpften Gruppenorganisationen hatten, die sich der Beziehungen zwischen den einzelnen annahmen und als Bollwerk gegen ungebührliche behördliche Unterdrückung dienten, brauchten sie nicht wie der Westen die Auffassung von einem abstrakten und unpersönlichen Gesetz zum Schutz oder Zusammenhang der einzelnen auszubilden.

Auch die chinesische Idee über einen Vertrag weicht wesentlich von der westlichen ab. Im Gesetz des Westens nimmt man an, daß ein gültiger Vertrag gerecht und vernünftig sei, wenn er abgeschlossen wird. Aber das Gesetz hält daran fest, daß die Bedingungen des Vertrages bindend im buchstäblichen Sinne bleiben, bis sie erfüllt oder durch gegenseitige Einwilligung geändert worden sind. „Vertrag ist Vertrag“, sagen wir. Wie die Westländer beginnen auch die Chinesen mit der Annahme wechselseitiger Anständigkeit in dem Originalkontrakt. Aber sie nehmen des weiteren an, daß beide Parteien als vernünftige Leute auch in der Folge wünschen, anständig gegeneinander zu handeln; daß — einerlei, ob sie es tun oder nicht — Anständigkeit als Öl für die soziale Maschine unbedingt nötig ist und infolgedessen die Bedingungen jedes Abkommens geändert werden müßten und sollten, wenn ein Wechsel in den Umständen eine strikte Erfüllung der ursprünglichen Bedingungen unbillig macht. In vertraglichen Beziehungen — so fühlt der Chinese — ist es viel wichtiger, daß die Anständigkeit die Oberhand behält, als daß jedes Tüttelchen des Vertrages genau erfüllt wird.

Dieser grundlegende Unterschied zwischen der chinesischen

und der westlichen Auffassung über den Charakter eines Vertrages ist die Ursache eines großen Teils der Mißverständnisse und des Grolls in den persönlichen und internationalen Beziehungen von Chinesen und Ausländern. Es stimmt unbedingt, daß »eines Chinesen Wort so gut ist wie seine Unterschrift« — solange die Bedingungen des Übereinkommens gerecht und billig sind. Doch jeder Ausländer, der in China gelebt hat, kann Beispiele von Kontraktsverstößen anführen, wenn das Festhalten an den vereinbarten Bedingungen wegen Markt- und Preisänderungen ernstliche Verluste bedeutet haben würde. Dem Chinesen sagt sein Gefühl, daß solche Preisänderungen auch Änderungen der Vertragsbedingungen nach sich ziehen müßten. Für ihn tut daher der Ausländer, der eine entsprechende Ausgleichung des Vertrages ablehnt, Unrecht, während eine Vernachlässigung des Buchstabens des Vertrages ihn nicht tadelnswert dünkt.

Hieraus röhren auch die Verstimmungen über die sogenannten »ungleichen Verträge« her. Nach Ansicht der Westländer ist das Verhalten der Chinesen unlogisch und gefährlich, da es die Grundlagen geregelter persönlicher und internationaler Beziehungen untergräbt. Nach chinesischer Ansicht offenbart die Einstellung der Abendländer, daß sie kein Vertrauen in die menschliche Natur setzen, daß sie sich oder anderen nicht zutrauen, vernünftig und anständig zu handeln, und daß sie durch Anrufung der Gerichte und durch Zuflucht zur Gewalt Zweifel an der Vernünftigkeit ihrer eigenen Sache aufwerfen. Beide, Westländer und Chinesen, mögen bei Streitigkeiten über Verträge oder Pakte in gutem Glauben handeln und ehrlich wünschen, den Streit gerecht zu schlichten. Aber angesichts der grundverschiedenen Einstellung ist die Schlichtung wahrlich nicht leicht.

4. Die neuen Probleme

Das ältere chinesische Sozialgefüge, die Geschäftsmethoden sowie das Empfinden über die Beziehung zwischen Regierung und Volk brechen bei der neuen Sachlage, die durch die Einführung westlicher Ideen, westlicher Technik und Fertigkeiten geschaffen wurde, an wichtigen Punkten zusammen. Und dieser Verfall ist eine der Hauptursachen des Durcheinanders, das während der letzten Jahrzehnte in China herrscht.

Chinas wirtschaftliches Leben spielte sich früher auf persönlicher Grundlage, in einem verhältnismäßig kleinen Maßstabe, innerhalb eines ziemlichen engen Umkreises und auch in zeitlich begrenztem Rahmen ab. Jetzt jedoch bekommt China Eisenbahnen, Dampfschiffe und andere rasche und billige Beförderungsmittel. Es entstehen große Fabriken für Massenproduktion. Unweigerlich wird dadurch dem Geschäftsleben ein größerer Maßstab, eine langfristige Basis und beinahe vollständige Unpersönlichkeit aufgezwungen, und diese neuen Strömungen wollen in Chinas alten Kanälen nicht glatt fließen.

Der Westen hatte Zeit für die Entwicklung des modernen Körperschafts- und Banksystems, Zeit auch, sich den durch die modernen Beförderungsmittel und die Maschinenindustrie bedingten Notwendigkeiten anzupassen. Er hatte Zeit, seine soziale Theorie und seinen sozialen Bau umzuformen, damit sie den Anforderungen dieser neuen Welt, die der Westen für sich selbst schuf, entsprachen. Jedoch sogar dem Westen ist der Bau eines neuen sozialen und wirtschaftlichen Gefüges auf diesen neuen Fundamenten nicht restlos geglückt.

China sah sich vor ungefähr vierzig Jahren diesen bereits weit entwickelten neuen Techniken und Errungenschaften ganz jäh gegenübergestellt. Nichts in seiner langen, langen Vergangenheit hatte es gelehrt, mit den hierdurch geschaffenen Problemen fertig zu werden. Verwirrung, Bestürzung war daher unausbleiblich. Das Erringen einer angemessenen sozialen Technik und einer neugeformten sozialen Ethik ist vielleicht das wichtigste und schwerste Problem bei dem Wiederaufbau Chinas.

Der Westen lernte auch Probleme kennen, für die ihn keine Erfahrung vorbereitet hatte. Sie entstanden durch die rasend zunehmende Bevölkerung und die zunehmende gegenseitige Abhängigkeit der Nationen, Industrien und Einzelwesen als Folge der Entwicklung rascher, billiger Verbindungen. In früheren Tagen stand die individuelle Initiative und Tatkraft in vorderster Reihe. Es gab genügend Ausdehnungsmöglichkeiten in unbesetzten Gebieten, und die Verbindungen waren spärlich. Hiermit ist es vorbei. Noch hat die Bevölkerung des Westens genügend Raum, aber immerhin ist insofern schon ein Wechsel eingetreten, als durch Raumbeschränkung, der zwar noch keinen ernstlichen Nahrungs-

mangel mit sich brachte, es dem Individuum schwer fällt, sich gegen die Gruppe zu behaupten. Schwerwiegend ist ferner die Überproduktion in der Industrie und das zahnradartige Ineinander greifen des Wirtschaftslebens des Westens und der Welt.

Und somit beginnt der Westen einzusehen, daß infolge dieses Wechsels Dinge wie Regelung des Wettbewerbs, vereinbarte Teilung von Erwerbsmöglichkeiten, eine Politik des „Leben und Lebenlassen“, ein Verfahren, Zwistigkeiten durch friedliche Mittel zu schlichten, aus der Region utopistischer Träume in jene harter Notwendigkeit gelangt sind. Er hat daher versucht, diese neuen Probleme durch solche Erfindungen wie schiedsrichterliche Vergleiche, Staatssozialismus, internationale Bankorganisationen, Syndikate, die Wahl von Vertrauensleuten und durch verschiedene andere Systeme zu lösen, die alle die Ausschaltung zerstörender Konflikte und Konkurrenzen bezwecken. Schon ist eine gewisse Technik des Gebens und Nehmens herausgebildet worden, die nicht auf abstrakten, starren Grundsätzen beruht, sondern inmitten wechselnder Bedingungen anpassungsbereit ständige Gerechtigkeit und Billigkeit zu schaffen trachtet. Aber es bleibt in dieser Hinsicht noch viel zu tun.

Der Westen verfügt über Erfahrung in Problemen, die für China neu sind. China hingegen nennt jahrhundertlange Erfahrung in bezug auf soziale Anpassung sein eigen, die für den Westen neu ist. Und beide können voneinander lernen.

GEGENSEITIGER DÜNKEL

Reibereien waren unvermeidlich, als die modernen Abendländer und die Chinesen sich trafen, da jeder sich dem anderen so unendlich überlegen dünkte. Einige wenige Chinesen und Abendländer schlossen dauernde Freundschaften; einige wenige wußten die edleren Eigenschaften der Zivilisation des anderen wirklich zu würdigen. Aber vier Jahrhunderte lang vollzog sich das Hin und Her zwischen dem Westen und China in einem Giftnebel gegenseitigen Dünkels und Mißtrauens. Kein Wunder also, wenn der Bericht über jene Beziehungen hauptsächlich Gegnerschaft und Mißverständen zu vermerken hat und wenn die Seiten dieses Berichtes mit Blut bespritzt sind!

Für den Chinesen waren die Abendländer schlechthin eine neuerliche Schar Barbaren, als Kämpfer tüchtiger denn etliche von Chinas Nachbarn, aber vielleicht weniger tüchtig als die übrigen Barbaren, die aus dem Norden gekommen waren und China erobert hatten. Und was war der Chinese für den Abendländer? Ein Heide, etwas zivilisierter als manche übrigen Heiden; doch nichtsdestoweniger ein Heide, dem das führende Licht der Christenheit fehlte. Keiner hielt den andern in irgendeiner Hinsicht für gleichwertig oder fühlte sich verpflichtet, Rechte zu achten, was ja ein Gefühl der Gleichwertigkeit bedingt.

Die chinesischen Behörden handelten hartnäckig unter der Voraussetzung, daß China nichts von dem brauche, was der Westen zu bieten habe; daß den Abendländern durch die Erlaubnis, Handel zu treiben oder zu predigen, die Gnade gewährt würde, an den Segnungen eines Kontaktes mit der hohen Zivilisation Chinas teilzunehmen; daß jene, denen man dies Vorrecht zugestand, es auch als Vorrecht — und nicht als Recht — anerkennen und sich den Verpflichtungen unterwerfen sollten, die sich für sie, die minderwertigen Bewerber um Chinas Gunst und Wohlwollen, ziemten.

Die Westländer handelten unter der Voraussetzung, daß es ihr Recht sei, Handel zu treiben und zu predigen, wo sie wollten. Sie lehnten die Rolle des Minderwertigen, um Vorrechte Bittenden ab. Um den Handel leichter zu gestalten, knüpften sie Verbindungen mit den chinesischen Behörden an und versuchten, diplo-

matische Beziehungen wie jene zwischen europäischen Mächten herzustellen. Aber niemals bezweifelten sie ihr Recht, Handel zu treiben, fragten niemals, ob es den Chinesen passe oder nicht. Je nach den Umständen gebrauchten sie Kanonen oder Verhandlungen, um den Weg zur Ausübung jenes Rechtes zu bahnen.

Kurz, während die Chinesen die Mauer rassischer und kultureller Überlegenheit, die sie rings um ihr Land aufgeführt hatten, unversehrt aufrechtzuerhalten trachteten, leugneten die Westländer sowohl die Tatsache chinesischer Überlegenheit als auch das Recht der Chinesen, sich weiterhin an diese Fabel zu klammern.

Die Westländer bekundeten bei ihren Verhandlungen mit China durchaus keine Einmütigkeit. Gemeinsam hatten sie das Gefühl der Überlegenheit gegenüber allen „Heiden“, zu denen sie ja auch die Chinesen rechneten. Indes nahmen sie in den Fernen Osten den ganzen Hader mit, der während des sechzehnten, siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts so häufig in Europa die Kriegsfackel entzündete. Katholische Portugiesen und Spanier machten Front gegen die protestantischen Engländer und Holländer. Die alte Rivalität von Frankreich und England nahm ihren Fortgang in Indien, China und der Südsee. Als dann Bürger der neugeborenen Vereinigten Staaten erschienen, lagen sie sich beständig mit den Briten in den Haaren. Sogar die katholischen Missionen konnten untereinander nicht einig werden: Jesuiten, Franziskaner und Dominikaner zankten sich heftig, und diese Zänkereien trugen nicht wenig zur schließlichen Verbannung aller drei Orden bei.

Wären die Westländer einmütig vorgegangen, so würde sich die westliche Ausdehnung viel schneller und glatter vollzogen haben. Aber ihre Eifersüchteleien gaben den Chinesen Gelegenheit, eine westliche Macht gegen die andere auszuspielen — eine Kunst, in der sie sich durch ihren jahrhundertelangen Umgang mit drohenden Stämmen aus dem Norden eine große Geschicklichkeit angewandt hatten. Bestimmt aber sind jene Eifersüchteleien mit ein Grund gewesen, daß China dem Schicksal entging, in Kolonien der Westmächte aufgeteilt zu werden.

Die Krise kam fast vierhundert Jahre nach dem Eintreffen der modernen Abendländer in China. Während sie sich entwickelte,

haben China und der Westen sich zu der veränderten gegenseitigen Haltung bekehrt, die wir heute sehen. Trotzdem lebt auch heute noch viel von den alten Gefühlen: das gegenseitige Gefühl der Überlegenheit, das gegenseitige Mißtrauen und die Nichtachtung und der Mangel an wohlwollendem Verständnis, der auf grundlegende Unterschiede in kultureller Hinsicht zurückzuführen ist.

Vielleicht können wegen dieser teilweise veränderten Haltung heute freundschaftliche Beziehungen zwischen China und dem Westen geschaffen werden. Als China und der moderne Westen jedoch sich zuerst begegneten, waren freundschaftliche Beziehungen einfach unmöglich. In jeder Einzelheit war der Schauplatz für Zusammenstöße vorbereitet. Die Bitterkeit, die Mißverständnisse, die Dummheit und das Blutvergießen, das den Bericht über die ersten dreieinhalb Jahrhunderte moderner westlicher Berührung mit China zu einer so dunklen Seite in der menschlichen Geschichte macht, entsprangen Einstellungen, die unvermeidlich Gegnerschaft und Zwist erzeugen mußten.

1. Geringsschätzige Duldsamkeit

Der Chinese hatte die Westländer nicht gerufen und trug kein Begehr nach irgend etwas, worüber sie verfügten. Mit herablassender Freundlichkeit gegen ein weniger bevorzugtes Volk war er indes geneigt, sich die Barbaren im Sonnenschein chinesischer Zivilisation wärmen zu lassen — vorausgesetzt, daß sie geziemend unterwürfig blieben. Sir George Leonard Staunton, Sekretär der McCartney-Gesandtschaft des englischen Königs an den Kaiser von China, schreibt 1795 sehr treffend:

»Die alten Vorurteile gegen alle Fremden, gepaart mit dem Glauben an die höchste Vollendung ihrer eigenen Zivilisation, trieb sie, vorbeugende, hemmende Gesetze für sämtliche Europäer, die ihre Küsten besuchen, zu schaffen, als ob sie sich der Notwendigkeit bewußt wären, ihr eigenes Volk vor der Ansteckung durch schlechte Beispiele zu schützen . . . Sie machten sich wenig Gewissensbisse daraus, dem Außenhandel diese Beschränkungen aufzuerlegen, da ihn die Regierung Chinas durchaus unwichtig für ein Land hält, dessen Klima so mannigfaltig ist und das sich selbst mit allen Bedürfnissen, wenn nicht gar Köstlichkeiten des Lebens versorgen kann . . . Man erläuterte dem Volk, daß die



Der Missionar MATTEO RICCI [1552—1610] zog im Gewande eines chinesischen Gelehrten durch ganz China und kam 1601 an den Kaiserhof. Er verfaßte fünfzehn Werke in chinesischer Sprache.

[*Nach einem alten Stich*]

Chinesische Trachten im 17.
Jahrhundert nach einem zeitge-
nössischen holländischen Stich.
Die chinesische Kleidung stand
an Reichtum der Formen, Fein-
heit und Vielfalt der Stoffe
den gleichzeitigen europäischen
Moden nicht nach.



Habitus e China regno pretiose elegante et
rurum omnium affluenter sum

Cleedinge van die wt China een Coninckryk overvloedich
van alle schoonheit en costelickheit

Zulassung des fremdländischen Handels nur aus Gründen der Menschlichkeit und des Wohlwollens gegen andere Nationen, die der Erzeugnisse Chinas dringend bedürften, erfolgt sei, was mit den Lehren der großen Sittenprediger des Reiches im Einklang stände; es wäre aber weder Gelegenheit noch der Wunsch vorhanden, aus dem fremdländischen Handel wechselseitige Vorteile herzuleiten.«

Die chinesische Einstellung spiegelt sich anschaulich in einem »Mandat« wider, das einer von Chinas großen Kaisern, K'ien Lung, 1793 an König Georg III. von England schickte. Die Engländer fühlten, daß ihr Handel mit China ernstlich gehemmt wurde, weil sie keinen direkten Kontakt mit dem chinesischen Hof hatten. Daher sandte König Georg seinen Vetter Lord McCartney übers Meer, damit er diese Fäden anknüpfte. Vorher war bereits ein Schreiben abgegangen, das anführte, der englische König hege den »Wunsch, die Freundschaft mit dem Kaiser von China zu pflegen« und weiterhin »den Handel zwischen ihren jeweiligen Untertanen zu fördern und auszudehnen.« Der Brief, den Lord McCartney dem Kaiser überreichte, sagte, daß »die natürliche Neigung eines großen und wohlwollenden Herrschers wie Seine Kaiserliche Majestät, den die Vorsehung zum Besten der Menschheit auf den Thron gesetzt habe, dahin ginge, über die Sicherheit und den Frieden seines Gebietes zu wachen und für die Verbreitung von Glück, Tugend und Wissen unter seinen Untertanen Sorge zu tragen; gleichzeitig dieselbe Wohltat, mit all den friedlichen Künsten, nach Kräften auf das ganze Menschengeschlecht ausdehnend . . .«

König Georg erwähnte weiter, daß es auch ihm am Herzen liege, der Menschheit zu helfen, daß er »jetzt im Frieden mit aller Welt lebe« und daß er die Zeit für geeignet halte, »Wohltaten zu erweisen und zu empfangen, die aus einem unbeschränkten und freundschaftlichen Verkehr zwischen solch großen und zivilisierten Nationen wie China und Großbritannien erwachsen müssen.«

Nach westlichen Begriffen waren die Bemerkungen über den Kaiser von China lediglich gezierte Artigkeiten eines Monarchen an den anderen. Aber König Georg bediente sich eines Ausdrucks, der vom chinesischen Gesichtspunkt aus eigentlich so klang, als

erbäte er das Vorrecht, Großbritannien unter den Schirm von Kaiser K'ien Lungs allumfassender, zivilisierender Herrschaft stellen zu dürfen. Er sagte, K'ien Lung sei nicht nur gesonnen, »Glück, Tugend und Wissen unter seinen Untertanen zu verbreiten«, sondern »dieselbe Wohltat auch auf das ganze Menschen geschlecht auszudehnen«.

Und Kaiser K'ien Lung antwortete auf dieser Grundlage!

Fraglos hat der Brief am englischen Hof ein beträchtliches Aufsehen hervorgerufen. Doch vom Gesichtswinkel des Chinesen aus betrachtet, der sich allen anderen Völkern überlegen fühlt, atmet das Schreiben einen ziemlich beachtlichen Geist der Duldsamkeit und Bereitwilligkeit, einem fremden und fernen Volke hilfreich die Hand entgegenzustrecken. Der Kaiser schreibt unter anderem:

»Ihr, o König, lebt jenseits der Grenzen vieler Meere. Desungeachtet habt Ihr, gedrängt durch Euren demütigen Wunsch, an den Wohltaten unserer Zivilisation teilzuhaben, eine Gesandtschaft abgeschickt, die ehrerbietig Eure Bittschrift brachte ... Wenn ich befohlen habe, die von Euch gesandten Tributgeschenke anzunehmen, o König, geschah es nur in Anbetracht des Gefühls, das Euch zwang, sie mir von so weither zu senden. Unserer Dynastie erhabene Tugend ist bis zu jedem Lande unter dem Himmelsdome vorgedrungen, und Könige aller Völker haben ihr zu Wasser und zu Lande kostbaren Tribut gezollt ... Wir besitzen alle Dinge. Ich lege keinen Wert auf fremde, spitzfindige Gegenstände und habe keine Verwendung für die Waren Eures Landes. Unsere Dynastie, die über Myriaden von Rassen der Erdkugel herrscht, dehnt ihre Wohltaten über alle aus ... Ich vergesse weder die einsame Ferne Eurer Insel, durch trennende Wasserwüsten von der Welt abgeschnitten, noch übersehe ich Eure entschuldbare Unwissenheit hinsichtlich der Gebräuche unseres Himmlischen Reiches ... Auf Euch, der Ihr in einem unzugänglichen Gebiet lebt, jenseits der Weite des Ozeans, und dennoch durch Übersendung dieses Tributes Eure demütige Treue bekundet habt, häufte ich bereits viel mehr Wohltaten, als sie anderen Nationen zugebilligt werden. Aber die von Eurer Gesandtschaft vorgetragenen Forderungen widersprechen nicht nur der dynastischen Überlieferung, sondern würden auch keinerlei gute Ergebnisse für Euch haben; obendrein

sind sie unausführbar . . . Sollten Eure Schiffe die Küste anlaufen — an anderen Plätzen als Kanton, wo der Handel erlaubt ist —, so wird man bestimmt Euren Kaufleuten nicht gestatten, an Land zu gehen oder dort zu wohnen; es wird im Gegenteil ihre sofortige Ausweisung erfolgen . . . Zittert und gehorcht, und laßt Euch keine Nachlässigkeit zuschulden kommen.«

Vor dem Datum dieses Briefes lagen mehr als zweitausend Jahre, während derer China die eine große Quelle der Zivilisation in seinem Teil der Welt gewesen war. Die Überlegenheit seiner Kunst, seiner Philosophie, seiner Literatur, seines politischen und sozialen Systems über die seiner sämtlichen Nachbarn stand so eindeutig fest wie die Überlegenheit der Sonne über den Mond, um einen orientalischen Vergleich zu gebrauchen. Für sämtliche Völker Asiens verkörperte China alles, was prächtig und zivilisiert war, und der Drachenthron stellte das Höchste an Ruhm und Macht dar. Wie ein glänzendes Juwel ging er von einem Inhaber an den anderen über und strahlte auf diesen neuen Ruhm aus. Selbst ein so großer Eroberer wie Kublai-Khan betrachtete es als den Höhepunkt seines Erfolges, den Drachenthron zu besteigen und den Titel »Mongolischer Kaiser« in jenen »Sohn des Himmels« umzuwandeln.

Besonders im Südwesten, Süden und Osten wurde die Obergewalt chinesischer Zivilisation und chinesischer Macht nie bestritten. Von Burma bis Korea erkannte man sie an. Als einzige Nachbarn Chinas hatten sich nur die Japaner, dieses Inselvolk, politisch nicht unterworfen; doch auch sie gaben ohne Besinnen ihre große kulturelle Schuld gegenüber den Chinesen zu. Niemals war die Drohung einer Eroberung von der See her, im Süden und Osten, aufgetaucht — der Richtung, aus der die modernen Abendländer kamen. Niemals erfolgte von dieser Seite aus irgend eine Herausforderung, die Chinas kultureller Vorherrschaft galt. Wenn je ein Volk infolge seiner Beziehungen zu den Nachbarn zu dem Glauben berechtigt war, daß seine Zivilisation die einzige wahre sei, so die Chinesen.

Diese altersgraue chinesische Vorherrschaft im Fernen Osten hatte — abgesehen davon, daß sie eine absolute Gewißheit der Überlegenheit gebar — auch jene halbgeringschätzige Duldsamkeit entwickelt, die sich meist dem Bewußtsein unbestrittener und

unbestreitbarer Macht beigesellt. Ferner hatten die Notwendigkeiten chinesischen Lebens, der Zusammenhäufung der Bevölkerung entspringend, die Chinesen gezwungen, eine Politik des „Leben und Lebenlassen“ in ihren Beziehungen untereinander auszuarbeiten und anzuwenden. Veränderungen in Sprache, Kleidung und Sitte, dazu die Neigung der Leute, dicht bei den Gräbern ihrer Vorfahren zu bleiben, brachten es mit sich, daß jene, die von einem Teil des riesigen Reiches in einen anderen übersiedelten, beinahe so fremd wirkten wie die von jenseits der Grenzen Kommenden. Jedenfalls war für die Mehrzahl des gewöhnlichen Volkes die ganze Welt China, so daß es kein Draußen geben konnte.

All diese Umstände schufen eine Atmosphäre, die es Fremden eigentlich leicht machte, im Lande zu kommen und zu gehen, solange sie sich den örtlichen Gepflogenheiten anpaßten und nicht durch Verübung von Unfug ungebührlich die Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Zum Beispiel vermochte im siebzehnten Jahrhundert der italienische Jesuitenmissionar Matteo Ricci, zuerst als buddhistischer Mönch und sodann als chinesischer Gelehrter verkleidet, sich ungeachtet der amtlichen Verbannung des Christentums ziemlich frei zu bewegen. Und sogar heute achtet man auf die katholischen Priester in China kaum, deren Kleidung mehr oder weniger der herkömmlichen Gelehrtengewandung ähnelt.

Jahrhunderte hindurch waren Händler, Prediger und Lehrer mancher Rassen und manchen Glaubens nach China gekommen und dort ohne sonderliche Schwierigkeiten umhergezogen. Buddhisten, Nestorianer, Manichäer, Anhänger Zoroasters und Anhänger Mohammeds — sie alle erhielten von toleranten Kaisern bei Hofe ein freundliches Willkommen und die Erlaubnis, zu leben, zu predigen und zu bekehren. Gelehrte aus Indien und Persien bekleideten hohe Ämter, und ihre Gelehrsamkeit begrüßte man ebenso freudig als Bereicherung des chinesischen Wissens wie später im achtzehnten Jahrhundert die Gelehrsamkeit der Jesuiten. Araber, Hindus, Perser, Siamesen und andere Händler hatten sich längs der Küste betätigt und ziemlich selbständige Gemeinwesen gegründet. Lange vor Christi Geburt begehrten chinesische Kaiser die Wissenschaft der Außenwelt kennenzuler-

nen, und späterhin war Kublai-Khan, der mächtigste von allen Kaisern Chinas, auch der großzügigste in der Ermutigung und Verwendung von Ausländern und ihren Fertigkeiten. Die Tradition der Duldsamkeit gegen Fremde, ihre Art und Gedankenwelt war in China alt und festverankert, und Konfuzius verlieh ihr Worte, als er erklärte: »Alle Menschen im Bereich der vier Meere sind Brüder.«

In Übereinstimmung mit dieser Tradition sahen die Chinesen keinen Grund, Westländer sowie westliche Waren und Vorstellungen lediglich deshalb abzuweisen, weil sie ausländisch waren. Hatte der eine oder andere Ausländer Waren oder Gedanken, die zu der Bequemlichkeit und Behaglichkeit Chinas beitragen konnten, warum sich ihrer nicht bedienen? Chinas Überlegenheit, so vollendet, so unzweifelhaft, erlitt keinen Schaden, wenn man hie und da ein paar geringfügige Anleihen machte. Und beim Verkehr mit unbedeutenden Barbaren in einem Punkt des Zeremoniells ein bißchen nachzugeben, war kein Zeichen von Schwäche; nein, es bekundete, daß man jene höfliche Rücksicht gegen andere beobachtete, die den konfuzianischen Höheren Menschen kennzeichnet.

So ließ der Chinese die Abendländer kommen, tätigte Geschäfte mit ihnen, benutzte ihre Gelehrten bei Hof, um den chinesischen Kalender zu verbessern, verschaffte sich durch sie bessere Kanonen, spielte mit ihren Uhren und hörte ihre religiösen Lehren an — alles im Gefühl seiner eigenen Überlegenheit.

Indes hing diese traditionelle Duldsamkeit gegen Fremde von gutem Benehmen ab. Infolge einer gleich starken Tradition wurden diese, wenn sie oder ihre Ideen Unruhen verursachten, ausgestoßen. Manche büßten es im Laufe der vielen Jahrhunderte auch mit ihrem Leben, wenn sie den chinesischen Behörden den Gehorsam verweigerten oder wenn die Lehren der Prediger die Festigkeit des Thrones oder der chinesischen Gesellschaft zu beeinträchtigen drohten.

Diese neuen Fremdlinge aus dem Westen behandelte man in der überlieferten Art, indem man sie duldet, wenn sie sich sittsam benahmen, und ihnen Widerstand entgegensezte, wenn sie Ungelegenheiten bereiteten. Vermutlich hat kein Chinese seine Gefühle gegen die Abendländer je genau in diese Worte gefaßt, aber

tatsächlich lief es bei den Beamten, den Kaufleuten und allen anderen, die irgendwie mit den neuen Ankömmlingen zu schaffen hatten, darauf hinaus.

Wiewohl diese anfänglich in einen Topf mit all den anderen Nichtchinesen geworfen wurden, gegen die der Chinese die duldsame Überlegenheit fühlte, lernte er allmählich Abendländer verschiedener Nationen unterscheiden, hauptsächlich aus dem Grunde, weil etliche sich als besonders unangenehme Störenfriede entpuppten. Aber westliche Überlegenheit im Kampf, wie sie sich bald offenbaren sollte, bewies ihm nicht auch westliche Überlegenheit in der Zivilisation. Eher das Gegenteil. Denn nicht unbekannt mit Barbaren, die erobern konnten, wußte der Chinese, daß diese Eroberer zu guter Letzt immer der chinesischen Zivilisation erlegen waren.

Ferner dachte er an diese neuen Barbaren — sofern er überhaupt einen Gedanken an sie verschwendete — als an Wesen von höchster Unwichtigkeit. Liest man westliche Bücher über China, so gewinnt man leicht den Eindruck, als ob schon bald nach Ankunft der ersten Portugiesen die chinesischen Hofkreise, die Kaufleute und andere ihre meiste Zeit damit zugebracht hätten, sorgenvoll zu grübeln, was die Fremdlinge taten und wie man ihrem Tun einen Riegel vorschieben könnte. Das trifft nicht zu.

In und bei Kanton kam den Beamten und Kaufleuten das Vorhandensein von Europäern zwar häufig zum Bewußtsein, obgleich diese während des sechzehnten, siebzehnten und des größten Teils des achtzehnten Jahrhunderts sogar hier unbedeutende Faktoren blieben. Einmal im Jahre — mit dem Monsun — trafen ihre Schiffe ein. Sie verweilten etliche Wochen, wobei sich gewöhnlich irgendein Ärgernis zutrug, und segelten, wenn der Wind umschlug, wieder von dannen. Bisweilen landete auch in einem anderen Hafen ein europäisches Schiff, und die Abendländer schlossen dies oder jenes Geschäft ab; doch wenn sie allzusehr störten, hielt der Chinese sie sich mehrere Jahrzehnte fern.

Schließlich sicherten sich einige dieser Fremdlinge das Recht, in Peking zu leben, dort ihren merkwürdigen Glauben zu predigen und auch einen Platz in der Beamtenhierarchie innezuhaben. Bei einer Gelegenheit, als diese Leute, die sich Christen nannten, untereinander über die Bedeutung gewisser chinesischer

Worte und Gebräuche stritten, geruhte der Kaiser sogar, sie zu belehren.

In mehrjährigen Zwischenräumen pflegten sich auch westliche Gesandtschaften einzustellen — Portugiesen, Holländer, Russen oder Engländer —, geführt von Männern, die Handelsschwierigkeiten zu beseitigen wünschten. Aber diese Gesandten bewiesen, indem sie in einem Land, wo der Kaufmann nur eine Stufe über dem verachteten Soldaten, also ganz unten auf der sozialen Leiter steht, hauptsächlich vom Handel redeten, ohne weiteres ihre barbarische Ungeschlachtheit. Denn es lag weit unter der Würde von Gelehrten und Beamten — vom Kaiser ganz zu schweigen —, sich um den Handel zu kümmern. Und dennoch sprachen diese ungehobelten Fremden, diese Geschäftswütigen, bei den wenigen Gelegenheiten, da man ihnen Zutritt bei Hofe gewährte, geradeso, als ob sie ihre Herrscher dem Sohn des Himmels gleichstellten! Im übrigen ähnelten diese Abendländer in dem Strom der Bittsteller und Gesandten, die aus anderen, China näher gelegenen Ländern kamen und reichen Tribut überbrachten, kleinen Stücken Strandgut. Warum ihnen bessere Behandlung zugestehen als den übrigen?

Viel später legten dann die westlichen Kanonen dar, daß die Europäer nicht übergangen werden konnten. Aber erst gegen die letzte Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, erst nachdem westliche Truppen ihren Einzug in die Hauptstadt gehalten hatten, begann der Chinese den Westen wirklich ernst zu nehmen. Das Dröhnen der Geschütze, die die Hauptstadt für jene Truppen öffneten, erschütterte das chinesische Behagen gründlich. Bis 1860 jedoch war das chinesische Interesse an dem Westen und den Westländern nur zufällig und mit den Störungen verbunden, die die Fremden verursachten, oder mit den Gewinnen, die der Handel mit ihnen möglicherweise abwarf.

Geringschätzige Duldsamkeit, verständlich genug, aber deshalb nicht weniger erbitternd für die Europäer, Argwohn, wachsende Abneigung und tätige Abwehr, als die Abendländer stetig vorrückten — das war während mehr als vierhundert Jahren die Einstellung des Chinesen, nachdem er zuerst die Bekanntschaft der sonderbaren, hellhäutigen Leute gemacht hatte, die über das Meer kamen.

2. Herrische Beharrlichkeit

Während des sechzehnten Jahrhunderts und auch während der folgenden betrachtete man die heidnischen Völker als Wesen geringerer Art, auf die das Wort Mensch kaum zutraf, und daher beging man kein Unrecht, wenn man sich ihr Land und ihren Besitz aneignete und sie zu Sklaven machte.

Gewiß, die Christenheit war gespalten. Katholiken und Protestanten liebten sich nicht. Spanier, Franzosen, Engländer, Holländer, Portugiesen und die übrigen befedeten sich bei dem geringsten Anlaß. Die Europäer erkannten auch an, daß es Unterschiede zwischen den Heiden gäbe, daß einige zivilisierter seien als andere. Doch die Kluft zwischen Christen und Heiden klaffte viel tiefer als irgendeine innerhalb des Christentums oder des Heidentums. Die Christen lebten — so sahen es die Europäer — im Lichte der Erkenntnis und unter dem Schutz des wahren Gottes, die Heiden aber in der Finsternis. Mochten Christen auch mit Christen kämpfen und gelegentlich sogar heidnische Hilfe gegen ihre christlichen Nächsten suchen — der Unterschied bestand trotzdem. Gegen Mitchristen gab es gewisse Verpflichtungen, selbst in Kriegszeiten; gegen Heiden gab es keinerlei.

Dank Marco Polo, dank den Jesuiten und den anderen Missionären wußten die Europäer, daß China auf eine lange Geschichte sozialer Ordnung und Zivilisation zurückblickte. Seine Bewohner lebten nicht in primitiver Wildheit wie andere Heiden, doch Heiden blieben sie trotzdem, wodurch auch sie keine Rechte besaßen, die Christen hätten achten müssen.

Papst Alexanders VI. berühmte Bulle, die alles nichtchristlichen Fürsten gehörende Land zwischen Spanien und Portugal teilte, war ein früher Ausdruck dieser schmeichelnden Voraussetzung, daß nur Christen Rechte zuständen. Jene Bulle wurde 1493 erlassen, ein Jahr nach Kolumbus' erster Fahrt. Portugiesen waren an Afrikas Küste entlanggesegelt, und Spanien übernahm die Patenschaft für des Genuesen westwärts gerichtete Reise. So hielt es der Papst für richtig, eine senkrechte Linie durch den Atlantik zu ziehen und alle westlich von ihr gelegenen Gebiete Spanien zuzusprechen und alle östlichen Portugal. Frühere Anteile christlicher Könige sollten respektiert werden, aber über Ansprüche irgend-

eines Heiden ging der Papst ebenso hinweg wie Admiral Byrd über die Rechte der Pinguine von Klein-Amerika, als er dieses Gebiet für die Vereinigten Staaten beanspruchte. Briten und Holländer widersetzten sich jener päpstlichen Teilung der Erde — nicht um etwaiger Rechte der Heiden halber, sondern weil der Papst die Katholiken auf Kosten der Protestantten bevorzugte.

1502, vier Jahre nachdem die Portugiesen Indien erreicht hatten, erließ Papst Alexander wiederum eine Bulle, die verkündete, daß nunmehr der König von Portugal auch »Herr der Schiffahrt, der Eroberungen und des Handels von Äthiopien, Arabien, Persien und Indien« sei. Daß diese Gebiete schon ihre eigenen Herrscher hatten, kümmerte den Papst nicht, und ebensowenig plagte er sich mit Zweifeln, ob er das Recht habe, ihre Reiche dem guten katholischen König von Portugal zu schenken.

Die protestantischen Könige waren genau so überzeugt wie die Katholiken, daß ihre Untertanen hingehen konnten, wohin es ihnen beliebte, und nehmen durften, was ihnen gefiel — wohlverstanden, wenn nicht vorher schon andere Christen die Hand darauf gelegt hatten oder wenn man frühere Besitzansprüche mit dem Schwert zu tilgen vermochte. 1635 gab Karl I. von England dem englischen Kapitän William Cobb einen Auftrag, der einwandfrei die westliche Auffassung erhärtet, daß Heiden aller Art, einschließlich der Chinesen, rechtmäßiges Wild seien. Kapitän Cobb wünschte sozusagen als privates Abenteuer und nicht in offizieller Mission eine Reise nach dem Osten zu unternehmen, worauf König Karl ihn bevollmächtigte, »die Meere der ganzen Welt zu durchschweifen, besonders vom Kap der Guten Hoffnung längs der Küste von Mallindia(1) nach der St. Lorenz-Insel, die Küstengewässer von Äthiopien, das Rote Meer, die Küstengewässer von „Arabia Felix“, den Golf von Persien, die Gewässer von Ostindien, auch Coramandel genannt, von der Insel Sumatra nebst der Straße von Sundy, von der Insel Java Major, den Molucco-Eilanden, von China und Japan und sämtliche Buchten, Häfen, Baien, die sich von genanntem Kap der Guten Hoffnung Norden und Osten erstrecken . . .«

Die Vollmacht bezog sich auf ein weites Gebiet. Es wurde keinerlei Unterschied zwischen der unzivilisierten Küste Äthio-

(1) Alter Name für Madagaskar

piens sowie der „Insel Java Major“ und China und Japan gemacht. Fernerhin gestattete Karl I. dem Kapitän »den Erwerb oder die Erbeutung aller der Schätze, Güter und Waren, die er nach besten Kräften den Ungläubigen oder jedem anderen Fürsten, Potentaten oder Staate jenseits der Äquatorlinie wegnehmen soll, die nicht im Bunde mit uns sind . . .« Mit anderen Worten, Kapitän William Cobb erhielt die volle Genehmigung seines Monarchen, das zu betreiben, was wir heute regelrechte Seeräuberei gegen alle Nichtchristen nennen würden. Und wahrscheinlich wäre sowohl der englische König als auch der ehrenwerte Kapitän höchst erstaunt gewesen, wenn jemand die Rechtmäßigkeit dieses Auftrags bezweifelt hätte. Die Europäer eigneten sich eben Güter und Gebiete des Ostens in demselben Geiste an, wie sie es in Amerika getan hatten. Cortez und seine Schar waren, als sie Montezumas Palast plünderten und die Mexikaner abschlachteten, nach damaliger Auffassung ebensowenig Banditen, wie die Engländer und Franzosen, die in Indien räuberten und töteten, gewissenlose, grausame Diebe waren. Wer die Heiden beraubte, wurde als ein sittlich hochstehender Mensch betrachtet, der der lobenswerten Beschäftigung oblag, Gottes Feinde, die „Kinder des Satans“, zu strafen und gleichzeitig den Ruhm und den Reichtum seines eigenen Herrschers zu mehren.

Desgleichen war es unmöglich, einen Heiden zu betrügen, da dieser außerhalb des Kreises stand, in dessen Bereich die Grundsätze der Moral galten. Wenn ein Händler Elfenbein oder Land oder Pelze oder sonst etwas Wertvolles gegen ein paar Glasperlen, einen Stoffstreifen oder eine Flasche Schnaps eintauschen konnte, war er nicht unehrlich — er war pfiffig und geschickt. So bekundeten die Holländer nach ihrer Meinung große Geschäftstüchtigkeit, als sie die Insel Manhattan den Indianern für eine Handvoll Flitterkram „abkaufen“¹. Und wem fällt es ein, die Moral der Tausende westlicher Händler zu rügen, die ähnliche Verfahren in Südamerika, Afrika, im Osten und in der Südsee anwandten?

Nach westlichen Begriffen bedeuteten auch die Gesetze von »ungläubigen Landen« nichts. China zum Beispiel verbannte das Christentum und verbot, nach bitteren Erfahrungen, die Opium einfuhr. Aber katholische und protestantische Missionare entfalteten eine eifrige Tätigkeit, um den chinesischen Gesetzen

zum Trotz das Christentum nach China einzuschmuggeln, denn sie gehorchten — dies war ihre Rechtfertigung — einem höheren Gesetz. Desgleichen schmuggelten westliche Händler emsig Opium ins Land und heimsten gierig die bedeutenden Gewinne ein, die dieser Schleichhandel abwarf. Dann zwangen später westliche Kanonen die Chinesen, die Einfuhr gesetzlich zu erlauben. Desungeachtet muß man zugeben, daß die Europäer mit den Chinesen weniger brutal verfahren als mit den übrigen nichtchristlichen Völkern. Zum Teil mag das daher röhren, daß sie sich die höhere Zivilisation der Chinesen vergegenwärtigten, zum Teil beruht es aber auch darauf, daß diese eine größere Zähigkeit des Widerstandes besaßen als die indianischen Reiche Amerikas.

Jedenfalls gebrauchten die Europäer gegenüber China nicht nur Gewalt. Gewinnsüchtige Händler und die Britische Ostindien-Kompagnie versuchten, besonders in Kanton, mit den örtlichen Behörden zu verhandeln. Fünf Jahre nach der ersten Begegnung schickten die Portugiesen eine Gesandtschaft an den chinesischen Hof, und Königin Elisabeth von England entsandte gleichfalls eine Abordnung, die Beziehungen mit China eröffnen sollte, indes schon auf dem Atlantik spanischen Piraten zum Opfer fiel. Dann schickte, wie bereits erwähnt, Georg III. 1793 Lord McCartney nach China und 1816 zu gleichem Zwecke Lord Amherst, während die Russen bereits 1689 mit China einen Vertrag auf der Basis gegenseitiger Gleichheit abschlossen.

Doch abgesehen von dem zweifelhaften Fall Rußlands war diesen Missionen kein Erfolg beschieden, weil die Chinesen sich nicht überwinden konnten, den westlichen Barbaren die Gleichheit zu gewähren, die diese forderten. Dadurch wurden die Europäer in ihrem Entschluß, Handel zu treiben, indes nicht wankend. Sie gebrauchten ihre Geschütze, um Hindernisse zu entfernen, wenn Verhandlungen fehlschlügen oder zu langsame Fortschritte machten. Und wenn es auch in der Theorie anders heißen mag, so handelten die Abendländer tatsächlich unter der Voraussetzung, daß sie berechtigt seien, in China Geschäfte zu tätigen, gleichgültig, ob die Chinesen es wünschten oder nicht. Keinem einzigen dieser Eindringlinge scheint auch nur flüchtig der Gedanke gekommen zu sein, daß China den Chinesen gehöre und ihnen das Recht zustände, über dergleichen zu entscheiden.

Das christliche Gefühl, himmelhoch über allen heidnischen Dingen zu stehen, verwehrte es den Europäern in China und den anderen Teilen des Fernen Ostens auch, sich der Lebensweise des Landes anzupassen. Wie sie ihre eigene Nahrung, ihre eigene Kleidung, ihre eigenen Häuser beibehielten, so behielten sie auch ihre eigenen Vorstellungen von Recht und Unrecht bei. Nur einige der frühen Missionare kleideten sich der Landessitte gemäß und lebten wie die Chinesen. Doch allmählich erfolgte eine schroffe Absonderung, und das Wort „Eingeborener“ wurde auch in China ein höhnischer Ausdruck der Verachtung.

Im Laufe von reichlich drei Jahrhunderten haben einige wenige Abendländer mit Bewunderung von etlichen Zügen der chinesischen Zivilisation gesprochen. Westliche Regierungen unternahmen gewisse Anstrengungen, um diplomatische Beziehungen mit China herzustellen. Doch viel aufschlußreicher als diese Worte und Gesten und viel kennzeichnender für die wirkliche Einstellung der meisten Abendländer ist die hochmütige Geringschätzung, die heute dem Ausdruck „Eingeborener“ anhaftet.

3. Die »Schändlichkeiten des Heidentums«

Die westlichen Händler, die nach China reisten, wünschten sich die Taschen mit Geld zu füllen. Solange ihnen dies gelang und so lange die Aussichten weiterhin gut blieben, brauchten sie sich nicht darum zu kümmern, was die Leute im Westen über die chinesische Zivilisation dachten. Die Missionare aber wollten bekehren, und um sich ihrer Arbeit widmen zu können, benötigten sie Unterstützung von daheim. Notwendigerweise redeten sie über ihr „Arbeitsfeld“ daher viel mehr und ausgiebiger als die Geschäftsleute; notwendigerweise mußten sie auch — ob bewußt oder unbewußt — ein möglichst dunkles Bild von der Beschaffenheit dieses „Arbeitsfeldes“ entwerfen, sowohl um ihr Werk vor sich selbst zu rechtfertigen, als auch um jene zu überzeugen, von denen sie das für ihr Werk nötige Geld erbaten.

Bis vor wenigen Jahrzehnten gelangte infolgedessen so ziemlich alles, was das Abendland über China erfuhr, durch die Kanäle der Missionare zu ihm, und daher formte sich im Geist der Leute im Westen die Vorstellung, daß — wie ein Prediger es darlegte — der Osten »ein von den Schändlichkeiten des Heidentums« über-

schwemmtes und verseuchtes Gebiet sei. Desungeachtet wurde es während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eine Zeitlang Mode, Interesse für chinesische Dinge zu bekunden. Ein paar Missionare, vornehmlich Matteo Ricci und einige der Jesuiten, rangen sich zu der Überzeugung durch, daß die chinesische Zivilisation und Philosophie viel enthielte, was Europa zu seinem eigenen Nutz und Frommen studieren könne. Durch die Schriften dieser Männer gingen manche chinesische Ideen über das Verhältnis zwischen Regierenden und Regierten in das Denken Rousseaus und anderer Europäer des achtzehnten Jahrhunderts ein, insonderheit die Idee, daß der Regierende Verpflichtungen gegen den Regierten hätte. In ein oder zwei Hauptstädten Europas begann man chinesische Manuskripte und anderes Material zu sammeln — zum Beispiel arbeiteten chinesische Gelehrte in den Archiven des Vatikans. Chinesisches Porzellan rückte in die Reihe begehrter Kunstgegenstände, und die Porzellanmanufakturen Europas mühten sich, es nachzumachen; chinesische Seide wurde ein hochgeschätztes Gewebe, und die chinesische Malerei fing an, einen gewissen Einfluß auf die westliche Kunst auszuüben.

Aber dies Interesse für China war von launischer Art — eine plötzliche Schwärmerei für sonderbare, exotische Sachen, dem chinesischen Interesse für westliche Uhren vergleichbar. Und weder diese Schwärmerei noch das leichte Borgen von chinesischer Kultur bewies, daß die Europäer ihr Gefühl von der unendlichen Überlegenheit ihrer eigenen christlichen Zivilisation gegenüber der heidnischen irgendwie verloren hatten.

Manches, was die Missionare über China schrieben, war außerordentlich wertvoll. Einzelne dieser Männer übersetzten auch einen großen Teil der religiösen und philosophischen chinesischen Werke in westliche Sprachen. Doch wie gering ist die Zahl der Abendländer, die diese Übersetzungen gelesen haben! Auf einen von ihnen kamen tausend, die in kirchlichen Missionsversammlungen, Betstunden und konfessionellen Abhandlungen vom Fernen Osten und China als der Brutstätte der »Schändlichkeiten des Heidentums« hörten, und zehntausend, die an alle Bewohner des Fernen Ostens als an »umnachtete Heiden« dachten, in Ländern lebend, »wo alles wohlgefällig und lieblich und nur der Mensch niederträchtig ist«.

Derselbe Antrieb, der die Missionare in heidnische Länder schickte, machte es ihnen schwer, im heidnischen Leben Gutes zu entdecken. In vielen dieser Sendboten glühte ein warmer, selbstloser und durchaus bewunderungswürdiger Wunsch, ihre Mitmenschen vor ewiger Verdammnis zu retten. Aber gleichzeitig lebte in ihnen die Überzeugung, daß sie allein die eine wahre Religion hatten und auch den einzigen Weg zur Errettung. Infolgedessen empfanden sie jegliches gute Merkmal bei der religiösen oder sozialen Organisation des Landes, wo sie wirkten, als eine Herausforderung ihrer eigenen unverrückbaren Gewißheit, daß allein das Christentum und die christliche Gesellschaft gut sein konnten. Und jedes Schlechte, das sie sahen, bestärkte sie in ihrer Überzeugung. Als unvermeidliche Folge sahen sie daher das Schlechte leicht und das Gute nur unter Schwierigkeiten. Obendrein vermochten sie sich daheim Unterstützung am besten zu verschaffen und zu sichern, wenn sie über gräßliche Zustände in heidnischen Reichen und die dringende Notwendigkeit der Missionstätigkeit sprachen. Von Gutem im Heidentum zu reden, hieß ja die Frage heraufbeschwören, warum die Missionare dann überhaupt auszögen?

Zwei sehr tief wurzelnde Notwendigkeiten jedes Menschen waren also am Werke, um den Durchschnittsmissionar in dem Glauben an die Vererbtheit aller heidnischen Dinge zu erhalten: die Notwendigkeit, sich vor sich selbst, und die Notwendigkeit, sein Werk vor denen zu rechtfertigen, die ihm Unterstützung gewährten.

Der Missionar war und blieb zudem ein Fremdling in dem Land, wo er sich betätigte. Ständig, obwohl bisweilen unbewußt, wurde er von dem fast unausrottbaren menschlichen Impuls der Abwehr gegen das Ungewohnte und Abweichende beeinflußt. Ebenso bewirkte seine Fremdartigkeit — eine Fremdartigkeit, die einen Unterschied in der Hautfarbe einschloß — in dem Adoptivlande eine Abwehr gegen ihn, einerlei, wie lange er dort leben möchte. Unter diesen Umständen ist es nicht erstaunlich, daß die meisten Männer und Frauen in Missionarskreisen sowohl daheim als auch im Ausland von allem Heidnischen als wesentlich Schlechtem sprachen und dachten; erstaunlich ist vielmehr, daß es einige gab, die eine andere Auffassung hatten.

1703, etwa hundert Jahre nachdem Ricci seinen Wohnsitz in Peking nahm, schrieb ein anderer hervorragender Jesuit, Père de

Chavagnac, an einen Freund in Europa und spricht dabei ungezwungener, als er es vielleicht einem anderen gegenüber getan haben würde, seine Meinung aus. Er erwähnt die zahlreichen Kirchen, die er während einer Rundreise angetroffen habe, und bemerkt, daß »die Zeit für die Bekehrung dieses Reiches endlich gekommen zu sein scheint«. Nichtsdestoweniger fährt er alsdann fort:

»Die Verachtung, mit der die Chinesen, selbst das gewöhnliche Volk, auf sämtliche andere Nationen herabschauen, ist ungeheuer. Sie sind so eingebildet auf ihr eigenes Land, ihre Sitten, ihre Gewohnheiten und ihre eigenen Grundsätze, daß man sie nicht zu überzeugen vermag, irgend etwas Nichtchinesisches könne ebenfalls Beachtung verdienen. Nachdem wir ihnen gezeigt hatten, wie töricht es sei, ihren Götzenbildern anzuhängen, nachdem wir ihnen das Zugeständnis entrissen hatten, daß die christliche Religion nur Großes, Heiliges und Wahrhaftiges enthalte, durften wir doch wohl wähnen, daß sie bereit sein würden, sich zu ihr zu bekehren. Doch weit gefehlt! Kühl antworteten sie uns: „Von eurer Religion steht nichts in unseren Büchern. Es ist eine fremde Religion. Gibt es irgend etwas Gutes außerhalb Chinas oder irgend etwas Wahres, was wir nicht kennen?“

Obwohl sie weit hinter der Vollkommenheit zurück sind, die Kunst und Wissenschaft in Europa erreicht haben, wird man sie niemals überreden, etwas nach europäischer Art zu tun. Es bedurfte des Kaisers Autorität, um die chinesischen Architekten zu bewegen, unsere Kirche, die innerhalb der Grenzen seines Palastes liegt, nach einem europäischen Muster zu bauen, und er mußte hohe Mandarinen beauftragen, darauf zu achten, daß seine Befehle ausgeführt würden.

Ihre Schiffe sind schlecht gebaut, und man bewundert offen die Bauart der unsrigen. Doch auf den Vorschlag, sie hinfort anders zu bauen, maß man mich mit erstaunten Blicken. „Dies ist die chinesische Art“, hieß es. „Sie taugt aber nichts“, entgegnete ich. „Was tut das?“ bekam ich zur Antwort. „Da es die Bauart des Reiches ist, genügt sie für uns, und es wäre ein Verbrechen, sie zu ändern.“

Was die Landessprache anbelangt, so versichere ich Ihnen, daß niemand sich der Mühe unterziehen würde, sie zu erlernen, wenn es nicht um Gottes willen geschähe... Die Bekehrung Hochgestellter, besonders der Mandarinen, ist ungemein schwierig.

Die meisten von ihnen leben von Erpressung und ungerechtem Handeln, und da ihnen überdies gestattet ist, so viele Frauen zu haben, wie sie unterhalten können, sind sie durch Bande gefesselt, die sie kaum zu lösen vermögen . . .

Nicht weniger Widerstand leistet dem Christentum die Verderbnis und Verworenheit ihrer Herzen; denn mögen sie auch nach außen hin rechtschaffen erscheinen, so fällt es ihnen trotzdem nicht schwer, heimlich die schauderhaftesten Verbrechen zu begehen . . . «

Desungeachtet konnte dieser Pater, der obige Urteile fällte, seinen Brief folgendermaßen schließen:

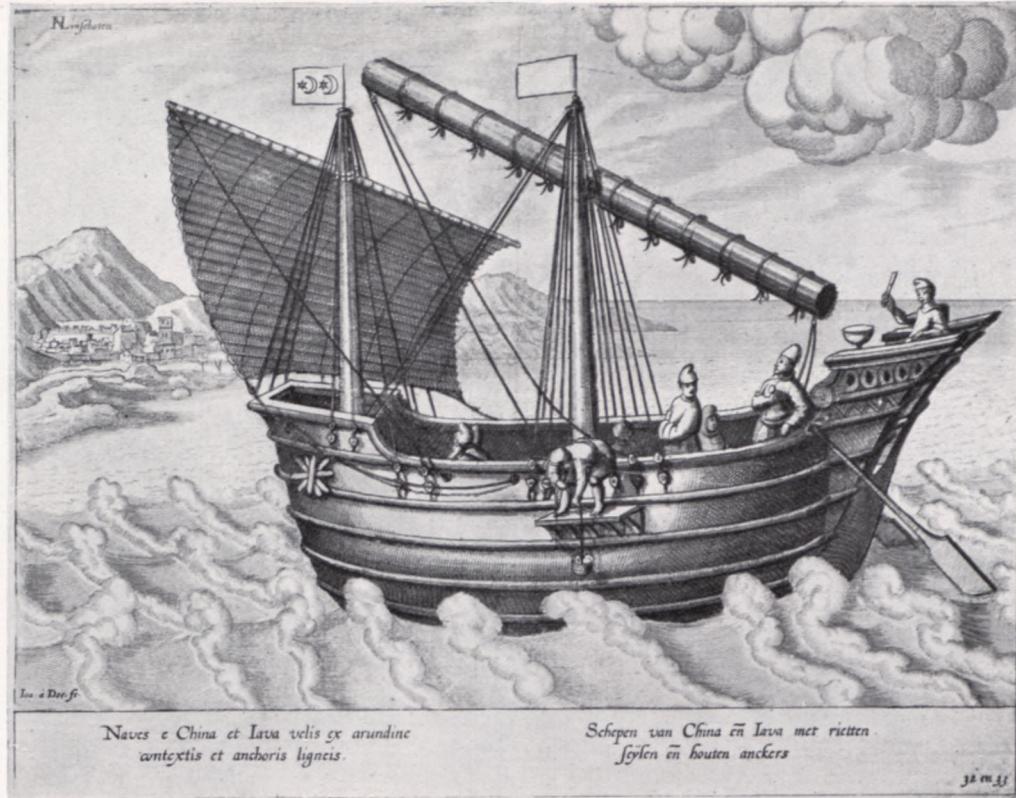
„Ich weiß nicht, ob Sie erfahren haben, daß zwei Missionaren unseres Ordens die Ehre zuteil geworden ist, in Cochinchina um Unseres Heilandes Jesu Christi willen zu sterben . . . Ich aber erwarte, daß mir baldigst eine feste Missionsstation eingerichtet wird, wie man es mir versprach . . . «

Père de Chavagnac spielt hier auf die Tatsache an, daß Kaiser K'ang Hsi den Jesuiten die Erlaubnis erteilt hatte, auf dem Grund und Boden des kaiserlichen Palastes eine Kirche zu bauen. Aber K'ang Hsi ging noch weiter. 1705 spendete er tausend Unzen Silber für diesen Bau, und 1711, als das Gotteshaus seiner Vollendung entgegenging, schrieb er mit eigener Hand eine Inschrift, die auf einer Säule der Kirche Platz finden sollte, wodurch er nach chinesischer Auffassung den Fremdlingen und ihrer Religion eine hohe Ehre erwies. Die Inschrift lautet:

DEM WAHREN URSPRUNG ALLER DINGE

Er ist unendlich gut
 Und unendlich gerecht.
 Er erhellt, unterstützt
 Und regelt alle Dinge
 Mit höchster Autorität
 Und mit höchster Gerechtigkeit.
 Er hat keinen Anfang
 Und wird kein Ende haben.
 Er brachte alle Dinge
 Hervor von Anbeginn.
 Er ist es, der sie lenkt
 Und der ihr wahrer Herr ist.

Eins der Segelschiffe, die im XVI. und XVII. Jahrhundert zwischen China und Java verkehrten. Diese Schiffe waren den europäischen dieser Zeit an Seetüchtigkeit und Größe unterlegen. Die Segel sind aus Matten angefertigt, der Anker ist aus Holz. [Nach einem Stich aus dem Jahre 1614]





Das prunkvolle Eingangstor zum Konfuziustempel in Ching-hai. [Nach einem alten Stich.]

Welcher europäische König würde 1703 wohl Sendboten eines fremden Glaubens — vor allem eines Glaubens, der kurz zuvor noch geächtet gewesen war wie das Christentum in China — erlaubt haben, ein Gotteshaus innerhalb der Mauer des Palastviertels zu bauen, obwohl er selbst sich nicht zu jenem Glauben bekannte? Und wo findet sich unter den Worten europäischer Herrscher eine Äußerung, vergleichbar jener Inschrift, die K'ang Hsi den Jesuiten als Ausdruck seiner Erkenntnis gab, daß unter den Verschiedenheiten menschlicher Religionen ein gemeinsames Emporstreben zum Höchsten liegt? ...

4. Dünkel gegen Dünkel

Geld oder Bekehrte! Die meisten Abendländer, die während der verflossenen vierhundert Jahre nach China gingen, wünschten das eine oder das andere; die meisten — nein, eigentlich alle — westlichen Beziehungen mit dem Osten entstanden durch Hoffnung auf Gewinne oder Ausbreitung des christlichen Glaubens; die meisten Verhandlungen der westlichen Regierungen mit China bezweckten, die Tore des Landes den eifrigeren Händlern oder den eifrigeren Missionaren zu öffnen oder schon Erreichtes zu sichern.

Während mehr als dreieinhalb Jahrhunderten der Ausdehnung zweifelten europäische Händler, Missionare und Regierungen niemals an ihrer Überlegenheit über den Chinesen. Sie wurden auch nicht durch Zweifel gehemmt, ob man sie, ihren Handel und ihre Religion in China wünsche, und ebensowenig sorgten sie sich darüber, ob der Chinese Rechte hätte, die zu achten ihre Pflicht wäre.

Gleichfalls von ihrer eigenen Überlegenheit und Selbstgenüge durchdrungen, begegneten die Chinesen den Europäern und ihren Ideen mit der Duldsamkeit der Gleichgültigkeit oder Neugier, dann mit Groll, der durch die Weigerung der Abendländer, die Stellung der minderwertigen Barbaren einzunehmen, hervorgerufen wurde, und endlich mit Anwendung von Gewalt gegen Gewalt.

Überlegenheitskomplex gegen Überlegenheitskomplex; Dünkel gegen Dünkel; Verachtung gegen Verachtung. Restloses Verneinen der gegenseitigen Gleichwertigkeit hüben und drüben. Natürlich mußten hieraus gleich von Anbeginn Störungen entstehen — Störungen, die wuchsen, je mehr sich die Berührungs-punkte an Zahl und Mannigfaltigkeit mehrten.

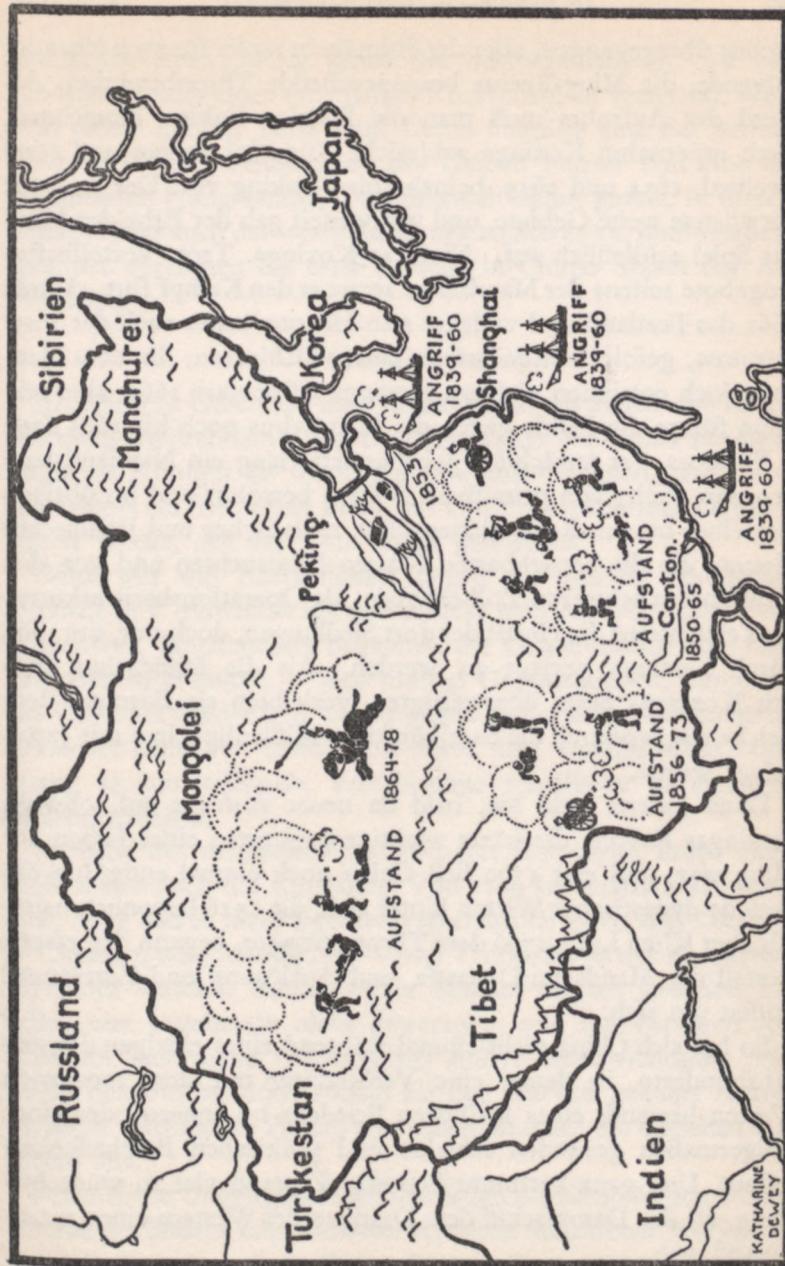
IN EINEM TAL DES WIRRWARRS

Chinas Geschichte ist nicht einer geraden Ebene vergleichbar, sondern einer langen Folge von Bergketten und tiefen Tälern. Höhen der Macht, der kulturellen Leistungen und Ordnung sind auf Tiefen der Zerrüttung und Schwäche gefolgt und sind wiederum von solchen abgelöst worden.

Während des vergangenen Jahrhunderts hat sich China durch eines der breitesten und schwierigsten von diesen Tälern des Wirrwarrs hindurchgekämpft. Der ungeheuer verderbliche T'ai P'ing-Aufruhr, der von 1850 bis 1865 währte, war ein besonders tiefer Punkt in diesem Tal. Das Geschick wollte, daß er sich gerade dann ereignete, als der Anprall der westlichen Zivilisation sich zum erstenmal wirklich fühlbar machte, denn just in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts begannen Dampf und Elektrizität die Schranken der Entfernung zwischen dem Westen und China niederzureißen. Vor jener Zeit war die Vorwärtsbewegung westlicher Kanonen, Waren und Ideen nach China nur ein dünnes Tröpfeln gewesen, während es nun zur rauschenden Flut anschwoll.

Infolge eines außergewöhnlich bedeutsamen historischen Zusammentreffens wurde der erste regelmäßige Dampferdienst zwischen Europa und Schanghai im nämlichen Jahr eingerichtet, in dem die verheerende Woge des T'ai P'ing-Aufruhrs fast die Mauern Pekings erreichte.

Auch als die Abendländer 1516 erstmalig eintrafen, glitt China in ein Tal des Wirrwarrs hinab. Die Ming-Dynastie hatte den Gipfel ihres Glanzes und ihrer Macht überschritten. Sie verschwand ein und ein halbes Jahrhundert später, und weitere fünfzig Jahre erschütterten Unruhen das Land. Während dieses Zeitabschnittes führte ein Mann nach dem andern, sich als rechtmäßiger Erbe der Ming-Linie gebärdend, Revolten an. Etliche von ihnen erreichten einen beträchtlichen Umfang. Die längste und verderblichste dieser Anstrengungen, die »fremdstämmigen Mandschu-Thronräuber« zu vertreiben und den chinesischen Ming die Herrschaft zurückzugeben, war die Revolte, die mit dem Namen des donquijotischen, aber rechtschaffen gesinnten Mannes verquickt ist, den die Ausländer Koxinga nannten. Sein Vater war zu den Man-



Aufstände, Angriffe und Naturkatastrophen im 19. Jahrhundert

dschus übergegangen, aber der Sohn focht tapfer für zwei einander folgende, die Ming-Rechte beanspruchende Thronbewerber. Als Herd des Aufruhrs muß man die Provinz Fukien bezeichnen, doch unternahm Koxinga zahlreiche Züge ins Innere und stieß zweimal, 1654 und 1659, beinahe bis Nanking vor. Der Aufruhr verwüstete weite Gebiete, und verzweifelt gab der Erbe der Ming das Spiel schließlich auf. Nicht so Koxinga. Trotz vorteilhafter Angebote seitens der Mandschus setzte er den Kampf fort, räumte 1661 das Festland und verlegte sein Hauptquartier nach der Insel Formosa, gefolgt von mehreren tausend Chinesen, die dem Mandschujoch entrinnen wollten. Koxinga selbst starb 1662, aber sein Sohn führte die Fehde gegen die Mandschus noch bis 1683 fort.

Formosa war tatsächlich Jahrhunderte lang ein Niemandsland gewesen, meist von primitiven Wilden bewohnt und im übrigen von einer bunten Rotte chinesischer, malaiischer und japanischer Piraten, die die benachbarten Küsten heimsuchten und von den Kauffahrern schweren Zoll erhoben, als Operationsbasis erkoren. 1624 errichteten die Holländer dort Siedlungen, doch nur, um 1662 durch Koxinga verjagt zu werden. Als die Mandschus endlich Koxingas Sohn überwältigten, verleibten sie Formosa dem Reiche ein, wodurch die Saat künftiger Mißhelligkeiten mit Japan gelegt wurde.

Dann loderte bald hie, bald da neuer Aufruhr auf, obwohl Koxingas Revolte die letzte wichtige zugunsten eines Erben der Ming war, und erst 1700 ließ China noch einmal endgültig die Periode dynastischer Wirren hinter sich, die 1516 begonnen hatte. Als aber K'ien Lung 1796 dem Thron entsagte, begann der rasche Verfall der Mandschu-Dynastie, und Auflösung und Zerrüttung griffen um sich.

So hat sich China nicht einmal während eines einzigen der vier Jahrhunderte, in denen eine Verbindung mit dem modernen Westen bestand, eines leidlichen Friedens im Innern oder einer einigermaßen gesunden sozialen und politischen Beschaffenheit erfreut. Und ganz bestimmt ließ sein Zustand viel zu wünschen übrig, als das Dampfschiff dem Drängen des Westens einen neuen Anstoß gab.

Zwischen 1850 und 1880 tobten sogar drei große Aufstände in China, von denen einer genügt hätte, um der wirtschaftlichen und

politischen Entwicklung selbst des bestorganisierten und blühendsten Landes einen ernsthaften Rückschlag zu versetzen. Während dieser dreißig Jahre erlitt China überdies eine der verheerendsten Überschwemmungen des Gelben Flusses und eine der schlimmsten Hungersnöte. Und dennoch nahm gerade in diesem Zeitabschnitt auch der westliche Druck an Stärke zu, und westliche Kanonen sprengten die erste Bresche in Chinas Mauer der Absonderung.

1. Werdender Aufruhr

Als britische Geschütze nach dreijährigem, bisweilen eine Unterbrechung erfahrendem Krieg 1842 den Kaiser von China zwangen, Englands Königin als Gleichgestellte anzuerkennen, war China keineswegs ein friedvolles Land, das von einer mächtigen Dynastie regiert wurde, der das Volk willig gehorchte.

Ganz war die Aufsässigkeit gegen die fremde Mandschu-Dynastie in Wirklichkeit nie unterdrückt worden. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts begannen die Geheimbünde eine rege Tätigkeit zu entfalten — jene uralten Organisationen, durch die das Volk sich wieder und wieder gegen despotische oder entartete Herrscher behauptet hatte. Und selbst dem starken K'ien Lung gelang es nur teilweise, verschiedene rebellische Erhebungen niederzuschlagen.

Je mehr das neunzehnte Jahrhundert fortschritt, desto mehr häuften sich auch die Aufstände. Von 1800 an verstrich kaum ein Jahr, ohne daß es nicht irgendwo so ernstlich gärte, daß Offiziere — Chinesen oder Mandschus — und Truppen von der Hauptstadt abgesandt wurden. Etliche dieser Männer zeigten sich den Rebellen von vornherein nicht gewachsen, und ihr Versagen zog ihnen die kaiserliche Ungnade zu; andere beschwichtigt zeitweilig den Sturm, doch sobald sie den Rücken gekehrt hatten, um ihren „Erfolg“ in Peking zu melden, brachen die Unruhen von neuem aus.

Die meisten Ungelegenheiten bereiteten die heißblütigen Volksstämme des Südens und Südwestens, denen malaiisches Blut in den Adern floß; doch auch das Bergvolk im entlegenen Szetschuan und die Mohammedaner im Nordwesten trugen redlich ihr Teil bei. Als die Jahre verstrichen und der Verfall sich immer tiefer in das

Regierungsetriebe hineinfaßt, steckte der Aufruhr auch die ruhigeren Bewohner des Yangtse-Tales an und griff sogar auf die kaltblütigen Bewohner des Nordens über. Trotz des weiten Ausmaßes dieser Revolten schien in den ersten fünfzig Jahren des neunzehnten Jahrhunderts kein Führer oder Ziel groß genug, um die verstreuten Ströme des Aufruhrs in einen einzigen Kanal zu ziehen. Da gab es etliche, die sich an die Spitze schwangen, den Titel Kaiser annahmen und sich das kaiserliche Gelb anmaßten. Wieder andere gaben vor, die Wiedereinsetzung der Ming zu erstreben — der letzten rein chinesischen Dynastie. Aber die Macht keines einzigen erstreckte sich, und sei es auch nur vorübergehend, über mehr als eine oder zwei Provinzen. Nichtsdestoweniger war in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der Widerstand gegen die Mandschu-Herrschaft allgemein geworden und die kaiserliche Autorität zu einem Schatten herabgesunken, der knapp über die Pekinger Palastmauern hinausreichte.

»In den Jahren 1854 und 1855 hatten, soweit aus den Berichten ersichtlich ist, die gesamten achtzehn Provinzen — vielleicht mit Ausnahme von Schensi und Kansu — die kaiserliche Herrschaft abgeworfen und das vorhandene Regierungsgerüst zerstört, ohne jedoch eine bürgerliche Verwaltung an seine Stelle zu setzen«, sagt H. B. Morse.

Dieses langsame Vorbereiten einer Explosion, in der sich die allgemeine Unzufriedenheit mit einer dekadenten Dynastie Luft machte, war nichts Neues in Chinas Geschichte. Den Fall eines jeden Herrschergeschlechtes hatte eine solche Zeit vereinzelter Ausbrüche vorbereitet. Bisweilen vereinigten sich die Revolutionsströme schnell zu einer einzigen Flut, die im Lauf von ein paar Jahrzehnten die alte Dynastie hinwegfegte und Platz für eine neue, kräftige schuf; bisweilen aber stieg und stieg das Durcheinander während mehr als hundert Jahren, bevor es die starke Hand des Gründers einer neuen Dynastie bändigte.

2. Die große Katastrophe

Die riesige Woge des Aufstandes gegen die Mandschus, die die kleineren Wellen und Wellchen in sich aufnahm, begann 1850 anzuschwellen. Ende 1853 brandete sie über das Yangtse-Tal hinweg und bemächtigte sich dann der nordchinesischen Ebene, bis

zwischen ihr und den Toren Pekings nur noch wenige Meilen lagen. Nur ein bißchen bessere Organisation, nur ein bißchen mehr Zusammenhalt, nur ein bißchen mehr Stoßkraft, und des Himmels Auftrag, zu herrschen, würde von den Mandschus auf eine neue und chinesische Dynastie übergegangen sein. Doch gerade dieses Bißchen fehlte. Der Zug nordwärts mißlang, und weitere zwölf Jahre wütete Zerstörung im Yangtse-Tal, ehe der T'ai Ping-Aufruhr 1865 zermalmte wurde.

Was die Zahl der Getöteten und den Wert des zerstörten Eigentums betrifft, so gehören diese fünfzehn Jahre der Revolte zu den unheilvollsten Epochen der menschlichen Geschichte. Die einzigen ihr vergleichbaren sind die Jahre, in denen die mongolischen Reiterhorden verheerend durch Zentralasien und weiter nach Europa hineinrasten, und — die einundfünfzig Monate des Weltkrieges.

Hinsichtlich der Vernichtungswut bestand wenig Unterschied zwischen den T'ai Ping-Empörern und ihren Widersachern, als sie mordend, sengend und plündernd kreuz und quer durch das reichste Gebiet Chinas, das Herz des Yangtse-Tales, und weiter südwärts in die Berge und nordwärts in die Ebenen tobten. Zwanzig Millionen Menschen wurden — nach der üblichen Schätzung — getötet; doch sind in dieser Zahl jene Millionen nicht inbegriffen, die in den folgenden Jahren starben, weil sie ohne Nahrungsmittel, ohne Kleidung, kurz, von allem entblößt, in den Trümmerstätten hausten, die einst ihre glücklichen Heime gewesen waren. Niemand hat je den Versuch gemacht, den Schaden an Eigentum und Besitz abzuschätzen. Aber als die Revolte endlich in Blut ersticken war, streiften Wölfe durch die leeren Straßen vieler Städte von einst hunderttausend Einwohnern, und wilde Tauben nisteten in den Dachrinnen verlassener Häuser von Dutzenden von Städten, wo fünfzig- bis sechzigtausend Menschen gelebt hatten. Die Armen waren tot. Die mäßig Begüterten waren bettelarm, und die Reichen littcn Not. Der „große Friede“ kam endlich: der Friede des Todes.

Die Mandschu-Dynastie sah sich für den Augenblick gerettet — doch nicht durch Mandschu-Soldaten und Mandschu-Offiziere. Die Macht, die zu guter Letzt den Aufruhr knebelte, wurde von Chinesen organisiert und geführt, besonders durch jenen präch-

tigen, hochgemutten und patriotischen chinesischen Beamten aus der Provinz Hunan, Tseng Kuo-fan mit Namen. Er und andere Chinesen fühlten weder Vertrauen noch Liebe zu dem entarteten Herrscherhause. Aber noch weniger Vertrauen und Liebe brachten sie dem Mann, der sich T'ai P'ing-Kaiser nannte, sowie seinen Genossen entgegen. Sie bekämpften also die Empörer, um China vor einer noch schlimmeren Herrschaft als die der Mandschus zu bewahren.

Wahrscheinlich hätte sich Tseng unschwer zur Verkörperung des weitverbreiteten Geistes des Aufruhrs machen, sich des Thrones bemächtigen und der Stammvater einer neuen Dynastie werden können. Aber dergleichen wünschte er nicht. Echte Bescheidenheit, das gute alte konfuzianische Ideal der Treue gegen den Kaiser, ein Gefühl, daß er durch ehrgeiziges Streben noch mehr Unruhe entfachen würde — all dies hielt ihn zurück, nach dem höchsten Preise zu greifen. Jedoch dieselben Charaktereigenschaften, die ihn wahrhaft groß machten, fügten China unberechenbaren Schaden zu. Würde er den Thron an sich gerissen haben, so hätte China, als es dies dringend brauchte, ein mächtiges, volkstümliches Herrschergeschlecht bekommen, befähigt, das Land voll Umsicht in die Angelegenheiten der Welt einzuführen.

Anfänglich unternahmen die T'ai P'ings keinen Versuch, dort, wo sie eroberten, eine bürgerliche Verwaltung einzusetzen. Und damit begingen sie einen schwerwiegenden Fehler. Trotzdem wäre ihnen die Aufrichtung einer starken Dynastie möglicherweise gelückt, wenn der schnelle Sturm nordwärts, wie ihn die ersten drei Jahre brachten, sie bis ganz nach Peking geführt hätte. Der Führer des Aufstandes war ein religiöser Fanatiker, in Wahnvorstellungen befangen, die ihn von sich als dem Bruder Christi reden ließen. Während der ersten Jahre seines Feldzuges bewies er Mut, organisatorische Geschicklichkeit und nicht wenig Energie. Während der ersten Jahre standen ihm auch nicht wenige wirklich fähige Männer zur Seite. Indes fehlte ihm und seinen Gefährten gerade jenes „kleine Bißchen mehr“, das ihnen Erfolg beschert haben würde. Und in den langen Jahren des Blutvergießens und Zerstörens, die dem Stocken des Vormarsches auf Peking folgten, nahm das Böse im Charakter der T'ai P'ing-Rebellen stetig über-

hand, und ihre Armeen verwandelten sich mehr und mehr in Horden gesetzloser, heimatloser Männer, verroht und vertiert durch unaufhörliches Plündern und Schlachten.

Während der T'ai P'ing-Aufstand bei seinem Ausbruch Gutes für China verhieß, entwickelte er sich allgemach zu einer Geißel, die nur Leid und Elend anrichtete und von der bald niemand anderes erwartete. Tseng Kuo-fan nebst seinen Anhängern hatte recht: selbst die verdorbene und kläglich schwache Mandschudynastie war den T'ai P'ings der späteren Jahre vorzuziehen.

Als die Katastrophe des Aufruhrs ein Ende nahm, blieb nichts mehr im Yangtse-Tal übrig, um eine neue Revolte zu nähren. Gelegentlich entlud sich in den folgenden Jahrzehnten der Groll des Volkes anderswo; doch ohne einen sicheren Rückhalt im Yangtse-Tal vermag sich in China keine umfassende Änderung zu vollziehen. Solch einen Rückhalt konnte aber während der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ein Aufruhr nicht finden, weil das Tal verödet dalag. Erst nachdem sechzig Jahre verstrichen waren — drei volle Generationen nach chinesischer Berechnung —, begann sich dieser Kern des Landes von der Not der T'ai P'ing-Epoche zu erholen. Keine Statistik der Toten oder des zerstörten Besitzes könnte den China zugefügten Schaden erfassen. Abgesehen davon, daß das Yangtse-Tal Jahrhunderte hindurch der wirtschaftliche Mittelpunkt war, bildete es ferner die Heimat von Chinas wertvollster Bürgerschaft. Aus ihm kamen, Generation nach Generation, ein gut Teil der glänzenden Talente und ein gut Teil der besonnenen, ehrenhaften, pflichttreuen Männer, die für ein leises, ruhiges Laufen der Räder von Regierung und Geschäftswesen, von Literatur, Kunst und Erziehung sorgten.

Der T'ai P'ing-Aufstand rottete Tausende und aber Tausende von Familien dieses kostbarsten chinesischen Blutes aus. Das — nicht die Vernichtung des Eigentums — war sein größter Schaden. Nicht einmal jetzt hat das Volk in diesem Teil des Landes wieder angefangen, ihm auch nur annähernd die Zahl tüchtiger, zuverlässiger Führer beizusteuern, die es ihm in früheren Jahrhunderten lieferte. Ein Beispiel möge dies erläutern. Sechs Jahrhunderte lang hatte eine einzige Familie in einer der Yangtse-Provinzen vier von den sechs Männern gestellt, die — in jeder Generation — sich in der Beamtenlaufbahn und im wirtschaftlichen Leben durch sicheres

Urteil, einwandfreien Charakter und Fähigkeiten hervortaten. Vor der T'ai P'ing-Revolte zählte jene Familie über zweitausend Mitglieder, hinterher lebten von den reichlich zweitausend noch sieben. Der einzige aus jener Familie, der seit dem Aufstand eine führende Stellung bekleidet, ist jetzt über vierzig Jahre alt. Das heißt also, daß infolge der fast vollständigen Ausrottung dieser einzigen Familie China mehr als sechzig Jahre lang der unaufhörlichen Dienste eines halben Dutzends jener Führer beraubt wurde, deren es so dringend bedarf, und heute erst sammelt es die ersten Früchte einer neuen Ernte von dem, was sechs Jahrhunderte ein reich tragender Rebstock gewesen war.

Der riesige Umfang der Zerstörung, die der T'ai P'ing-Aufstand und seine Bekämpfung verursachten, zeigen, wie tiefwurzelnd und allgemein die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden gewesen ist. Fraglos besaß der Räderführer der T'ai P'ing etwas von dieser mitreißenden Wucht, der auch Peter der Eremit seine Erfolge verdankte, als er in Europa zum Kreuzzug aufrief. Hätte das Volk in China sich aber nur leidlich zufrieden gefühlt, so wären dem chinesischen Prediger einer politisch-religiösen Empörung ein paar tausend Anhänger erstanden, und eine geringfügige örtliche Revolte wäre aufgepufft. Doch bereits seit drei Vierteln eines Jahrhunderts brannte das Feuer wachsender Not unter dem Kessel des völkischen Gefühls, den der Mandschu-Hof durch unbekümmerte, grausame Unterdrückung vor dem Leckwerden zu bewahren trachtete. Und der T'ai P'ing-Aufstand war nichts als die unvermeidliche Explosion.

3. Zwei andere Katastrophen

Der T'ai P'ing-Aufstand, der China in die tiefsten Schluchten des Wirrwarrs hinabzerrte, war weder der erste noch der letzte Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit, die mit der Entartung der Mandschu-Dynastie begann und noch anhält. Andere, geringere Revolten gingen ihm voraus, und andere folgten ihm. Von den letzteren währten zwei so lange und richteten so schlimme Zerstörungen an, daß man jede von ihnen eine große Katastrophe genannt haben würde, wenn nicht das Elend des T'ai P'ing-Aufruhrs alles andere in den Schatten gestellt hätte.

Diese beiden Revolten bedeuteten den Ausbruch schon lange vorhandener Feindseligkeiten zwischen mohammedanischen, in China ansässigen Völkern und ihren chinesischen Gebietern. Die erste ereignete sich im Südwesten, die zweite im Nordwesten. Mohammedanische Stämme aus Zentralasien waren in diese Gebiete vorgedrungen oder waren von chinesischen Kaisern früherer Dynastien gerufen worden, um Aufruhr zu dämpfen oder Angriffen barbarischer Horden Widerstand zu leisten. In rassischer Hinsicht herrschte bei diesen Bekennern des Islams eher das türkische als das mongolische Blut vor. Sie waren — und sind es noch — ungestümer, selbstbewußter und unruhiger als das länger seßhafte Volk der chinesischen Ebenen. Kulturell haben sie sich ihre Eigenart ziemlich bewahrt und sind nicht völlig von der chinesischen Zivilisation aufgesogen worden. Und trotzdem sie schon so lange im Lande wohnen und sich selbst eine „der fünf Rassen Chinas“ nennen, hat zwischen ihnen und den „Söhnen von Han“ während vieler Jahrhunderte eine Gegnerschaft bestanden, für die die chinesische Behandlungsweise dieser Mohammedaner nicht zum geringen Teil verantwortlich ist.

Einer der beiden großen islamitischen Aufstände begann mitten in der T'ai P'ing-Revolte. 1856 brach in der südwestlichen Provinz Yünnan die alte Abneigung in offene Feindschaft aus. Yünnan befand sich noch in den Händen des von Peking eingesetzten Vizekönigs, aber es war durch die T'ai P'ing-Streitkräfte im Yangtse-Tal von der Hauptstadt abgeschnitten.

Nach einem Tumult zwischen chinesischen und mohammedanischen Tagelöhnern in den Bleiminen planten der Provinzgouverneur und einige seiner Gehilfen die Niedermetzlung aller Mohammedaner. Der Vizekönig suchte zu vermitteln und beging, als seine Bemühungen scheiterten, aus Protest Selbstmord, worauf die Mohammedaner, denen der Plan zu Ohren gekommen war, sich nach besten Kräften verteidigten. Desungeachtet wurden am 19. Mai 1856 Tausende hingeschlachtet.

Nun bildeten die Mohammedaner ein eigenes Staatswesen und stellten die Verbindung mit Burma her, das sie mit Waffen versorgte. 1860 eroberten sie die Provinzialhauptstadt. Dann wechselte einer ihrer beiden Anführer, da man ihn mit einem hohen Posten in der chinesischen Armee köderte, auf die kaiserliche Seite

hinüber. Weiter wütete der Krieg. Einheimische Stämme, denen die chinesische Herrschaft mißfallen hatte, benutzten die Auflösung aller Ordnung, um auf eigene Rechnung zu töten und zu plündern. Eine Pestseuche suchte die Provinz heim. Trockenheit brachte 1871 und 1872 geringe Ernten. Der abtrünnig gewordene mohammedanische Anführer versuchte in den Städten, die die Chinesen ihren Widersachern entrissen, Barmherzigkeit walten zu lassen, doch die Befehlshaber der chinesischen Armee metzelten willkürlich, was sich ergab und was sich nicht ergab. Die Mohammedianer entfalteten nicht weniger Grausamkeit. Schließlich stellte sich 1873 der Leiter des islamitischen Staates freiwillig, obwohl er, bevor er in das chinesische Feldlager ging, Gift nahm. Und trotz des Versprechens, daß man mit dem Volke schonend verfahren würde, da ja die Leiche des Anführers im Besitz der Chinesen sei, hub ein grauenhaftes Gemetzel in der wehrlosen mohammedanischen Hauptstadt an.

Auch dieser Aufruhr erstickte in Blut. Die Provinz Yünnan, beträchtlich größer als England, Schottland, Wales und Irland zusammen, war verwüstet. Mit ihren reichen Bergwerken und fruchtbaren, zwischen Bergen gebetteten Tälern hätte sie sich während der verflossenen fünfzig Jahre zu einer blühenden Region entwickeln, eine Quelle der Stetigkeit in Chinas Südwesten werden können. Statt dessen haben infolge jener großen Empörung und ihrer Greuel die Bewohner Yünnans in trostloser Verarmung gelebt, und die Provinz ist eine schwärende Wunde an Chinas Grenze gewesen.

Noch verhängnisvoller war womöglich der mohammedanische Aufstand im Nordwesten. Er begann in Chinesisch-Turkestan, gerade als die letzten Anstrengungen, die T'ai P'ing-Rebellen zu beugen, im Yangtse-Tal Zerstörung auf Zerstörung häuften.

Unter der flammenden Führerschaft Yakub Begs versuchten die Mohammedaner dieser riesigen Provinz, sich von der chinesischen Oberhoheit zu befreien. Sie eroberten innerhalb von drei Jahren sämtliche nordwestlichen Teile Chinas und brachen in die Yangtse-Provinz Hupe ein. Dann schweißte sich Yakub — hauptsächlich auf Chinas Kosten — im ständig gären den Zentralasien ein gewaltiges Reich zusammen und wurde sowohl von Rußland als auch von der Türkei anerkannt.

Seinen Sturz bewerkstelligte einer der chinesischen Generale, der bereits gegen die T'ai P'ings seine militärischen Talente bewiesen hatte. 1867 mit seinen Truppen aufbrechend, schob er sich langsam nordwärts vor, wobei er Wege für die Artillerie baute und Ruhepausen einlegte, um für die Armee zu säen und zu ernten. Nebenher metzelte er in bezwungenen Städten Männer, Frauen und Kinder nieder. Quer durch die Wüste drang er in Yakubs Heimatsgebiet ein. Er hatte es nicht eilig, aber wie die großen Dünen durch die Wüste treiben, so bewegte er sich elf Jahre lang stetig und unwiderstehlich weiter. 1878 erlosch Yakub Begs Glücksstern endgültig, und in Chinesisch-Turkestan wurde die chinesische Autorität wiederhergestellt.

In den Herzen der wenigen Mohammedaner, die sich unterwarfen und das Blutbad überlebten, schließt, während sie sich in den folgenden Jahrzehnten an Zahl erholt haben und ihre wirtschaftlichen Kräfte stärkten, die grollende Erbitterung nicht ein. Einige der chinesischen Soldaten, die beim Bezwingen des Aufruhrs geholfen hatten, siedelten sich in dem Gebiet an; andere Chinesen wanderten zu. Aber der alte Haß zwischen Chinesen und Muselmännern hat fünfzig Jahre lang aus Chinas Nordwesten ein Land gemacht, wo die Männer nur bewaffnet einhergehen und die Frauen und Kinder in ständiger Angst leben. Und während der letzten Jahre tobt sich die ererbte Feindschaft in neuem gegenseitigem Morden aus.

Diese und andere Revolten in den verschiedenen Teilen des Reiches müssen wir als Zwischenspiele in dem langen Kampf des Volkes gegen Unterdrückung und Mißwirtschaft betrachten. Der Kampf war meist blind, ohne scharfen Brennpunkt, ohne inneren Zusammenhalt und ohne einheitliches Ziel. Entwicklungen in dem langen Ringen gemahnen eher an das langsame Anschwellen einer Naturkatastrophe als an bewußte, überlegte Anstrengungen menschlicher Wesen. Erst hier, dann dort, bisweilen in breiten Strömen, bisweilen in schmalen Rinnalen, die rasch verhärteten, brach die rote Lava völkerischer Unzufriedenheit durch die Oberfläche.

Der Boxeraufstand von 1900, von dem der Westen soviel gehört hat, war ebenfalls eins dieser Zwischenspiele in dem kosmischen Aufruhr, aber ein sehr unbedeutendes und örtlich begrenztes; die

Revolte von 1911 und 1912, die die Mandschus vom Thron verjagte und den Thron selbst umstürzte, der nationalistische Stoß von 1926—1928, der zum erstenmal in Chinas Geschichte eine im Süden beginnende Empörung erfolgreich bis Peking trug, die Märsche und Gegenmärsche der Heerführer, die fremdenfeindlichen Ausbrüche der letzten beiden Jahrzehnte und schließlich auch die kommunistische Erhebung im Yangtse-Tal—all dies sind Ergebnisse der jahrhundertealten Unzufriedenheit.

4. Überschwemmung und Dürre

Als ob die Menschen noch nicht genug Zerstörung und Verelendung in China verbreiteten, griff — ebenfalls zu dem Zeitpunkt, als Dampfschiff und Kabel den westlichen Ansturm beschleunigten — nun auch die Natur durch Überschwemmung und Dürre ein.

1853 brach der Gelbe Fluß, wegen seiner vielen Verheerungen oft „Chinas Sorge“ genannt, mit außergewöhnlichem Toben ins Land hinein. Hunderte von Quadratmeilen guten Ackerboden setzte er in der nordchinesischen Ebene unter Wasser. Und bevor sich die Fluten verließen und die Bauern, die nicht ertrunken waren, zu ihren durchweichten Feldern zurückgehen konnten, hatte der Strom für seinen Lauf durch die Ebene neue Kanäle gegraben und sich auch an der Küste eine neue Mündung geschaffen — nördlich, nicht mehr südlich von der Schantung-Halbinsel.

Zufällig spielte die Überschwemmung insofern eine ausschlaggebende politische Rolle, als sie den Vormarsch der T'ai P'ing-Rebellen auf Peking zum Stehen brachte. Als der Fluß zu steigen begann, belagerte eine Armee der Aufrührer Kaifeng, eine alte Hauptstadt und einen noch immer bedeutenden Ort auf der westlichen Seite der großen Ebene. Da das Wasser vierzig Fuß über das winterliche Niveau stieg, sahen sich die T'ai P'ings zum Abzug gezwungen. Sie marschierten gen Westen in das Hügelland, um dann nach einer Schwenkung den Zug nach Peking fortzusetzen. Allein die Kraft dieses Stoßes war gebrochen, und andere vom Yangtse-Tal kommende T'ai P'ing-Streitkräfte konnten die überschwemmte Ebene nicht durchqueren. Hätte sich dieses Hochwasser nicht oder ein Jahr später ereignet, so würden die Rebellen im Herbst 1853 die Hauptstadt erobert und eine neue Dynastie

eingesetzt haben, wodurch China das Unheil der nächsten zwölf Jahre unbarmherziger Kämpfe im Yangtse-Tal erspart geblieben wäre.

Zwei Jahrzehnte nach dieser Hochwasserkatastrophe fiel in Chinas Nordwesten — ein Gebiet, halb so groß wie der östlich vom Mississippi liegende Teil der Vereinigten Staaten — während dreier Jahre so gut wie überhaupt kein Regen. Mißernte in einem Jahr hätte sich im Notfall ertragen lassen; infolge der Dürre des zweiten Jahres litten Hunderttausende Hunger; doch das dritte Jahr der Trockenheit brachte ein unvorstellbares Elend. Millionen verhungerten. Weitere Millionen büßten all ihre Lebenskraft und all ihren Besitz ein, obwohl sie sich auf kaum faßbare Weise am Leben erhielten, bis wieder der Regen das ausgedörzte Erdreich tränkte. Aber die Narben dieser Hungersnot von 1876—1878 traten bei dem Volk, dem Land und den Gebäuden noch grell hervor, als eine neue 1928—1930 dasselbe Gebiet heimsuchte.

Allerdings konnten dieses Mal Eisenbahnen und Lastkraftwagen Korn und andere Nahrungsmittel aus glücklicheren Distrikten herbeischaffen. Telegraph und Kabel, Zeitungen und schnell expedierte Briefe trugen die Nachricht von dem Elend der Bevölkerung durch China und die Welt. Nationale und internationale Hilfsorganisationen regten sich; Geld von chinesischen Gemeinden in und außerhalb der Grenzen Chinas, von großmütigen Spendern anderer Nationen und von der chinesischen Regierung ermöglichten es diesen Organisationen, die Wirkung der drei aufeinanderfolgenden Mißernten wenigstens etwas zu mildern. Doch selbst jetzt noch raffte der Hunger 1928 bis 1930 zwischen sechs bis acht Millionen dahin, nicht gerechnet jene, deren Tod durch die lange Unterernährung unnatürlich beschleunigt wurde.

Schlamperei und Lotterwirtschaft der Regierungskreise vergrößerten noch den Schaden, den die Überschwemmung von 1853 und die Hungersnot von 1876 anrichteten. Es gab Beamte, denen die Pflicht oblag, die Deiche des Gelben Flusses in Ordnung zu halten und allzeit gegen eine drohende Wassersnot gewappnet zu sein. Seit Jahren hatten sie schmählich diese Pflicht verletzt. Als die Fluten heranbrausten, befanden sich die Dämme in kläglicher Verfassung, und zur Bekämpfung des Hochwassers waren keinerlei

Maßregeln getroffen worden. Schwer zahlte das arme Volk für diese Gewissenlosigkeit seiner Regierung.

Während der Hungersnot zahlte es abermals. In allen bedeutenderen Städten standen Kornspeicher, von denen man annahm, daß sie, den Vorschriften entsprechend, voll seien. Einige wenige Beamte hatten ihre Vorräte auch ordnungsgemäß gesammelt; aber das Herz der Mandschu-Dynastie in Peking war durch und durch verrottet, die Arterien des Beamtentums mit dem Gift der Habgier und Selbstsucht gefüllt. Da sie es gewinnbringender fanden, verkauften die meisten Regierungsvertreter das für den Notfall gespeicherte Getreide, und als die Zeit des Mangels kam, waren fast alle Kornkammern leer, und das Volk verhungerte.

5. Chinas Unglück

In ihren Formen haben die periodischen Ausbrüche der Unzufriedenheit in Chinas langer Geschichte gewechselt. Besonders auffallend änderten sich die Formen in den letzten Jahrzehnten, als die Ideen und die Ausdrucksweise von Demokratie und Republikanismus, von Sozialismus und den Rechten des Proletariats, von nationaler Selbstbestimmung und internationaler Gleichheit das Land durchdrangen. Fraglos ist der Umstand, daß die Lava der Unzufriedenheit sich jetzt in die Formen dieser neuen politischen Begriffe und Phrasen zwängt, von großer Wichtigkeit für die Gegenwart und die Zukunft. Größere Bedeutung kommt jedoch noch der Tatsache zu, daß die Wirren dieser letzten Jahre nicht das Ergebnis neuer Ursachen sind — es sind vielmehr die gegenwärtigen Ausflüsse einer jahrhundertealten Strömung völkerlicher Auflehnung gegen unerträglich harte Lebensbedingungen.

Das Eindringen westlicher Ideen und Sitten hat zu der Zerrüttung beigetragen und sie verlängert, aber keineswegs geschaffen. China glitt bereits in ein Tal des Wirrwarrs hinab, ehe sich der Einfluß des Westens wirklich bemerkbar machte. Die Zerstörung während des letzten ein und einviertel Jahrhunderts, zu der sowohl die Natur als auch der Mensch beisteuerte, würde dieses große Chaos in China verursacht haben, auch wenn der Westen und all sein Wirken ferngeblieben wäre.

Schon die Dauer dieser Periode von Wirrwarr und Revolution reiht sie unter die längsten, die Chinas Geschichte kennengelernt

hat. Sie begann 1796 mit dem Ende von K'ien Lungs Regierung und nicht mit dem Sturz der Mandschus im Jahre 1912. Wie lange sie noch währen wird, vermag niemand zu sagen. Aber es besteht kein Grund für die Annahme, daß sie sich endlos hinziehen wird, daß keine Bergkette neuer Macht, Stetigkeit und kulturellen Fortschritts voraus liegt. Westliche Gebräuche und westliche Technik werden die Pfade an der Berglehne, die China erklimmen wird, mit bestimmen; doch die Energie, um dies Emporklettern auszuführen, wird — wie in der Vergangenheit — Chinas ureigene sein. Und spätere Kapitel sollen darlegen, daß dieser Aufstieg begonnen hat.

Während derselben drei Generationen, als China infolge von Naturkatastrophen und Aufständen aus tausend Wunden blutete — trieb der Westen — mit ungebrochener Schwimmkraft und Techniken benutzend, die ihm die Natur selbst bescherte — wirtschaftlich, politisch und sozial in erstaunlicher Lebendigkeit vorwärts. Die Kraft dieses Vorwärtstreibens trug ihn zur Welt-herrschaft und über die Abgründe des Weltkrieges. Der Krieg entzog ihm viel von seiner Lebenskraft. Und seither kämpft der Westen, und Europa insbesondere, nicht, um neue Entwicklungen zu vollbringen, sondern um sich im Gleichgewicht zu erhalten.

Würde irgend jemand, der Europa erst seit 1914 kennt, seine Zivilisation als turmhohen Erfolg rühmen? Würde irgend jemand, dem nur das Europa dieser zwei unruhigen Jahrzehnte bekannt wäre, von einem Teil der Welt, der so jämmerlich an seinen eigenen Angelegenheiten herumgestümpert und so wenig Geschicklichkeit bewiesen hat, bei sich daheim Ordnung zu schaffen, noch wertvolle Leistungen erwarten? Würde irgend jemand, der Europa im ersten Jahrhundert des dunklen Zeitalters gekannt hätte, geglaubt haben, daß sich daraus der Vorkriegs-Westen entwickeln könnte? Wer wagt also zu sagen, China könne, weil es während mehrerer Jahrzehnte nicht mächtig, gesund und friedvoll gewesen ist, nicht wieder das werden, was es einst in der Vergangenheit war?

Die Abendländer der letzten drei Generationen haben China nur im Zustand des Zusammenbruchs gesehen — ein sehr lahmes, armes China. Sie haben es nur in dem tiefen Tal seiner Schwäche China

gekannt; sie wissen nichts von dem China, das in vergangenen Zeiten mit derselben ungestümen Lebenskraft sich hervortat, die sie selbst während dieser drei Generationen gezeigt haben. Wie nicht anders zu erwarten, fällt es ihnen schwer, sich ein solches wiederauferstandenes China als eine Wirklichkeit in der Vergangenheit und als eine Möglichkeit in der Zukunft vorzustellen. Und dennoch müssen wir Abendländer China in der längeren Perspektive vieler, vieler Generationen sehen, wenn wir nicht bei der Aufzeichnung unseres eigenen Kurses unheilvoll in die Irre gehen wollen.

DER DURCHBRUCH

Chinas Beziehungen mit dem modernen Westen zerfallen in genau bestimmbare Abschnitte.

Der erste — ein langsames Vorrücken — währte dreihundert-sechsundzwanzig Jahre, von 1516 bis 1842. Er begann mit der Ankunft des ersten modernen westlichen Abenteurers und endigte mit dem sogenannten „Opiumkriege“ und der Unterzeichnung des Vertrages, der den Abendländern das Recht, auch in anderen Häfen als Kanton Handel zu treiben, zubilligte und die besondere Anerkennung der Gleichheit der britischen und chinesischen Herrscher festlegte.

Der zweite Abschnitt — eine schnelle Durchdringung — brachte 1842 der chinesischen Mauer selbstgenügender Überlegenheit die erste endgültige Bresche und schloß 1860, nachdem englische und französische Truppen die Hauptstadt besetzt hatten, mit der durch den chinesischen Kaiser vollzogenen Ratifikation der Verträge, auf denen die weitgehenden Handelsrechte und sonstigen Vergünstigungen der Abendländer in China beruhten.

Der dritte — der Abschnitt territorialer und politischer Ausdehnung — dauerte von 1860 bis 1901. Er endete, als die europäischen Mächte widerstrebend in die amerikanische Wiederbestätigung der „Offenen Tür-Doktrin“ willigten und ihnen bei der Aufstellung der Niederlassungsbedingungen — nach dem Boxeraufstand — die Aufteilung Chinas unter sich mißlang.

Am Schluß des vierten Abschnittes, während dessen Dauer sich mehr eine wirtschaftliche als eine territoriale Ausdehnung vollzog, steht die Konferenz von Washington im Jahre 1922.

Den gegenwärtigen Abschnitt, 1922 beginnend, kennzeichnet eine fortschreitende Zurücknahme, eine Neigung, die westlichen Sonderrechte in China zu streichen. Sie entspringt teilweise dem wachsenden Gefühl des Westens gegen Imperialismus und seine Früchte, noch mehr aber der zunehmenden wirksamen chinesischen Selbstbehauptung gegenüber westlicher Herrschaft.

Vielleicht setzte 1931 mit den militärischen Maßnahmen der Japaner in der Mandschurei ein neuer Abschnitt fremdländischer territorialer, politischer und wirtschaftlicher Ausdehnung auf Chinas Gebiet ein. Hierbei und auch späterhin handelte Japan ge-

mäß den Richtlinien, denen die Westmächte selbst während der vorhergehenden vier Jahrhunderte folgten, mißachtete jedoch die neue Wendung, die der Westen den internationalen Beziehungen seit 1919 zu geben getrachtet hat.

Kulturell begann der Westen China erst nach 1860 wirklich zu durchdringen. Die indirekte kulturelle Ausdehnung, durch Einführung neuer Warengattungen, neuer Maschinentechnik, neuer Waffen und ähnlicher Mittel ist unaufhörlich gewachsen; die direkte kulturelle Ausdehnung, durch Missionare, Schulen, Krankenhäuser und andere nichtgeschäftliche Dinge, läßt sich in zwei Teile zerlegen. Den Trennungspunkt bildet die Missionskonferenz, die 1907 in Schanghai zusammentrat. Während man in der ersten Periode es für richtig hielt, westliches Christentum und westliche Erziehung tunlichst ohne jedwede Veränderung einzuführen, ver gegenwärtigte man sich in der zweiten mehr und mehr, daß sich sowohl die Formen des Christentums als auch der Erziehung den Verhältnissen in China anpassen sollten und daß die Aufsicht über die christliche Religionsarbeit im Lande und über die angegliederten Schulen nebst Krankenhäusern in chinesische Hände übergehen müßte.

Die westlichen Beziehungen mit China seit 1860 werden spätere Kapitel behandeln. Was hier zur Erörterung steht, sind die Ereignisse vorher, als die Abendländer ihren Druck gegen die Mauer chinesischer Absonderung allmählich verstärkten und sich schließlich 1860 fest innerhalb jener Mauer einnisteten.

1. Durch die Hintertür

Russische Berührung mit China erfolgte über Land und längs der nördlichen Grenze; sämtliche westlichen Annäherungen aber kamen über das Meer, von Süden und Osten. Nun ist jedoch in Chinas Geschichte fast durchweg die Landsgrenze im Norden wichtiger gewesen als die Grenze, die das Meer im Osten und Süden bildet. Infolgedessen darf man mit einer gewissen Berechtigung sagen, daß der moderne Westen sich China auf einer rückwärtigen Straße nahte und durch die Hintertür eindrang. Dann wurde jene Straße der Hauptweg zwischen China und der Außenwelt und die Hintertür der Haupteingang. So ist es noch. Aber die alte Vordertür, die landwärts nach Norden hinausgeht, gewinnt

jetzt, da Rußland abermals Interesse an dem Fernen Osten nimmt und Japan in das asiatische Festland vorstößt, wieder an Bedeutung.

Die modernen Abendländer suchten China aus dem einfachen und stichhaltigen Grunde zur See auf, weil es keinen anderen Weg für sie gab. Im fünfzehnten Jahrhundert beherrschten die Mohammedianer den Nahen Osten, und selbst die verzweifelten Anstrengungen der Kreuzfahrer vermochten diese islamitische Schranke nicht zu durchbrechen. Östliche Seide, Gewürze und andere Waren schlüpften indes durch sie hindurch und fanden ihren Weg zum christlichen Europa. Venedig und Genua, Lissabon und sogar die holländischen Städte des Hansabundes sowie die englischen und französischen Handelshäfen machten glänzende Geschäfte, indem sie orientalische Kostbarkeiten, die die Araber zum Mittelmeer brachten, erhandelten. Doch das christliche Europa begehrte mehr.

Seine christlichen Kaufleute fühlten, daß das Geschäft noch lohnender würde, wenn sie unter Ausschaltung der Araber direkt mit dem Osten verkehrten. Christliche Abenteurer berauschten sich an den Erzählungen von östlicher Pracht, die Marco Polo und andere europäische Reisende zum besten gaben. Verkünder der christlichen Lehre ersehnten die Gelegenheit, ihren Glauben unter den Millionen des Fernen Ostens, die noch in heidnischer Finsternis lebten, verbreiten zu können. Christliche Könige sahen die Möglichkeit, Ruhmeslorbeeren zu pflücken, durch östliche Eroberungen neue Gebiete zu erwerben, durch die Beschlagnahme östlicher Reichtümer Schätze aufzustapeln und durch Seelenrettung sich Verdienste im Himmel zu sichern. Händler, Abenteurer, Missionare und Könige prallten indes nicht nur auf dem alten Landwege durch Zentralasien, sondern auch auf dem Wasserwege durch das Rote Meer gegen den mohammedanischen Wall. Und so begab sich das christliche Europa auf die Suche nach neuen Wegen.

Die Portugiesen erreichten Indien 1498. Achtzehn Jahre später hatten sie, Seeräuberei treibend, sich längs der Küste bis nach China vorgetastet. Während dieser achtzehn Jahre stellten sie einen Rekord in Blutvergießen, Zerstörung, zügelloser Grausamkeit und wohlüberlegter Verräterei auf, was ein ganz passendes

Vorspiel für das nun folgende Drama westlichen Einbruchs in den Fernen Osten war.

Dieses westliche Vordringen hat sich unter Umständen vollzogen, vor denen wir Heutigen uns grausen und entsetzen. Hier und dort stößt man auf wirklich freundliche Gesinnung und gegenseitige Achtung zwischen einzelnen, auf echte Selbstlosigkeit und den Wunsch, zu helfen, auf wahre Würdigung einer gemeinsamen Menschlichkeit, die unter den tiefgreifenden Kulturunterschieden zwischen den Neuankömmlingen und jenen lag, die Tausende von Jahren hier ansässig waren. Aber diese wenigen Lichtblicke dienen lediglich dazu, die gegenseitige Brutalität noch mehr hervorzuheben, den gegenseitigen Hochmut und die beiderseitige Geringschätzung, den gegenseitigen Fehler, niemals an den anderen als an seinesgleichen zu denken und ihm die einem Gleichgestellten gebührenden Rechte und Rücksichten zu gewähren. Beinahe ohne Einschränkung darf man behaupten, daß die Verbindungen zwischen China und dem modernen Westen in Habsucht empfangen, in Gewalttätigkeit geboren und aufgezogen und dreieinhalb Jahrhunderte lang mit unverdünnter Feindseligkeit, Anmaßung und Mißtrauen genährt wurden.

Dieses Buch will nicht über das Recht oder Unrecht der begangenen Taten richten, auch nicht versuchen, festzustellen, auf wessen Seite die größere Schuld liegt. Die Gefahr etwaiger Unruhen und Reibereien beschworen jedoch die Abendländer herauf, da sie nach dem Osten und nach China hinauszogen — uneingeladen und nicht erwünscht.

2. Wiederholte Berührungen

Was ereignete sich, als die modernen westlichen Nationen, eine nach der anderen, mit China in Berührung kamen?

Die Portugiesen erschienen zuerst auf dem Schauplatz.

Als sie Indien erreichten, waren die islamitischen Araber bereits dort. Diese Araber, eifrig darauf bedacht, sich das Monopol für den Handel mit Europa zu wahren, versicherten den Hindus, daß die neueingetroffenen Christen rohe Barbaren und höchst unangehme Leute seien. Aber die Hindus, den Moslems, die ihnen schon häufig Ungelegenheiten bereitet hatten, nicht allzusehr zugetan, nahmen Vasco da Gama und seine Leute trotzdem gut auf.

Da die Hindus aber keine Christen waren und — nach der landläufigen europäischen Meinung — als Heiden keine Rechte besaßen, beantworteten die Portugiesen auf der ersten Fahrt das freundliche Willkommen damit, daß sie einige Hindus entführten und als Sklaven nach Europa verschleppten. Ein wenig später eigneten sie sich ein Stück von dem Gebiet des Königs an, dessen Gastfreundschaft sie genossen hatten, und verschafften sich so eine Operationsbasis, von der aus sie, durch Blutvergießen und Gemetzel, ihre Eroberungen auszudehnen begannen. Sie trafen auf beträchtlichen Widerstand, der ein wenig auf dem Hetzen der arabischen Händler in Indien, doch zum weitaus größeren Teil auf ihren eigenen unmenschlichen Roheiten beruhte. Ein hervorstechendes Beispiel ihrer Grausamkeit ist das sofortige Versenken einer Schiffsladung mohammedanischer Pilger, die sich auf dem Wege nach Mekka befanden — ungeachtet des schweren Lösegeldes, das mehrere an Bord befindliche reiche Kaufleute ihnen boten und auch ungeachtet des Flehens, man möge doch wenigstens die Frauen und Kinder schonen.

1511 stießen die Portugiesen über Indien hinaus vor. Der Sultan von Malakka hatte sie in keiner Weise belästigt; aber Malakka war ein wichtiges Handelszentrum, das die Portugiesen zu besitzen wünschten. Daher nahmen sie es mit Gewalt. Derzeit stand Malakka jedoch unter chinesischer Oberhoheit, und natürlich rief der Sultan Peking um Hilfe an.

Auf diese Weise wurde Chinas erste Verbindung mit dem modernen Westen geschaffen.

Inzwischen segelten die Portugiesen ostwärts an der Küste entlang. 1516 erreichte einer ihrer Pfadfinder China, und schon im nächsten Jahr entsandten sie eine Flottille, aus vier europäischen Schiffen und vier malaiischen Dschonken bestehend, die bei der nicht weit von Kanton liegenden Insel Schang K'uan — St. Johann nannten sie die Europäer — vor Anker gingen. Zwei der portugiesischen Schiffe fuhren mit einem königlichen Gesandten, der Auftrag hatte, dem Kaiser von China Geschenke zu überbringen, weiter nach Kanton. Thomé Pirez, der Gesandte, bat um Erlaubnis, nach Peking reisen zu dürfen, worauf er die Antwort erhielt, zuvor müsse Malakka seinem rechtmäßigen Herrscher zurückgegeben werden. Diese Bedingung beachtete der Portugiese nicht.

Obwohl die meisten der portugiesischen Seeleute sehr wider-spenstige Gesellen waren, verstand es Pirez, seine eigene Mannschaft ziemlich im Zaume zu halten, und 1520 gestattete man ihm endlich den Besuch der chinesischen Hauptstadt. 1521 kam er dort an. Ungefähr zur nämlichen Zeit traf aber auch ein Bote des Sultans von Bantam ein, der, um Hilfe bittend, die Gewalttätigkeiten der Portugiesen auf Java schilderte, und diese Beschwerden führten dazu, daß Pirez entlassen wurde und unverrichteterdinge nach Kanton zurückkehrte.

Mittlerweile hatten auch andere portugiesische Expeditionen die Küste unweit Kantons erreicht. Sie fuhren fort, die Insel Schang K'uan zu befestigen und im übrigen durch ihr Gebaren das zu bestätigen, was die arabischen Kaufleute den Chinesen erzählten: daß das Interesse der Portugiesen nur der Eroberung gelte und nicht im geringsten dem friedlichen Handel... Eine neuerliche Expedition, die sich 1519 einfand, wurde im nächsten Jahr ausgewiesen, und »der Kommandant flüchtete mit einer großen Beute, einschließlich Kindern, für die Sklaverei bestimmt«. Spätere Expeditionen, die dem Ausweisungsbefehl nicht Folge leisteten, vertrieben die Chinesen mit Gewalt. 1522 vernichteten sie eine portugiesische Flotte, die sich die Landung auf Schang K'uan zu erzwingen suchte, beinahe vollkommen und ließen die Gefangenen als Piraten hinrichten. Auch Pirez, der Gesandte, und sein Stab wurden, als sie auf der Heimreise von Peking 1522 wieder in Kanton eintrafen, eingekerkert, und alle fünf starben im Gefängnis.

Bei Ningpo und K'uantschou gelang den Portugiesen trotzdem die Anlage von Küstensiedlungen, die auch eine Zeitlang gediehen. Aber empörende Erpressungen und sinnloses Morden riefen wiederum den Zorn der Chinesen wach. 1545 erfolgte die Vernichtung der Siedlung bei Ningpo, wobei angeblich zwölftausend Christen, darunter achthundert Portugiesen, ums Leben kamen. Dies Strafgericht erfolgte, nachdem der chinesische Kaiser ein Dekret erlassen hatte, das in Anbetracht »ihres grausamen und gesetzlosen Betragens« die Ausrottung der Portugiesen befahl, wo immer man sie anträfe.

Zur Zerstörung der Siedlung bei K'uantschou schritten die Chinesen erst 1549. Ein paar Portugiesen blieben am Leben. Sie

flüchteten auf ein Eiland bei Makao, einige fünfzig Meilen von Kanton entfernt. Bald darauf halfen sie den Chinesen bei der Überwältigung etlicher Piraten und erhielten 1557 als Dank die Erlaubnis, sich einige Trockenschuppen auf Makao selbst zu erbauen. Das Kamel hatte seinen Kopf drin im Zelt: Makao befindet sich noch heute in portugiesischem Besitz.

Als nächste tauchten die Spanier auf.

Gerade um die Zeit, als Thomé Pirez sich für die Reise von Kanton nach Peking rüstete, erreichte Magalhæs, nach Umsegelung von Südamerika und Überquerung des Pazifiks, im Dienste Spaniens die Philippinen. Er fand dort ziemlich große, blühende chinesische Gemeinden vor, obgleich China die Inseln nicht für sich beanspruchte. Dies taten aber die Spanier unverzüglich. Der Handel mit China, allerdings wie auch heute meist in chinesischen Händen ruhend, nahm zu. Desgleichen nahm auch die chinesische Einwohnerschaft zu, und plötzlich liefen Gerüchte um von einem Komplott, das diese plane. 1603 hielten es die achthundert auf den Inseln ansässigen Spanier daher für angezeigt, die Mehrzahl der zwanzigtausend Chinesen niederzumetzeln. Den Strom chinesischer Einwanderung dämmte dies jedoch nicht ab, so daß die Spanier 1639 ein abermaliges Massenmorden veranstalteten, bei dem zwanzigtausend von den dreiunddreißigtausend vorhandenen Chinesen das Leben einbüßten.

Das war Chinas Bekanntschaft mit dem zweiten christlichen Lande, das im Osten festen Fuß zu fassen suchte.

Die Holländer stellten sich als dritte ein.

Im Jahre 1580 nahm der spanische König Philipp II. Portugal an sich und nebenher auch die großen portugiesischen Anteile im Fernen Osten, wenngleich die wirkliche Verwaltung dieser Gebiete weiterhin den portugiesischen Untertanen Spaniens oblag. Die Holländer befanden sich damals im Kriege mit Spanien und konnten, seitdem Portugal dem spanischen Königreiche angegliedert war, keine Spezereien mehr aus Lissabon holen. Um aus dieser Klemme zu entkommen, versuchten sie, den Fernen Osten durch Umsegelung des europäischen Nordens zu erreichen. Als dies nicht glückte, entschlossen sie sich, Spanien fortzunehmen, was Portugal dem Osten fortgenommen hatte. Tatsächlich setzten sie sich auf der Hauptinsel fest, wo sie noch heute sitzen, aber aus dem

Handel mit China verstanden die Portugiesen sie weiterhin auszuschalten. 1622 reizte die Holländer plötzlich das portugiesische Makao, doch die Eroberung mißlang, worauf sie sich an den Pescadores schadlos hielten — den Fischerinseln westlich von Formosa, die China gehörten. Die Chinesen weigerten sich, mit ihnen Handel zu treiben, solange sie die widerrechtlich besetzten Inseln nicht geräumt hätten, und so siedelten die Holländer nach Formosa über, auf das China damals keinen Anspruch erhob. Von hier vertrieben sie 1624 die Spanier, um dann selbst achtundzwanzig Jahre später durch den standhaften Verfechter der Ming-Dynastie, den pittoresken Koxinga, vertrieben zu werden.

Im allgemeinen vertrugen sich die Holländer mit den Chinesen in China und in Holländisch-Ostindien ganz gut, aber ein gelegentliches Morden verabsäumten auch sie nicht. 1740 befand sich zum Beispiel eine große chinesische Kolonie auf Java, zu der einer der vielen Anwärter auf Chinas Thron, ein Erbe der Ming-Dynastie, nach seiner Verbannung durch die Mandschus den Weg genommen hatte. Einer plötzlichen Empörung etlicher Chinesen auf Java, die besagter Thronprätendent leitete, schlossen sich auch eine Anzahl Javaner an. Batavia wurde erfolglos angegriffen. Wenige Tage später brach im chinesischen Teil der Stadt eine Feuersbrunst aus. Bewaffnete Chinesen erschienen auf den Straßen — vielleicht, um ihr Eigentum vor Plünderern zu schützen. Allein bald hieß es, die Chinesen widersetzen sich den Löschversuchen, weil sie die Einäscherung der ganzen Stadt beabsichtigten, um dann während des großen Durcheinanders die Herrschaft an sich reißen zu können. Kurzerhand befahlen jetzt die Holländer, daß jedes chinesische Familienhaupt getötet werden solle, und damit dieser Blutbefehl schneller vollstreckt würde, holten sie von den im Hafen liegenden Schiffen europäische Seeleute in die Stadt, denen sie als Entgelt für das Scharfrichteramt ungehemmtes Plündern erlaubten. »Die unglücklichen Chinesen leisteten nicht den kleinsten Widerstand«, bemerkte Sir George L. Staunton, als er den Vorfall schildert.

Die Direktoren der Kompagnie in Holland mißbilligten das Geschehene aufs schärfste. Und da sie zudem fürchteten, der Kaiser von China würde sich über die seinen Landeskindern widerfahrene Grausamkeit entrüsten, sandten sie Vertreter an seinen

Hof, um sich zu entschuldigen. Aber der Kaiser erwiderte, ihn kümmere »das Schicksal unwürdiger Untertanen nicht, die auf der Jagd nach Gewinn ihr Land und die Gräber ihrer Vorfahren verlassen hätten« — eine Bemerkung, die genau die Haltung der amtlichen Kreise gegenüber dem ausgewanderten Chinesen kennzeichnet.

Jene Haltung erklärt nebenbei auch, warum die chinesischen Behörden sich wegen des Massakers auf den Philippinen nicht sonderlich erregten und warum sie so schwer die westliche Erregung begriffen, wenn ein Abendländer in China mißhandelt oder getötet wurde.

Das Gemetzel auf Java ist jedoch eine seltene Ausnahme in den Annalen holländischen Wirkens im Fernen Osten. Für die Holländer bedeutete Ausdehnung in jenem Teil der Welt fast ausschließlich ein geschäftliches Unternehmen. Mit der Beschaffnahme der portugiesischen Inseln bezweckten sie einen Schlag gegen eine andere europäische Nation, nicht gegen einen östlichen Staat. Sie haben weder versucht, ihre Religion zu verbreiten noch ihre Ideen über Verwaltung und Politik einzuführen, sondern sind bereit gewesen, sich bei der Entwicklung ihres Handels den örtlichen Gepflogenheiten anzupassen.

Dies hat ihnen manche abfällige Kritik von anderen Europäern eingetragen. Da schreibt beispielsweise der Franzose Cordier: »Niemals begegnen wir in den Richtlinien der Holländer einer edlen, uneigennützigen Idee; sie opfern alles, Freund und Feind, ja sogar die Religion, ihrem Profit. Holländische Kolonialgeschichte ist ein schönes Blatt in der Geschichte der europäischen geschäftlichen Entwicklung, aber ein scheußliches in der Geschichte der Menschheit.« Demgegenüber bleibt die Tatsache bestehen, daß an den Händen der Holländer viel weniger Blut von hingeschlachteten Orientalen klebt als an den Händen der Spanier, Portugiesen, Engländer und Franzosen und daß im großen ganzen die Holländer die einzigen sind, die ihren Verkehr mit dem Fernen Osten beständig gewinnbringend erhalten haben.

Nun kamen die Engländer.

Anfänglich mühten sie sich, quer durch die beiden Amerika oder um sie herum nach dem Orient zu gelangen. 1580 umsegelte Drake den Erdball, und Thomas Cavendish kaperte ge-

legentlich seiner Weltumsegelung ein spanisches Schiff, auf dem er eine Karte von China fand. Dann fielen auf einer anderen erbeuteten spanischen Galeone 1592 einem Kapitän Walter Raleghs wertvolle Auskünfte über den Seeweg nach dem Osten in die Hände.

1596 segelte der englische Kapitän Benjamin Wood, mit einem Brief der Königin Elisabeth versehen, nach China ab. In dem Schreiben bat sie den Kaiser um Auskunft, wodurch Chinas Handel sich so erfolgreich entwickelt habe, und versprach jedem Chinesen, der in englischen Häfen landete, ihren besonderen Schutz. Aber die Expedition, die den Weg über den Atlantischen Ozean wählte, kam nicht über Amerika hinaus. Krankheit raffte den größten Teil der Offiziere und der Mannschaft dahin, und spanische Piraten, die von Porto Rico aus ihr Unwesen trieben, machten — mit Ausnahme eines einzigen — den übrigen den Garaus.

Im Jahre 1600 wurde die erste der Britisch-Ostindischen Kompanien gebildet. Zwölf Jahre später verfügte sie trotz des portugiesischen Widerstandes über ein Handelszentrum in Indien und entsandte 1637 eine Expedition, die den Handel mit China in die Wege leiten sollte. Wieder machten die Portugiesen Schwierigkeiten. Sie verboten den Engländern jede geschäftliche Betätigung auf Makao, so daß der Kapitän John Weddell weiter Kurs auf Kanton nahm. An der Mündung des gleichnamigen Flusses hielten ihn nunmehr die Chinesen an, da er, wie sie erklärten, zur Weiterfahrt eine Erlaubnis haben müsse. Er wartete. Aber die Erlaubnis traf innerhalb der versprochenen sechs Tage nicht ein. Als er dann trotzdem flußaufwärts fuhr, feuerten die Chinesen auf sein Schiff. John Weddell erwiderete das Feuer, stürmte eins der Forts und setzte hierauf die Reise nach Kanton fort, wo man seine Agenten, sobald sie an Land gingen, ins Gefängnis steckte. Desungeachtet verkaufte Kapitän Weddell seine Ladung, kaufte Zucker und Ingwer ein, erlangte die Freilassung seiner Agenten und segelte wieder fort.

Das war Chinas erste direkte Berührung mit den Engländern.

Nicht lange darauf — 1644 — stürzte die Ming-Dynastie, nachdem sie schon eine geraume Zeit gewackelt hatte. Der gesamte Handel geriet ins Stocken. England, dem die Portugiesen Makao

versperrten, versuchte zähe, sich in China zu halten. In Amoy besaß es, während 1671 Koxinga dort herrschte, eine Handelsstation, die es indes aufgeben mußte, als die neuen Mandschu-Kaiser Koxinga nach Formosa verjagten. 1684 eröffnete es eine Agentur in Kanton, der aber nur fünf Jahre Lebensdauer beschieden waren. Dann erfolgte die Ausweisung, hauptsächlich wegen der Raufereien einer englischen Schiffsmannschaft, die einem Schiffsarzt, mehreren Matrosen und einem Chinesen das Leben kosteten. Hingegen konnte 1699 ein britischer Segler ohne Fährnisse in Kanton ein paar gute Geschäfte abschließen. Endlich gründete die Britisch-Ostindische Kompanie 1715 in Kanton eine ständige Faktorei, deren Hauptvertreter gleichzeitig als englischer Konsul amtierte. So entstand das englische Handelsmonopol für Kanton, dessen sich die Gesellschaft bis 1834 erfreute.

Inzwischen hatten sich die Russen ostwärts bewegt.

Durch Sibirien vorstoßend, versuchten sie vergebens, 1567 mit China Verbindungen anzuknüpfen. Ein gutes Jahrhundert später weigerten sich Unruhe stiftende russische Kolonisten im chinesischen Flußgebiet des Amur, auf Verlangen der Behörden das Land zu verlassen. Sie wurden als Gefangene nach Peking transportiert, wo sie sich niederließen und durch Heiraten mit der chinesischen Bevölkerung vermischteten. Ihr Blut verraten noch heute die blauen Augen und die rötliche Haarfarbe mancher im nordwestlichen Viertel Peipings wohnenden Chinesen. 1689 unterzeichneten Rußland und China ein Handelsabkommen auf der Basis gegenseitiger Gleichheit, und 1727 hatten sich die Russen ferner das Recht gesichert, in Peking eine orthodoxe Kirche und für die Betreuung der russischen Gefangenen auch einige orthodoxe Priester zu haben. Des weiteren erwirkten sie sich die Erlaubnis, daß jedes zweite Jahr zweihundert russische Kaufleute Peking geschäftlich besuchen dürften.

Die Franzosen ließen sich mit ihrem Kommen Zeit. Zwar statteten ihre Schiffe von 1660 an China gelegentlich einen Besuch ab, doch einen regelrechten Handelsstützpunkt gründeten sie in Kanton erst 1728. So heftig sie mit England um die Herrschaft in Indien kämpften — in den Zwistigkeiten, die während der frühen Periode um China entbrannten, spielten sie nur eine geringe Rolle.

Die Amerikaner erschienen 1784 auf dem chinesischen Schauspielplatz, als der ausländische Handel sich noch auf Kanton beschränkte, aber das Recht zu handeln schon auf festen Füßen stand. Sie hatten an der westlichen Ausdehnung im Osten keinen Anteil.

Hingegen schlugen die Japaner sehr früh den Weg nach China ein.

Schon im Jahre 2 nach Christus sollen Japaner den chinesischen Kaiserhof besucht haben. Im sechsten und siebenten Jahrhundert empfingen sie, meist über Korea, von ihren großen Nachbarn die Schrift, Literatur, Kunst, Philosophie, Religion und die Auffassungen über die Staatsregierung, die so außerordentlich geholfen haben, die Japaner um diese Zeit aus einem unreifen, rohen Volk in ein hochzivilisiertes umzuwandeln. Gegen 1500 waren sie geschickte Seefahrer geworden; aber ihre bewaffneten Streifzüge über das Meer hatten bereits 203 nach Christus begonnen, als nämlich die Kaiserin Jingo eine Expedition nach Korea führte und die Unterwerfung eines koreanischen Königs durchsetzte. Während dann die Europäer anfingen, gewaltsam Handelsartikel und Christentum in den Osten einzuführen, benutzten japanische Seeräuber ihre Pilotenkunst, um die Küste Chinas zu überfallen, bisweilen auf eigene Rechnung, bisweilen als Helfershelfer bei den Angriffen, die die Mongolen auf die Ming oder, späterhin, die Ming-Anhänger auf die Mandschu-Herrschern Chinas unternahmen. Bei einer Gelegenheit eroberten und plünderten sie Sutschou, auf halbem Wege zwischen Schanghai und Nanking gelegen.

1592 sandte der militärische Herrscher Japans eine gewaltige Expedition nach Korea, die das halbe Land eroberte, dann aber durch das Heer, das China seinem Vasallenstaat zu Hilfe schickte, am weiteren Vorrücken gehindert wurde. Sechs Jahre später, als der eroberungslustige japanische Führer starb, zogen sich seine Streitkräfte auf ihre eigenen Inseln zurück. Die Erfindung eines koreanischen Admirals trug wesentlich zu dem Mißlingen von Japans ersten ernstlichen Bemühungen, seine Grenze auf das Festland vorzuschieben, bei. Er baute eine mit Eisen gepanzerte Dschonke — mehr als zweiundeinhälbes Jahrhundert, bevor der Westen sein erstes Panzerschiff herstellte — und unterband mit

ihr die Zufuhr von Vorräten und Verstärkungen für die Japaner in Korea.

Chinesische Piraten mengten sich auch in das Gemetzel und das Kriegsgetümmel, und zufällig halfen sie, den modernen Westen nach Japan einzuführen. Im Jahre 1542 wurde ein chinesischer Piratensegler durch Stürme an die japanische Küste getrieben. An Bord befanden sich drei Portugiesen, denen die Japaner ein freundliches Willkommen bereiteten, da sie von ihnen die Herstellung von Schießpulver und Geschützen zu erlernen wünschten. Als die Europäer wieder in See stachen, hatten sie einen blinden Passagier an Bord, einen flüchtigen japanischen Mörder, den sie mit nach Goa nahmen. Dort bekehrte ihn St. Franziskus Xavier zum Christentum, worauf der neue Gläubige seinen Seelsorger 1549 nach Japan brachte, damit er dessen Bewohnern die Lehre des Heils predige.

Auf diese Weise erfolgte Japans Bekanntschaft mit dem modernen Westen: durch die Vermittlung chinesischer Piraten und eines vor der Justiz flüchtenden japanischen Mörders.

3. Religiöser Dünkel

Die christlichen Missionare stifteten ebenfalls Unfrieden.

Pater Xaviers Reise nach Japan bedeutete für ihn ein Abschweifen, denn er wollte in China predigen, ungeachtet der Tatsache, daß seine Religion und ihre Sendboten seit zwei Jahrhunderten aus diesem Lande verbannt worden waren — seit damals, als die Ming Christentum und katholische Missionare gemeinsam mit der mongolischen Dynastie hinauswarfen. Mithin reiste Xavier nach dreijährigem, nicht ganz erfolglosem Wirken in Japan nach der Insel Schang K'uan, um den Angriff auf »die stärkste Zitadelle des Heidentums« vorzubereiten. Aber bald nach seiner Ankunft wurde er in die Ewigkeit abberufen.

Jesuiten, Franziskaner, Dominikaner und Augustiner nahmen die Fackel auf, die er angezündet hatte». 1555 erhielt ein italienischer Jesuit die Erlaubnis, einen Monat in Kanton zu verweilen, und setzte somit als erster der modernen Missionare den Fuß auf das chinesische Festland. Im Jahre 1577 versuchten zwei spanische Franziskaner von den Philippinen die Landung in Häfen, die für jedweden Ausländer verboten waren. Sie wander-

ten für ihren Ungehorsam ins Gefängnis. Da sie aber sagten, es sei ihnen infolge ihrer Unkenntnis in der Geographie ein Irrtum unterlaufen, gab man ihnen die Freiheit wieder und schickte sie nach Makao.

Dann traf 1583 der italienische Jesuit Matteo Ricci ein. Knapp zwei Monate vor Pater Xaviers Ableben geboren, sollte er das vollbringen, was »der Apostel der Indien« versucht hatte: die Wiedereinführung des katholischen Christentums in China. In der Kleidung eines buddhistischen Mönches wohnte er in der Hauptstadt der zwei südlichen Provinzen Kwangtung und Kwangsi, fest entschlossen, das Herz des Reiches und, wenn möglich, den Kaiser selbst zu erreichen. Siebzehn Jahre arbeitete er sich seinem Ziel entgegen, von Zeit zu Zeit seinen Sitz nördlicher verlegend. 1595 besuchte er, diesmal im Gewande eines chinesischen Gelehrten, Nanking, wo man ihm den Aufenthalt verbot. Keineswegs entmutigt, lebte er nun etliche Jahre in Nan-tschang und bekehrte dort mehrere Mitglieder der kaiserlichen Familie. Im Jahre 1590 versuchte er, sich in Peking niederzulassen, was fehlschlug; 1599 versuchte er es zum zweitenmal und büßte seine Hartnäckigkeit mehrere Monate im Gefängnis. Dann betrat er am 4. Januar 1601 Peking abermals, um nun, bis zu seinem Tode im Jahre 1610, ein eifriges Wirken zu beginnen.

Gehör beim Kaiser verschaffte sich Matteo Ricci durch Geschenke und durch die Schaustellung von allerlei merkwürdigen und schönen Dingen: Uhren, prächtig gedruckten Bibeln, Ölgemälden, Prismen und mathematischen Instrumenten. Aber dauernden Einfluß sicherte er sich durch seine Gelehrsamkeit, seine Kenntnis der chinesischen Literatur und Philosophie und vor allem durch seine Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit, den Wert der chinesischen Zivilisation zu würdigen. Unter den anderen Jesuiten, die Ricci nach Peking folgten, gab es verschiedene, die ihm glichen: Männer, die ihre persönliche Begabung, der weite Horizont ihres Denkens und ihr reiches Wissen befähigten, in voller Ebenbürtigkeit den besten Vertretern chinesischer Kultur zu begegnen; Männer, die nicht in den Fehler verfielen, alles, was nicht christlich war, als gänzlich wertlos beiseitezuschieben; Männer, die sich infolgedessen sowohl bei den geistigen Führern Chinas als auch in den hohen Beamtenkreisen größte Hochachtung errangen.

Wenn lediglich solche Männer das Christentum in China vertreten hätten, würde es möglicherweise schon seit langem ebenso die Religion der Chinesen geworden sein wie der andere von außerhalb gekommene Glaube: der Buddhismus. Doch sogar während Ricci und seine Gefährten sich noch betätigten, besudelten westliche Händler und Abenteurer durch ihr wüstes Betragen den Namen Christen. Etwas später trafen auch katholische Missionare von ganz anderem Charakter als Ricci ein. Sie predigten eine fанatisch bigotte Lehre und blickten voll Verachtung auf alles Chinesische herab.

Der gute Leumund, den sich die Jesuiten in Peking erwarben, veranlaßte den ersten Kaiser der Mandschu-Dynastie, die von den Ming verhängte Verbannung zu mildern. Und 1682 befahl Kaiser K'ang Hsi, unter demselben Einfluß, die Beschützung der christlichen Kirchen im ganzen Lande und öffnete den christlichen Sendboten Tür und Tor.

Zwanzig Jahre später verbannte jedoch dieser nämliche Kaiser das Christentum wieder, und zwar wegen des Verhaltens der Missionare.

Franziskaner und Dominikaner, die ungefähr 1630 erschienen, begannen mit den Jesuiten schleunigst einen Streit über den geeigneten chinesischen Ausdruck für Gott und über die Frage, ob es den christlichen Bekehrten gestattet werden solle, an den konfuzianischen Zeremonien, insbesondere an der Verehrung der Vorfahren, teilzunehmen, die grundlegend für das chinesische Familiensystem war. Die Dominikaner behaupteten, daß diese Zeremonien dem Götzendienst gleichkämen, und die Jesuiten verneinten es. Der Streit, geschürt durch die Eifersucht der Dominikaner und Franziskaner auf die Jesuiten, sowohl in China selbst als auch in Europa, tobte nahezu ein Jahrhundert. Schließlich fragten die Jesuiten den sehr gelehrt K'ang Hsi nach seiner Meinung hinsichtlich der Bedeutung gewisser chinesischer Ausdrücke und Riten, und der Kaiser schloß sich der Auslegung der Jesuiten an. Darauf wandten sich die Dominikaner an den Papst in Rom, der 1715 zum Nachteil der Jesuiten entschied und sich somit anmaßte, die chinesische Sprache und chinesische Sitten besser zu kennen als der Kaiser selbst!

Inzwischen hatten Dominikaner und Franziskaner hitzig die

Lehre von der weltlichen Autorität des Papstes verfochten, womit sie nach chinesischer Auffassung das Volk offen zur Auflehnung reizten. Der Zwist innerhalb der katholischen Reihen war ein beschämendes Schauspiel geworden, und, was ebenso schwer wog, die christlichen Händler und Regierungen störten und belästigten mehr und mehr.

1717 verbot der Kaiser K'ang Hsi das Christentum von neuem und befahl die Verbannung der Dominikaner. Sein Nachfolger, der 1723 den Thron bestieg, traf noch strengere Maßnahmen. Ein paar jesuitische Wissenschaftler durften in Peking bleiben, doch sämtliche andere Priester wurden des Landes verwiesen, die chinesischen Bekehrten verfolgt und die Kirchen für allgemeine, profane Zwecke verwandt. Auch Kaiser K'ien Lung, dessen Regierung im Jahre 1736 begann, setzte die Feindseligkeit gegen das Christentum fort.

Etliche Missionare, die nach der Märtyrerkrone strebten, arbeiteten allerdings im geheimen noch weiter, aber als K'ien Lung 1796 auf den Thron verzichtete, war das Christentum zum dritten mal in der chinesischen Geschichte so gut wie vernichtet, vornehmlich durch das Verhalten der Christen selbst. Wenn es auch durch Katholiken und Protestanten — der erste protestantische Missionar traf 1807 ein — wieder eingeführt wurde, so erfolgte die Aufhebung des offiziellen Bannes erst 1860, als man China durch Drohung oder Waffengewalt zur Unterzeichnung von Verträgen zwang, die die sogenannten „Toleranzklauseln“ enthielten.

Erfreulich kann man die Art, wie China das Christentum und westliche Zivilisation kennenernte, wahrlich nicht nennen. Von den Sendboten der christlichen Religion waren einige wenige gelehrt, kultivierte Männer, die meisten aber verbissene, ungeschlachte Fanatiker. Überdies drohte das Predigen der letzteren, die Fundamente der chinesischen Gesellschaft zu untergraben, indem es grundlegende chinesische Bräuche als unsittlich brandmarkte. Durch Beharren auf der weltlichen Autorität des Papstes predigten sie Verrat gegen die einheimischen Herrscher. Unter den Abenteurern, Händlern und Diplomaten aber befanden sich noch weniger Männer von Kultur und Verständnis. Die Mehrzahl, besonders die ausländischen Schiffsbesatzungen, war unwissend, brutal, dem Trunk ergeben und zuchtlos — Männer, auf die nur

die roheste Gewalt Eindruck machte. Von solchen Leuten und ihrem abstoßenden Betragen empfingen die Chinesen ihre Vorstellungen von westlicher Zivilisation.

4. Im Jahre 1800

Am 1. Januar 1800 lagen die Dinge folgendermaßen:

Die Portugiesen beherrschten Makao, wenngleich es angeblich China gehörte und unter chinesischer Verwaltung stand. Sie versuchten, den gesamten westlichen Handel mit China an sich zu bringen, aber Briten und Holländer, Franzosen und Deutsche, Schweden und Dänen hatten aus dem portugiesischen Traum vom Handelsmonopol einen Witz gemacht. Diese anderen Nationen trieben in erster Linie in Kanton Handel und benutzten Makao als zweitklassige Operationsbasis — sofern es die Portugiesen erlaubten. In irgendeinem anderen Hafen Chinas sich geschäftlich zu betätigen, war den Abendländern verboten.

Verboten war ihnen ferner, sich irgendwoanders aufzuhalten als in den kahlen Baulichkeiten, die sich, außerhalb der Mauern Kantons, am Fluß zusammendrängten. Die Gebäude, Faktoreien genannt, gehörten den Mitgliedern der chinesischen Kaufmannszunft Co-hong, die man gebildet hatte, um den Handel mit den Fremden zu monopolisieren. Diese durften weder zu ihrem Vergnügen auf dem Fluß rudern, noch an seinem Ufer spazierengehen, noch die ummauerte Stadt betreten. Allmählich wurde ihnen als besondere Vergünstigung an drei Tagen im Monat der Spaziergang in einem Garten gewährt, der am jenseitigen Ufer lag — vorausgesetzt, daß sie unter der Obhut eines für ihr Betragen verantwortlichen chinesischen Dolmetschers grüppchenweise spazierten.

Allein selbst in diesem freudlosen Ufergebiet gestattete man ihnen das Verweilen nur während der Handelssaison, das heißt im Winter, den man auf vierzig Tage beschränkte. Und sowohl beim Kommen als beim Gehen mußten sie für die Erlaubnis eine Gebühr entrichten.

Dazu kamen andere strenge, demütigende Vorschriften: es durften keine Frauen und keine Feuerwaffen nach den Faktoreien mitgebracht werden; gesetzlich sollte kein Chinese als Diener für einen Abendländer arbeiten, und wie den Kulis und anderen Angehörigen der niedrigsten Klasse wurde den Europäern die Be-

nutzung von Säften verwehrt, da diese als Transportmittel den sozial höherstehenden Chinesen vorbehalten waren.

Abendländer konnten auch nicht mit den chinesischen Behörden direkt verkehren, nicht einmal in der üblichen Form von Bittschriften des Untergeordneten an den über ihm Stehenden. Hatten sie Klagen oder sonst etwas vorzubringen, so mußten diese durch die Zunft, die das Handelsmonopol besaß, eingereicht werden. Das Erlernen der chinesischen Sprache oder der Erwerb chinesischer Bücher war dem Westländer untersagt. Jeder Chinese, der ihn in der Sprache des Himmlischen Reiches unterwies, setzte sich schweren Strafen, einschließlich der Todesstrafe, aus. (In verschiedenen Fällen sind diese Strafen auch vollzogen worden.) Alle Transaktionen zwischen Chinesen und Europäern sollten mit Hilfe von Chinesen, die westliche Sprachen gelernt hatten, durchgeführt werden. Aber wer würde sich soweit erniedrigen, eine barbarische Sprache zu erlernen? Nach chinesischen Begriffen nur jene, denen Geldgewinn mehr galt als Selbstachtung!

Allerdings wandten die chinesischen Behörden diese Vorschriften nicht immer streng an. Wie die Klauseln und Vorkehrungen im chinesischen Gesetzbuch behandelte man sie eher als Festsetzung der äußersten Grenze von Aufsicht und Strafe denn als spezifische Sühnen, die in jedem Fall voll zur Anwendung kommen mußten. Aber die Vorschriften waren vorhanden, und wenn die Chinesen auf die Fremden einen Druck ausüben wollten, erinnerten sie sich dieser Vorschriften. So lief jeder Chinese, der sie übertrat, Gefahr, bestraft zu werden, während andererseits die Europäer nie sicher sein konnten, daß nicht plötzlich irgendein erniedrigendes oder unbequemes Gesetz gegen sie geltend gemacht wurde.

Nach chinesischer Ansicht und chinesischem Gesetz tätigten die Fremden ihre Geschäfte in Kanton nur geduldet, nicht, weil sie irgendein Recht hatten; und buchstäblich bestand zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts das einzige Recht, das die Europäer genossen, darin, daß sie hinkommen durften. Doch auch dies war eine Konzession, die zu jedem Zeitpunkt zurückgezogen werden konnte. Siamesen und andere längs der Küste lebende Völker, die die Überlegenheit chinesischer Zivilisation gebührend anerkannten und sich bescheiden vor der chinesischen Autorität beugten, er-

freuten sich einer besseren Behandlung. Anstatt auf das häßliche Flußufer angewiesen zu sein, wo nur der Auswurf hauste, durften sie sich ungehindert bewegen und sogar innerhalb der Stadtmauern leben. Die Araber, die seit mehr als tausend Jahren in Kanton lohnende Geschäfte abschlossen, besaßen mitten in der Stadt eine Moschee, und niemand ließ es sich einfallen, sie bei der Ausübung ihres Kultes zu hindern. Hingegen wurden diese neu angekommenen Barbaren mit ihrer weißen Haut und ihren sonderbaren, wilden Sitten in ein Ghetto eingepfercht und tunlichst jedem Chinesen ferngehalten, der nicht zu der wenig geachteten Klasse der Händler gehörte.

Die Ungewißheit, Demütigung und Unbehaglichkeit ihrer Lage ärgerte und erboste die Abendländer, wie die damaligen Berichte zeigen. Und dennoch wären die Geschäfte holpernd weitergegangen, wenn sich nicht noch eine andere, ernstlichere Mißhelligkeit entwickelt hätte. Diese entstand aus der Frage, wer über die eines Verbrechens angeklagten Europäer zu Gericht sitzen und die Schuldigen bestrafen sollte.

Die Europäer, besonders die Engländer, hatten gegen das chinesische Gesetz als solches gar nicht viel einzuwenden, da es weniger streng war als das englische der damaligen Zeit. Der Streit drehte sich um die Art, wie die Chinesen das Gesetz anwandten. Weil die westlichen Seeleute, eine wüste, rauflustige Rotte, sich in den Schnapsläden am Fluß reichliche Mengen eines schlechten Fusels zu verschaffen vermochten, kam es häufig zu wilden Streitigkeiten, bei denen Menschen, Chinesen und Europäer, getötet wurden. Die chinesischen Behörden beanspruchten nun das Recht, alle Europäer, die einen Mord verursacht hatten — einerlei ob der Getötete ein Europäer oder ein Chinese war —, abzurichten und zu bestrafen. Wenn nun die europäischen Offiziere den Chinesen einen ihrer Landsleute, der ein Menschenleben auf dem Gewissen haben sollte, übergaben, so pflegte meistens, doch keineswegs immer, die Hinrichtung des Angeklagten zu erfolgen, sogar oft dann, wenn die Tat auf einem unglücklichen Zufall beruhte. Die Europäer, zu deren Sprechern sich die Engländer aufwarfen, nannten die Gerichtsverfahren unbillig. Sie widersetzten sich vor allem der chinesischen Anwendung des Prinzips der Gruppenverantwortlichkeit, durch das sämtliche Ausländer die Verantwortung für die Taten eines

jeden von ihnen trugen. Kurz gesagt, bei den Europäern kam eine starke Strömung auf, daß Abendländer einem aus Abendländern gebildeten Gericht unterstehen müßten.

Als das achtzehnte Jahrhundert dem neunzehnten Platz machte, beschäftigten Europa die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege. Die junge Republik der Vereinigten Staaten längs der atlantischen Küste hatte für das, was sich auf der anderen Seite der Welt abspielte, nur geringes Interesse. Rußland begann, quer durch Sibirien ostwärts vorzurücken. England griff nach Indien. Und keine andere europäische Macht schenkte China mehr als gelegentliche und sehr flüchtige Beachtung.

China hingegen verdunkelte den Fernen Osten mehr denn je. Von Korea und den Liutschiu-Inseln an der östlichen Küste bis zu den Pamirpässen weit westwärts in Zentralasien, von der Arktis Sibiriens bis südwärts zum Zipfel der Malaiischen Halbinsel und südwestwärts bis weit nach Burma und Nepal hinein erkannten alle Völker die Oberhoheit des Sohnes des Himmels an und zahlten gehorsam Tribut. Eine lächerlich kleine Schar von Barbaren widmete sich in Kanton dem Handel und hatte sich als Quartier Makao erwählt, wo sie unter der Aufsicht chinesischer Beamten stand. England war für den Kaiser von China weniger wichtig als Siam; Holland wurde als Vasallenstaat betrachtet. »Damals stand China auf dem Gipfel der Macht«, schreibt Harley McNair; »es war der Mittelpunkt der Welt. Der Ferne Osten als Ganzes genoß Frieden und schaute auf das Himmlische Reich als den Springbrunnen der Kultur, als die Quelle der Autorität.«

Aber die Mandschu-Dynastie war faul bis ins Mark, und Chinas Abstieg in das Tal des Wirrwarrs hatte bereits begonnen. Der britische Handel, der in Kanton den jeder anderen europäischen Macht überflügelte, stieg und stieg, und nur noch störrisch und zähnekniend ertrugen die Engländer die Behandlung, die ihnen die eitlen, selbstgefälligen chinesischen Beamten angedeihen ließen. Neununddreißig Jahre nach 1800 brach dann der Krieg aus, der den ersten klaffenden Riß in Chinas Mauer legte.

5. Der erste Stoß

Im Juni 1839 wurden unweit Kantons Opiummengen im Werte von elf Millionen Dollar vernichtet. Chinesische Kulis — unter

Aufsicht chinesischer Beamter — begannen damit am 3. Juni. Sie mischten Kalk und Meerwasser mit einem riesigen Stapel schwarzen, süßlich riechenden, rohen Opiums. Wochenlang arbeiteten sie unter der tropischen Sonne. Als sie ihr Werk vollendet hatten, spülten die Wellen des Kantonflusses das letzte von 2500000 Pfund Opium als schlammigen Dreck in den Ozean.

Britische Kaufleute hatten das Opium mit gutem Gelde bezahlt und es, nach dem üblich gewordenen Verfahren, durch ihre eigenen Schiffe oder amerikanische oder sonstige Agenten in die Nähe Kantons bringen lassen. Sie wußten sehr wohl, daß die chinesischen Gesetze die Opiummeinfuhr strengstens verboten. Aber wie lohnend war es, wenn man das in der Türkei, Indien und Persien aufgekauft Rauschgift hernach an die Chinesen weiterverkaufte, oft mit Einverständnis der bestochenen Beamten, die eigentlich diesen Handel hindern sollten! So brachen die Abendländer das chinesische Gesetz. Und die Vernichtung des Opiums im Jahre 1839 war eine Maßnahme der Regierung, um diesem Gesetz Gel tung zu verschaffen.

Für medizinische Zwecke verwandten die Chinesen das Opium bereits seit dem siebten Jahrhundert nach Christus, aber zu einem Laster artete sein Gebrauch erst aus, nachdem die abendländischen Händler es zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts als Austausch für Silberbarren zu bringen begannen. 1729 setzte Kaiser Yung Tschang strenge Strafen für den Verkauf des Opiums an Raucher fest, erwähnte jedoch nicht die Einfuhr. Andere kaiserliche Edikte folgten. Im Jahre 1800 wurde endlich auch die Einfuhr des Opiums verboten, das bis dahin unter dem Namen Heilmittel ungestört ins Land hineingekommen war, obwohl ein sehr hoher Einfuhrzoll, der zum Beispiel 1753 für das Pfund \$ 3,60 betrug, auf ihm lastete. Inzwischen stieg die eingeführte Menge von den 200 Kisten, die 1729 die Portugiesen brachten, gegen Ende des Jahrhunderts auf 4000 Kisten.

Verbot bereitete dem Handel aber kein Ende. „Geschäft wie gewöhnlich!“ lautete die Lösung weitere zwanzig Jahre, wobei die Kistenzahl auf 4215 emporschneidete. Dann gerieten einige der chinesischen Beamten in Makao wegen Verteilung der Gewinne in Streit. Der Vizekönig sah sich wohl oder übel genötigt einzutreten und übte einen Druck auf die Co-hong-Zunft aus, die

gesetzlich für das Tun und Treiben der fremden Händler die Verantwortung trug. Er ließ die Briten, Portugiesen und Amerikaner wissen, daß man das Einführverbot mit Gewalt durchführen würde. Doch diese schlügen den Behörden ein Schnippchen, indem sie einige Schiffe in der Nähe von Kanton, aber außerhalb der Zone chinesischer Gerichtsbarkeit, ankern ließen und sie als Speicher benutzten, in denen das Opium nach seiner Ankunft aus Indien und der Türkei gelagert und von wo aus es verkauft wurde. An Käfern mangelte es nicht, und der Schmuggel blühte an der ganzen Küste. 1821/22 nahmen 4959 Kisten ihren Weg von Indien und der Türkei nach China; 1824/25 waren es 9708 Kisten, und die sieben Jahre von 1821 bis 1828 konnten durchschnittlich 12434 Kisten jährlich buchen.

Ein neuer Befehl des Vizekönigs, der rücksichtslose Durchführung des Opiumverbots verlangte, trug lediglich zu einer weiteren Geschäftsentwicklung bei. Ein englisches Schiff versuchte das Experiment, an der Ostküste hinaufzusegeln und mit einer Ladung Opium zu hausieren, wodurch es nicht nur das Opiumgesetz übertrat, sondern auch das Gesetz, das den Fremden jeglichen Handel außerhalb Kantons und Makaos verbot. Aber der Abstecher machte sich glänzend bezahlt, so daß andere Schiffe folgten, und nach zwei Jahren ankerten an verschiedenen Stellen längs der Küste Speicherschiffe wie dasjenige in den Gewässern Kants. Die Opiumhändler rieben sich schmunzelnd die Hände: 13 868 Kisten im Geschäftsjahr 1828/29 und 21 985 Kisten 1832/33! Und im selben Maße, wie die Gewinne wuchsen, die die Ausländer aus diesem ungesetzlichen Handel zogen, wuchsen auch die Beträge, die die chinesischen Beamten dafür verlangten, daß sie sich blind stellten.

Hohe Würdenträger in Peking und anderswo beobachteten entsetzt, wie das Opiumrauchen zunahm, und entrüsteten sich über die offenkundige Verletzung chinesischer Gesetze seitens der Ausländer. Doch ihre Bemühungen, dem Treiben endgültig einen Riegel vorzuschieben, scheiterten. Im Jahre 1835/36 wurden 30 202 Kisten nach China verschifft; 1838/39 belief sich die Kistenzahl auf 40 445, also ungefähr 4420000 Pfund.

Da die Engländer das Hauptkontingent der in Kanton handelreibenden Ausländer stellten, meinte die chinesische Regierung,

gemäß dem Prinzip der Gruppenverantwortlichkeit, sie müßten für das Tun sämtlicher Abendländer zur Rechenschaft gezogen werden. Aber der Einfluß der englischen Beamten erstreckte sich natürlich nicht auf die übrigen Europäer. Nun gerieten die Chinesen in Zorn, denn ihres Erachtens machte der britische Handelsleiter fadenscheinige Ausflüchte, suchte sich der Verantwortlichkeit zu entziehen. Ah, diese Barbaren! Man sollte sie als solche behandeln! Die Abendländer wiederum, von ihrer eigenen Überlegenheit überzeugt, waren äußerst empfindlich gegen alles, was nur im entferntesten an eine „Beleidigung“ gemahnte.

Jedenfalls war die Lage wie mit Dynamit geladen. Und im November 1839 explodierte das Dynamit.

Die Zündschnur wurde im März jenes Jahres angesteckt, als der Kaiser einen Sonderbeauftragten nach Kanton schickte, der dem Opiumhandel ein Ende bereiten sollte. Dieser kaiserliche Vertreter verkündete den Abendländern und der chinesischen Co-hong-Zunft, daß das gesamte vorrätige Opium ausgeliefert werden müsse, und sperrte, um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen, die Fremden in das enge Viertel der Faktoreien ein. Sofort befahl der britische Handelsleiter den Schiffen seiner Landsleute, nach der nahen Insel Hongkong zu segeln und Vorbereitungen zu treffen, damit »jeder aggressiven Handlung der chinesischen Regierung Widerstand geleistet werden könne«. Nunmehr schnürte der kaiserliche Bevollmächtigte die Faktoreien noch fester ab, indem er alle chinesischen Bediensteten aus ihnen entfernen ließ, jede Verbindung hinderte und die dreihundert dort anwesenden Fremden von der Nahrungs- und Wasserzufuhr abschnitt. Unter diesem Druck versprach der britische Handelsleiter die Ablieferung des Opiums. (Es gehörte ausnahmslos Engländern, obwohl sich gewisse Mengen auch in den Händen amerikanischer und anderer Agenten befanden.) Nachdem dies geschehen war, wurden die Wachen rund um die Faktoreien zurückgezogen und die Opiumvorräte zerstört. Ende Mai reisten alle Briten nach Makao ab. Da die Chinesen jedoch auf die hübschen geschäftlichen Gewinne nicht verzichten wollten, forderten sie die Engländer auf, ihren rechtmäßigen Handel in Kanton wiederaufzunehmen, aber der englische Handelsleiter gestattete es nicht, »bis ihm volle Gerech-

tigkeit widerfahren und der gesamte Handel und Verkehr auf eine für China und England ehrenvolle und gesicherte Grundlage gestellt sei».

Während des ganzen langen Sommers nahmen die Mißhelligkeiten ihren Fortgang. Im Juli wurde bei einem Zechgelage ausländischer Seeleute auf Hongkong ein Chinese getötet. Der britische Handelsleiter stellte einen Gerichtshof zusammen, der schwere Geldstrafen und die Verhaftung von fünf englischen Matrosen verhängte. Aber keinen einzigen konnte man des Totschlags überführen. Unverzüglich sprachen die chinesischen Behörden den Briten die Berechtigung zur Justizausübung ab und verlangten, daß alle, die an dem Krakeel beteiligt gewesen seien, den einheimischen Behörden zur Aburteilung überantwortet werden sollten, damit einer von ihnen für den Tod des Chinesen büße. Dies verweigerte der Handelsleiter.

Dann teilte auf chinesisches Betreiben der portugiesische Gouverneur von Makao Ende August den Briten, die dort Schutz gesucht hatten, mit, daß er nicht länger für ihre Sicherheit bürgen könne. Männer, Frauen und Kinder siedelten nun auf die dürre, unfruchtbare kleine Insel Hongkong über, worauf die chinesischen Behörden die Lebensmittelzufuhr nach dort untersagten. Hierdurch hofften sie, die Auslieferung eines Sündenbocks für den im Juli erfolgten Totschlag zu erzwingen, die Aufnahme des gesetzlich gestatteten Handels und endlich auch die Forderung durchzusetzen, daß die Briten hinfällig die Verantwortung für das Aufhören des Opiumschmuggels — auch wenn ihn Angehörige anderer Nationen ausübten — trügen.

Bis Anfang September war kein englisches Kriegsschiff zur Stelle, um den Handelsleiter zu unterstützen. Dann erschienen zwei, und am 3. November 1839 ereignete sich der unvermeidliche Zusammenstoß. Britanniens Kriegsschiffe, weit besser bestückt als die chinesischen Dschonken, blieben völlig unversehrt, während vier von den neunundzwanzig Dschonken auf den Grund des Ozeans sanken und eine große Anzahl schwer beschädigt wurde. Der Krieg war da — der erste offene Krieg zwischen einer modernen westlichen Nation und China.

Was verursachte diesen Krieg, der offiziell am 3. November 1839 begann, sich in krampfartigen Ausbrüchen fast drei Jahre

lang hinschleppte und schließlich am 29. August 1842 mit dem Vertrag von Nanking endete?

Für die Chinesen waren die Kriegsursachen einfach genug. Unzivilisierte Barbaren, denen man großmütig den Handel mit China erlaubt hatte, schlügen es ab, sich der chinesischen Autorität zu beugen. Sie beharrten geflissentlich auf frecher Verletzung chinesischer Gesetze. Sie bestachen, verhöhnten, übergingen die chinesischen Beamten, die chinesischem Gesetz auf chinesischem Gebiet Geltung verschaffen wollten. Wegen geldlicher Gewinne, die ihnen durch die lasterhafte Ausschweifung des chinesischen Volkes zufielen, zwangen sie dem Lande Opium auf und suchten aus Habsucht diesen schändlichen Handel auch dann noch aufrechtzuerhalten, als der Kaiser einen persönlichen Beauftragten abschickte. Die Umstände des Falles — die Barbarei und Verruchtigkeit der Fremden im allgemeinen und der Briten im besonderen sowie die Vernünftigkeit und Richtigkeit des chinesischen Vorgehens — lagen doch offenkundig vor jedermanns Augen! Und der Krieg, scheinbar nur ein Opiumkrieg, war in Wirklichkeit ein barbarischer und völlig ungerechtfertigter Angriff auf die chinesische Zivilisation.

Die Briten wiederum führten als wirkliche Kriegsursache den chinesischen Hochmut an, der unaufhörlich in aufreizender Weise hervorgetreten sei, sich besonders deutlich aber in dem Bestreben der Chinesen offenbare, die Engländer als minderwertige Menschen zu behandeln, ohne Rechte irgendwelcher Art und mithin auch ohne irgendeine Sicherheit in bezug auf Leben, Besitz und Handelsmöglichkeiten in China. Die Zwiste wegen des Opiums bildeten — so behaupteten die Briten — einen geringfügigen und zufälligen Teil der Kriegsursache. Nein, nicht des Opiums halber zog man gegen China in den Krieg, sondern um die hoffärtigen Asiaten zu zwingen, die Engländer als Gleichgestellte zu behandeln und mit ihnen Geschäfte unter Britannien genehmten Bedingungen abzuschließen.

Bald nach Ausbruch der Feindseligkeiten formulierte die englische Regierung ihre Forderungen und ließ sie überreichen. Verhandlungen und Anwendung von Waffengewalt lösten einander ab, und ständig unterlagen die Chinesen im Kampf. Endlich kam es zur Unterzeichnung eines Friedensvertrages, der den Briten fünf

»Vertragshäfen« öffnete, wo sie wohnen und Handel treiben durften. Der wichtigste dieser fünf war Schanghai an der Mündung des Yangtse. Weiterhin trat der Vertrag den Engländern Hongkong ab und bereitete dem Handelsmonopol der Co-hong in Kanton ein Ende. Er bewilligte Großbritannien eine Entschädigung für das vernichtete Opium, befaßte sich mit verschiedenen Schuldforderungen britischer Händler an Chinesen und deckte die gesamten Kriegskosten. Über Opium äußerte er sich nicht. Ein nachträgliches Übereinkommen bestimmte ferner, daß bei der Bestrafung britischer Verbrecher in China das britische Gesetz durch die britischen Konsuln angewandt werden solle, was nichts anderes als Exterritorialität bedeutete.

Die besondere Wichtigkeit dieses Vertrages lag in der Anerkennung der britischen Gleichheit. Sie wurde ausdrücklich im Text erwähnt. Aber für das chinesische Fühlen trat sie noch deutlicher in der Form des Textes zutage. Jedes der beiden Länder wurde als »groß« bezeichnet — ein Wort, das bislang in chinesischen Urkunden für China allein aufgespart worden war. Die Schriftzeichen für »Großes England« und »Großes China« ragten eine Spaltbreite und jene für »Königin« und »Kaiser« zwei Spaltbreiten über die Textzeilen hinaus, in Übereinstimmung mit der chinesischen Gepflogenheit, Namen oder Titeln Ehre zu erweisen. Britannien und China, die Königin und der Kaiser genossen vollkommen gleiche Ehre. Selbst bei der Zeichnung des Vertrages zeigte sich die Gleichheit, da die englischen Namen in dem englischen Text an erster Stelle standen, die chinesischen wiederum in dem chinesischen Text.

Heute scheinen uns dies alles Nichtigkeiten zu sein, doch für China hatten sie damals höchste Bedeutung. Als der Kaiser den in jener Form geschriebenen Vertrag genehmigte, gab er endgültig den uralten Anspruch auf, daß der Sohn des Himmels der unvergleichliche Beherrscher der Menschheit wäre. Ein ganzer Abschnitt der chinesischen Mauer zerbröckelte. Andere, in den nächsten zwei oder drei Jahren unterzeichnete Verträge erweiterten die Bresche. Auch andere Kriege, kurze freilich, brachen aus und endigten mit einem vollständigen Siege der besser bewaffneten Ausländer.

Aber die chinesischen Behörden in Peking waren noch immer nicht bereit, die Fremden tatsächlich als Gleichgestellte zu behandeln.

6. Der zermalmende Schlag

Im Juni 1858 wurden in Tientsin vier Verträge unterzeichnet, und zwar von China auf der einen Seite und jeweils von England, Frankreich, Rußland und den Vereinigten Staaten auf der anderen. Jeder dieser Verträge enthielt die Klausel von einer »meistbegünstigten Nation«, so daß die vier Länder sich alle die Rechte und Privilegien sicherten, die die einen oder anderen Verträge gewährten. Zusammengenommen waren diese Verträge von 1858 im Verein mit den 1860 unterzeichneten Ergänzungen die Magna Charta ausländischer Rechte und Interessen in China für die nächsten sechzig Jahre und mehr.

Während man über die Verträge verhandelte, lagen dräuend britische, französische, russische und amerikanische Kriegsschiffe in Tientsin vor Anker, und ausländische Kanonen warfen ihre Schatten über die Stadt. Weder die amerikanischen noch die russischen Unterhändler waren ermächtigt, Gewalt anzuwenden, falls China sich weigerte, das Verlangte zuzugestehen. Die französischen und britischen Vertreter aber verfügten über diese Vollmacht, und sie ließen deutlich durchblicken, daß sie gesonnen seien, eine etwaige Widerspenstigkeit der Chinesen blutig zu ahnden. Unter diesen Umständen und eingedenk der bitteren Erfahrung, die sie im Jahre 1839 mit ausländischen Streitkräften gemacht hatten, unterzeichneten die Chinesen.

Die kaiserliche Bestätigung des russischen Vertrages erfolgte im Mai, die des amerikanischen im August 1859. Franzosen und Engländer aber warteten vergebens auf ein Wort, das die Ratifikation ihrer Verträge in Aussicht gestellt hätte. Deshalb sandten sie am 8. Mai 1860 ein Ultimatum nach Peking. Abermals würdigte man sie keiner Antwort, so daß sie Truppen gegen die Hauptstadt vorrücken ließen. Ein britischer diplomatischer Vertreter wurde mit einer Parlamentärfahne vorausgeschickt. Die Chinesen ergriffen ihn und seinen Stab und warfen alle in den Kerker, wo mehrere Engländer infolge schlechter Behandlung starben. Jetzt besetzten die englischen und französischen Truppen die Hauptstadt. Der Kaiser floh, der britische Diplomat erhielt seine Freiheit wieder, aber als Vergeltung für die der englischen Krone zugefügte Beleidigung und in der offensichtlichen Absicht, den chinesischen Kai-

ser persönlich zu demütigen, befahl der britische Oberbefehlshaber, Lord Elgin, die Einäscherung des prächtigen kaiserlichen Sommerpalastes im Norden Pekings. Militärische Bedeutung kam dieser Handlung nicht zu, denn die ausländischen Truppen hielten Peking selbst fest in der Hand, und die Unterzeichnung der Verträge war gesichert. Lord Elgin und sein französischer Kollege, die den Soldaten die Plünderung des Palastes gestatteten, bevor ihn die Flammen verzehrten, wollten »den Chinesen lediglich eine Lehre erteilen«. Nun, es gelang ihnen, China eine Lehre über westlichen Vandalismus zu erteilen, deren es sich noch heute voll Bitterkeit erinnert. Am 24. Oktober 1860 wurde der britische Vertrag ratifiziert und tags darauf der französische. Alsdann räumten die verbündeten Truppen Peking.

Der amerikanische Vertrag von 1858 enthielt die erste der sogenannten „Toleranzklauseln“, durch die die Sicherung gegen Christenverfolgungen zu einer Vertragsangelegenheit wurde. Da ein kaiserliches Dekret bereits 1844 die Verbannung des Christentums rückgängig gemacht hatte, erhoben die chinesischen Behörden gegen diese „Toleranzklausel“ keine Einwände. Wohl aber konnten sie sich mit drei Punkten, auf denen die Briten beharrten, nicht abfinden.

Einer von ihnen gestand den Engländern das Recht zu, einen ständigen, in der Hauptstadt wohnenden Gesandten zu haben, der mit den höchsten Ministern der chinesischen Regierung direkt verhandeln sollte. Schon vor Lord McCartneys Besuch im Jahre 1793 hatten Engländer und andere Europäer dieses Recht zu erlangen versucht und waren beharrlich abgewiesen worden. Es ihnen nun, im Jahre 1858, zu gewähren, würde nach chinesischer Ansicht besonders gefährlich gewesen sein, weil der Thron schon unter den Schlägen der T'ai P'ing-Rebellen wankte.

Eine andere Forderung, der sich die Chinesen energisch widersetzen, betraf die britischen Schiffe, die längs der ganzen Küste und den Yangtse aufwärts bis nach Hankou Handel zu treiben wünschten. Das hieß also, daß die Fremden fortan weit ins Innere, bis ins Herz des Landes vordringen durften. Hatten sie denn nicht schon genügend Unruhe in Kanton angerichtet? fragten sich die Chinesen. Würden sie in Zukunft nicht ohnehin noch viel lästiger fallen, nachdem man ihnen den Aufenthalt und den Handel in

vier weiteren Häfen gestattet hatte? Die Gefahr, die China drohte, wuchs riesenhaft, wenn die Abendländer sich ungehindert auf dem größten Wasserwege auf und ab bewegen konnten.

Sogar unter den ausländischen Vertretern befanden sich einige, die die Klugheit dieser Forderung bezweifelten. Zum Beispiel führte der amerikanische Bevollmächtigte an, daß ja auch die Vereinigten Staaten ausländischen Schiffen das Befahren der inneren Flüsse nicht erlaubten, und ein anderer Amerikaner, Dr. Wells Williams, ein gründlicher Kenner Chinas, schrieb in sein Tagebuch: »Je mehr ich die ganze Tragweite der Forderung erkenne, desto mehr drängt sich mir die Überzeugung auf, daß die Chinesen ebensogut ihre Unabhängigkeit aufgeben könnten, als die freie Schiffahrt auf dem Yangtse zu bewilligen . . .« Und der britische Konsul in Schanghai machte Lord Elgin darauf aufmerksam, daß infolge des »unlauteren Charakters von Ausländern, die die Handelsprivilegien in Hilfsmittel für Betrug und Gewalt verwandeln würden«, die ausländischen Interessen leiden müßten. Desungeachtet setzte Lord Elgin seine Forderung bezüglich des Handels auf dem Yangtse und längs der Meeresküste durch.

Die dritte, den Chinesen besonders unangenehme Bedingung stand sowohl in dem englischen als auch in dem französischen Vertrag. Sie gestattete den fremden Kaufleuten, Geschäftsreisen auch über die Vertragshäfen hinaus zu unternehmen. Mithin konnte ein Händler, sobald er sich einen Paß bei seinem Konsul besorgt hatte, nach Belieben das Land in seiner ganzen Breite und Länge durchziehen, obschon er nicht das Recht besaß, außerhalb der Vertragshäfen zu wohnen oder Land zu mieten. Dies wäre nicht so schlimm gewesen, wenn die Ausländer unter chinesischem Gesetz gestanden hätten. Aber laut der Verträge erfreuten sie sich exterritorialer Rechte. Wenn ein Ausländer während seiner Reise im Innern ein Verbrechen beging, so konnten die chinesischen Behörden ihn nur verhaften und ihn dem nächsten Konsul seiner eigenen Nationalität zuführen — vielleicht tausend Meilen entfernt. Welche Aussicht bestand unter solchen Umständen, daß dem Opfer des Verbrechens sein Recht wurde oder daß man den fremden Reisenden gebührend zur Rechenschaft zog?

Einwände gegen diesen Punkt erhoben nicht nur die Chinesen. Der amerikanische Gesandte, andere Amerikaner und auch Eng-

länder pflichteten ihnen bei. Doch Lord Elgin stellte sich taub. Er vertraute auf die Macht seiner Geschütze und erreichte dank diesen ehrernen Verbündeten, was er wollte.

Die vier Verträge von 1858 und das nachträgliche britische Übereinkommen von 1860 öffneten dem fremden Handel elf neue Plätze. Vier von ihnen lagen am Yangtse: Hankou, Kiukiang, Nanking und Tschinkiang; vier auf der Insel Formosa und einer auf der Insel Hainan. Für die Mandschurei und Schantung waren je einer vorgesehen, dazu Swatau für die südöstliche Küste. Tientsin, der Haupthafen des nördlichen Chinas und der Torweg für Peking, stand fortan den Fremden als Handelsplatz und Wohnsitz offen.

Die Kanonen, die 1858 die Unterzeichnung der britischen und französischen Verträge erzwangen, fegten das letzte ernstliche Hindernis für westlichen Handel und westliche kulturelle Ausbreitung in China hinweg — wohlverstanden das letzte Hindernis außer jenem gewaltigen chinesischer Vorliebe für chinesische Art und chinesischen Grolls wegen der Nötigung, sich westlichem Diktat zu unterwerfen. Tatsächlich waren die militärischen Aktionen, die 1839 begannen und 1860 mit der Besetzung Pekings ihren Abschluß fanden, in ihren Folgen so weittragend wie die protestantische Verwerfung der päpstlichen Autorität oder die Absprechung des göttlichen Rechts der Könige in Europa, wie sie das achtzehnte Jahrhundert brachte — obwohl weder die Chinesen noch die Abendländer damals sich vergegenwärtigten, welche tiefe politische Bedeutung jene militärischen Maßnahmen für China hatten.

Das China, dem diese Verträge aufgezwungen wurden, war ein durch Revolten tief verwundetes, durch zerstörungswütige Soldatenhorden, durch Überschwemmung und Hungersnot verheertes Land, das auf seinen Schultern die drückende Bürde einer gänzlich verdorbenen, entarteten Dynastie trug. Diesem kranken, elenden China trotzten die Abendländer die Zugeständnisse ab. In dies zerrüttete, lebensmatte China trugen Dampf und Elektrizität mit rasch zunehmender Geschwindigkeit eine Flut neuer Waren, neuer Gebräuche und neuer Ideen. Verwirrung würde entstanden sein, selbst wenn sich China kraftstrotzend auf dem Gipfel der Macht befunden hätte; aber das war nicht der Fall. Infolge-



Färben und Haspeln der Seide, die den Chinesen wahrscheinlich schon 2000 v. Chr. bekannt war. [Nach einem alten Stich]



Pavillon und Gärten eines Mandarinen in der Nähe von Peking. [Nach einem alten Stich]

dessen artete Verwirrung zum Chaos aus, das jedoch mehr die Verhältnisse in China als der Anprall westlicher Zivilisation veranlaßten.

7. Japan gesellt sich zu den Angreifern

In den drei folgenden Jahrzehnten rückten die führenden europäischen Mächte, allerdings etwas ruckartig, gegen oder in den Fernen Osten vor. England und Frankreich zerschnitten Chinas Oberhoheitsbande in Burma, Indochina und auf der Malaiischen Halbinsel und eigneten sich selbst die Herrschaft über Teile dieses Gebietes an. Rußland schickte Eisenbahnstränge und Kolonisten ostwärts, um seinen Einfluß auf Sibirien zu festigen, und sondierte die Möglichkeiten eines Vorstoßes nach Zentralasien und Indien hinein, während Nikolaus II. und seine Ratgeber sich gleichzeitig in die koreanischen Angelegenheiten zu mischen begannen und die Schritte erörterten, durch die man sich einen Halt in der Mandschurei und einen eisfreien Hafen in den fernöstlichen Gewässern sichern könne. Wilhelm II. aber schwelgte, nachdem er Bismarcks leitende Hand abgeschüttelt hatte, in grandiosen Träumen von deutschen Anteilen in China. Trotzdem war das Interesse für den Fernen Osten nur ein nebenschöchliches. Man befand sich ja in der Periode der Einigung Italiens, des Österreichisch-Deutschen und des Deutsch-Französischen Krieges, der Ablösung des zweiten Kaiserreiches durch die Dritte Republik in Frankreich, des Hin und Her, das sich wegen der Teilung Afrikas und des Nahen Ostens erhob, der Konsolidierung britischer Interessen auf dem Wege nach Indien und in Indien selbst. Hauptsächlich kümmerten sich die Europäer um die Regelung ihrer inneren und äußeren Angelegenheiten daheim und in näher gelegenen Gegenden.

Auch die Amerikaner waren mit ihren eigenen Dingen beschäftigt: dem Bürgerkrieg, dem Ordnen des von ihm herrührenden Durcheinanders und ferner der Entwicklung der westlichen Hälfte ihres Kontinents. Ganz war der Ferne Osten nicht in Vergessenheit geraten, jedoch das Interesse für ihn nur lau.

Während dieses Zeitabschnittes trat indes eine neue Macht in die Reihen jener, die China bedrängten, und arbeitete sich rasch an die Spitze vor. Es war Japan. Korea, unwichtig an sich, erlangte Wichtigkeit als der Brennpunkt des dreieckigen Zwistes

zwischen China, Japan und Rußland, aus dem Japan schließlich als Sieger hervorging.

Nachdem es 1854 seine Tore wieder der Welt geöffnet hatte, machte Japan in dem Spiel der Expansion im Fernen Osten den ersten Schachzug, als sich die Shogun-Regierung 1867 erböte, bei den Bemühungen der Vereinigten Staaten um einen Vertrag, der Koreas lange geschlossene Türen öffnen sollte, den Vermittler zu spielen. Da aber Korea seit vielen Jahrhunderten China Tribut zahlte und Japan somit eine Einmischung nicht zustand, lehnten die Vereinigten Staaten Japans Angebot ab.

Darauf richtete Japan seine Blicke auf China. 1871 — das Jahr, in dem das erste japanische Kabinett unter dem neuen Regime gebildet wurde — sicherte es sich einen wechselseitigen Vertrag, der ihm etliche, aber nicht alle Sonderprivilegien gab, die die Abendländer in China genossen. Dieser Vertrag enthielt keine Klausel über eine »meist begünstigte Nation«, doch er verschaffte Japan in seinen Beziehungen zu China immerhin eine beträchtlich bessere diplomatische Stellung, als es in seinen Beziehungen zu den Westmächten innehatte. Dennoch erfreute sich der Vertrag in Japan keiner Beliebtheit, weil er nicht volle Gleichheit mit den westlichen Mächten gewährte, und in Peking erregte er das Mißfallen der reaktionären Beamten, weil er den Japanern, auf die die Chinesen seit vielen Jahrhunderten voll Geringschätzung und Widerwillen hinabgeschaut hatten, den Anflug einer Gleichheit zubilligte.

Zufälligerweise führte auf chinesischer Seite der Mann die Verhandlungen, der bis zu seinem Tode im Jahre 1901 in Chinas auswärtigen Beziehungen die Hauptrolle spielen sollte: der große Vizekönig Li Hung-tschang. Die Mühwaltung, Japans späteres aggressives Vorgehen unwirksam zu machen, fiel hauptsächlich ihm zu, und bei dieser Aufgabe bat er Rußland um Hilfe, die es ihm mehr als gern zur Verfügung stellte.

Japans erste wirkliche Gebietserweiterung erfolgte im Süden des Reiches, auf den Liutschiu-Inseln, deren Herrscher seit 1372 an China Tribut zahlten. Seit 1451 hatten sie auch den japanischen Behörden eine ähnliche Anerkennung gezollt, und einer der japanischen Feudalstaaten war 1600 zur Eroberung der Inseln geschritten. Da in jenen Tagen die östlichen Reiche sich um die

modernen Spitzfindigkeiten souveräner Rechte und Verantwortlichkeiten nicht kümmerten, rief diese doppelte Lehnspflicht der Liutschius keine besonderen Scherereien hervor.

Dann wurden 1871 einige Liutschusen, die bei Formosa Schiffbruch erlitten hatten, von den wilden Eingeborenen jener Insel getötet. Prompt stellte Japan die Anfrage, wie China das an den Liutschusen verübte Verbrechen ahnden wolle — eine Anfrage, die die stillschweigende Voraussetzung in sich schloß, daß die Bewohner der Liutschiu-Inseln japanische Untertanen seien. Anstatt nun Japan kurzerhand zu erklären, daß es in diese Angelegenheit nicht dreinzureden habe, da sämtliche Beteiligten chinesische Untertanen wären, äußerte die Pekinger Regierung, sie könne für das, was Wilde täten, nicht die Verantwortung tragen, weil niemand jene Toren zu schützen vermöge, die sich in Gebiete begäben, wo solche Wilden hausten.

Nach der Technik des modernen internationalen Gesetzes lief Chinas Standpunkt auf eine Anerkennung der japanischen Schirmherrschaft über die Liutschiu-Insulaner hinaus, denn es gestand ihm das Recht zu, die Interessen der Insulaner zu schützen. Geschickt beutete Japan den errungenen Vorteil aus. Es drängte wiederholt auf eine Regelung, die das „seinen Untertanen“ zugefügte Unrecht wiedergutmache, erreichte jedoch nichts. Darauf sandte es 1874 Truppen nach Formosa, die an den Wilden grausame Rache nahmen, und besetzte einen Teil der Insel.

Die Chinesen protestierten, wodurch sich Japan nicht beirren ließ. Endlich kam eine Einigung auf der von Japan geforderten Grundlage zustande. China behielt zwar Formosa, aber es erkannte Japans Gerichtsbarkeit über die Liutschiu-Inseln an, indem es für die Familien der getöteten Insulaner 100000 Taels (ungefähr 75000 Dollar) Entschädigung zahlte. Weitere 400000 Taels (also rund 300000 Dollar) zahlte es an Japan zur Deckung der Unkosten für die Strafexpedition nach Formosa. Fünf Jahre später annektierte Japan die Insel offiziell und machte sie zu einer japanischen Provinz. Wiederum erfolgte ein Protest Chinas, den der auf einer Ostasienreise befindliche ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten, Grant, unterstützte. Aber Japan nahm die Einverleibung trotzdem vor.

So beschritt es seinen Weg der Expansion, und China bestritt

die Barauslagen und verlor außerdem das Gebiet, durch das sich das japanische Kaiserreich vergrößerte. Doch richtig betrachtet, handelte Japan in dieser ganzen Angelegenheit genau nach den bewährtesten westlichen Methoden der damaligen Zeit.

Unterdessen wies Korea hartnäckig Japans Bitte um einen Vertrag ab. Japanischer Ehrgeiz hatte schon seit Jahrhunderten nach Korea hinübergeschielt, und 1870 war die Frage der Beziehungen mit diesem Lande brennend geworden. Seine abschlägige Antwort ärgerte die konservativeren der Feudalführer nicht wenig, so daß 1873 eine starke Gruppe den Antrag stellte, Japan möge eine Expedition entsenden, um Korea für diese Unverschämtheit zu strafen. Der Kaiser und seine staatsmännisch geschulten Ratgeber fühlten jedoch, daß Japan für einen solchen Schritt, der es in einen Krieg mit China oder Rußland oder auch mit beiden verwickeln könne, nicht fertig sei, und verweigerten die Truppenentsendung. Das erbitterte die konservativen Samurai dermaßen, daß sie einen bewaffneten Aufstand organisierten — nicht gegen den Kaiser, sondern gegen die »kleinmütigen« Minister, deren Rat er angenommen hatte. Der Aufstand wurde niedergeschlagen, aber die Saat künftigen Begehrens nach Ausdehnung in Korea blieb.

Im Jahre 1875, als ein japanisches Schiff in koreanischen Gewässern beschossen worden war, bediente sich Japan der Taktik, die Kommodore Perry angewandt hatte. Es schickte als Verkörperung von Japans Stärke eine stattliche Flotte nach Korea, während es gleichzeitig eine Vertragsforderung überreichte. 1876 erfolgte die Unterzeichnung des Vertrages: Korea öffnete seine Tore.

Dieser Vertrag berührte Chinas Interessen, denn Korea stand unter chinesischer Oberhoheit. Die früheren amerikanischen Bemühungen, mit Korea einen Vertrag zu schließen, waren mit Wissen und Einwilligung Pekings betrieben worden, wohingegen Japan die chinesische Regierung nicht nur absichtlich übersah, sondern sich sogar erdreistete, in dem Vertrag ausdrücklich Koreas volle Unabhängigkeit festzustellen. Der koreanische König ratifizierte ihn, zahlte aber nach wie vor an China Tribut. Und wenn man den japanischen Vertretern auch den Aufenthalt in der Hauptstadt erlaubte, so wurden sie und ihre ihnen folgenden Landsleute mit kühler Höflichkeit behandelt. Wieder erhoben die konservativen Samurai in Japan grollend ihre Stimme. Der Ver-

trag — so nörgelten sie —, der mit Korea auf einer Basis der Gleichheit verhandele, drücke Japan auf das Niveau von Chinas Vasallenstaaten herab.

1894 entlud sich die Gewitterwolke endlich.

Die Zustände in Korea waren schlecht. Das Land, von einer verweichlichten, sittenlosen Dynastie regiert, neigte zur Empörung. Bei Hofe trachteten die verschiedenen Cliquen durch Ränke und Mord zur Macht zu gelangen. Rußland spann dort ebenfalls geheime Fäden, damit sein Einfluß von Sibirien aus weiter südwärts greife. 1883 ernannte China Yuan Schi-k'ai zum Ministerresidenten in der koreanischen Hauptstadt, und dieser Mann — von Li Hung-tschang, seinem verantwortlichen Vorgesetzten, eher ermutigt denn gehemmt — verschärfte durch brutale Taktlosigkeit und Herrschsucht noch die ohnehin bedenkliche Lage. Die russische Tätigkeit nahm zu. Pro-chinesische, pro-japanische und pro-russische Parteien befedeten sich bei Hofe aufs grimmigste, und es packt einen das Grauen, wenn man die Geschichte jener Tage liest, in der Bestechung, dunkle Schleichwege und Meuchelmord eine Rolle spielten.

1885 nutzte Japan einen bewaffneten Zusammenstoß zwischen chinesischen und japanischen Wachen in der koreanischen Hauptstadt wiederum zu seinem Vorteil aus. China war durch einen Krieg mit Frankreich, bei dem es sich um Annam handelte, in Anspruch genommen. Und Japan verlangte und China bewilligte ein neues Übereinkommen, das jedes Land verpflichtete, ohne Benachrichtigung des anderen keine Truppen nach Korea zu schicken.

Dann brach 1894 ein Aufstand aus, der den koreanischen König bewog, China um Hilfstruppen zu bitten. Es schickte ihm, nach gebührender vorheriger Verständigung Japans, eine geringe Anzahl. Darauf entsandte Japan, ohne eine Aufforderung des koreanischen Monarchen erhalten zu haben, schleunigst sechsmal soviel Soldaten wie China, das ausdrücklich bemerkt hatte, es schicke die Truppen seinem Vasallenstaat. Japan behauptete nun aber, daß Korea unabhängig sei, und regte an, ob China und Japan nicht gemeinsam die koreanische Regierung reorganisieren wollten. Dies schlug China ab. Nebenher erklärte es, daß sich weder Japan noch China in Koreas innere Angelegenheiten mischen könnten, wenn dieses Land, wie Japan es darstelle, unabhängig wäre. In-

zwischen hatte der koreanische König den Aufruhr mit eigenen Machtmitteln unterdrückt.

Der Krieg nahte. Und dieses Mal war Japan fertig. Man redete viel über Japans Sonderinteressen in Korea, die allein schon durch die Nähe bedingt würden, und über die Notwendigkeit, den »Frieden und die Ruhe des Orients« zu bewahren. Japan — verkündeten die Japaner — könne die Fortdauer solcher unbeständiger, verworrener Verhältnisse in einem so nahe liegenden Gebiet nicht dulden. Und die japanischen Wortführer bewiesen, daß sie den gesamten Reigen höflicher Phrasen, mit denen die damaligen westlichen Mächte ihre Angriffslust zu bemänteln verstanden, meisterlich erlernt hatten. Viele Japaner sorgten sich ehrlich darum, was mit Japan geschehen würde, wenn Rußlands Eindringen in Korea sich noch steigere. Manche meinten, dies sei eine prächtige Gelegenheit, der Welt Japans neu erworbene militärische Macht vorzuführen, und noch andere erhitzten sich an dem uralten Traum von der Ausdehnung aufs Festland.

Der erste Zusammenprall geschah zur See am 25. Juli 1894. Dann erfolgte am 1. August die Kriegserklärung beider Länder. Rasch trieben die Japaner die Chinesen zurück, durch Korea, über den Yalu hinüber und hinein in die Mandschurei. Am 17. September zermalmte die japanische Marine die schwache chinesische Kriegsflotte. Kurz darauf landeten japanische Truppen bei Port Arthur und bemächtigten sich an einem einzigen Tage aller Forts. Im Frühjahr befand sich die ganze südliche Mandschurei in den Händen der Japaner, und der Weg nach Peking lag frei.

China bat um Frieden. Zu den Verhandlungen begab sich Li Hung-tschang nach Schimonoseki, wo ihn ein fanatischer Japaner überfiel und verwundete. Diese unritterliche Tat wurde in Japan scharf mißbilligt und veranlaßte die Regierung, China viel bessere Bedingungen zu gewähren, als es sonst erhalten haben würde. Am 17. April 1895 setzte man die Unterschriften unter den Friedensvertrag.

Allein hiermit war die Sache nicht beendet. In dem Vertrag trat China die Halbinsel Liaotung in der Südmandschurei an Japan ab. Japan hatte dies Gebiet erobert und war nach den landläufigen westlichen Ideen berechtigt, es als Kriegsbeute zu fordern. Aber Rußland begehrte dasselbe Gebiet. Daher überredete es Frankreich

und Deutschland — Britannien gegenüber versagte seine Überredungskunst —, bei Japan in dem Sinne vorstellig zu werden, daß »der Besitz der von Japan beanspruchten Halbinsel Liaotung eine fortgesetzte Bedrohung der Hauptstadt Chinas sein, gleichzeitig die Unabhängigkeit Koreas illusorisch machen und fortan ein stetes Hemmnis für den Frieden des Fernen Ostens bilden würde.« Infolgedessen dürfe Japan sich das betreffende Gebiet nicht aneignen.

Gegen die drei europäischen Mächte zu kämpfen, sah sich Japan außerstande, so daß es schließlich auf seinen Landzuwachs in der Mandschurei verzichtete und sich mit einer Erhöhung der von China zu zahlenden Kriegsentschädigung um 3000000 Taels zufrieden gab. Aber diese „dreifache Einmischung“ verwundete seinen Stolz aufs tiefste — besonders da Rußland, Frankreich, Deutschland und England sich innerhalb dreier Jahre je ein Stück chinesisches Gebiet nahmen.

Japan erntete durch diesen Krieg greifbare und ungreifbare Ge-
winne. Es erhielt von China eine Entschädigung von 23000000
Tael, das heißt die gesamten Kriegskosten, ferner Formosa und
die Pescadores oder Fischerinseln. Als weniger Greifbares erlangte
es Chinas Anerkennung der Unabhängigkeit Koreas und die Be-
stätigung als »meistbegünstigte Nation« in China, wodurch es
auf eine Stufe mit den westlichen Mächten gestellt wurde. Dank
dieser Klausel über die »meistbegünstigte Nation« öffnete Japan
sich und anderen vier neue Vertragshäfen und sicherte sich und
anderen das Recht, Faktorien in China zu erbauen — ein für die
Zukunft ungemein wichtiger Punkt.

Zehn Jahre später focht es seinen Zwist mit Rußland aus und
besiegte das gewaltigste Reich des Westens. Geldlichen Gewinn
brachte dieser Sieg ihm nicht, wohl aber die Rechte, die Rußland
von China in der Südmandschurei erworben hatte. Jetzt saß es fest
verschanzt auf dem asiatischen Kontinent und nahm einen neuen
und ehrenvollerden Platz unter den Weltmächten ein. Feierlich ver-
pflichtete es sich, die Unabhängigkeit Koreas zu achten, aber 1910
annektierte es das Land plötzlich und bestätigte somit die Richtig-
keit des Urteils der drei Mächte vom Jahre 1895, daß Japans
Anwesenheit in der Mandschurei »die Unabhängigkeit Koreas
illusorisch machen würde.« Spätere japanische Handlungen haben

auch die Richtigkeit des übrigen Teils jener Prophezeiung erwiesen.

So wurde das winzige Inselkönigreich vor der Küste des gewaltigen Chinas allmählich die mächtigste Militärnation des Fernen Ostens und vermehrte mit seinen Kanonen jene des Westens, die Chinas Mauer bombardierten.

8. Der Höhepunkt

Trotz ihrer eigenen Siege über China hatten die europäischen Regierungen noch immer ein gewissermaßen als Hemmschuh wirkendes Gefühl gehabt, daß das weite China irgendwie doch eine Macht sei, mit der man rechnen müsse. Japans raschen Triumph über den nachbarlichen Koloß nahmen sie jedoch als endgültigen Beweis für Chinas gänzliche Ohnmacht hin und begannen sofort »Einflußsphären« für sich selbst anzumerken und von China Pachtland, Eisenbahnkonzessionen und andere Bewilligungen zu erpressen, die sie in strategisch vorteilhafte Stellungen bringen sollten, so daß sie bei der anscheinend unvermeidlichen demnächstigen Teilung Chinas das bekamen, wonach es sie gelüstete.

Rußlands Interesse galt der Mandschurei. England liebäugelte mit der nordchinesischen Küste, dem Yangtse-Tal und dem Festland gegenüber von Hongkong. Frankreich wünschte, von dem benachbarten Indochina aus, wo es schon festen Fuß gefaßt hatte, seinen Einfluß im Südwesten zu verbreiten, um dann allmählich in das Hinterland nördlich des Yangtse zu gelangen. Deutschland schien es, als ob sich das Eindringen in China von der Schantung-Halbinsel aus gut bewerkstelligen ließe. Und jeder überwachte den andern mit eifersüchtigen Augen.

Die von China erpreßten Bewilligungen lassen sich in drei Arten zerlegen: Pachtungen von Gebietsstückchen, die als Torweg für den Handel und, wenn wünschenswert, für militärischen Einbruch in das Innere dienen konnten; Konzessionen für den Bau von Eisenbahnen, die — abgesehen davon, daß sie an sich einträglich waren — der Ausbreitung des Handels und andern Zwecken nützten; Darlehen an China, die, falls es zerstückelt werden sollte, die Grundlage für einen Gebietsanspruch und ferner eine Entschuldigung für die Einmischung in Chinas innere Angelegenheiten gaben, wenn fortgesetzte Mißwirtschaft die Anleihen

gefährden würden. Sämtliche Pachtungen galten für neunundneunzig Jahre, ausgenommen die eine, die Rußland auf der Spitze der Liaotung-Halbinsel mit ihren herrlichen beiden Häfen Port Arthur und Dalny, dem heutigen Dairen, innehatte. Dieser Pachtvertrag lief ursprünglich für die Dauer von fünfundzwanzig Jahren, aber niemand erwartete, daß der russische Bär nach Ablauf des Vierteljahrhunderts das Feld räumen würde. Die Eisenbahnkonzessionen waren so aufgesetzt, daß die ausländischen Interessenten in der Form von Darlehen so ziemlich das ganze Geld hergaben und bis zur erfolgten Rückzahlung über den Bau und den Betrieb der Linien unumschränkt bestimmen konnten, obgleich diese dem Namen nach einen Teil des chinesischen Staats-eisenbahn-Systems bildeten.

Andere Darlehen sicherten den Ausländern für einen langen Zeitraum die Herrschaft über die Zollverwaltung. Diese Darlehen wurden 1896—1898 von Rußland, England, Deutschland und Frankreich aufgebracht, um China die pünktliche Zahlung seiner Kriegsentschädigung an Japan zu ermöglichen. Indem die europäischen Mächte das Geld vorstreckten, beraubten sie Japan der Aussicht, Chinas finanzielle Verpflichtungen als Hebel zur Einflußgewinnung zu benutzen, und brachten jenen Hebel in ihre eigenen Hände. Indem sie sich als Sicherheit die Zölle verpfänden ließen, die dank der Ehrlichkeit und Tüchtigkeit der Steuerverwaltung die zuverlässigste Einnahmequelle der chinesischen Regierung waren, erhöhten sie die Wirksamkeit des Hebels.

Dieses Gezerre und Gebalde der Mächte und privater westlicher Interessenten, um möglichst fette Bissen zu erhaschen, bevor China als unabhängige Nation vollständig verschwände, begleitete kein neuer bewaffneter Angriff. Indes wurde das Wettrennen selbst, das sich zwischen 1896 und 1899 vollzog, sehr passend die Schlacht um die Konzessionen genannt. Als sich der Rauch dieser Schlacht verflüchtigte, hatten sich die vier bedeutendsten europäischen Mächte in den erstrebten Stellungen fest verankert.

Rußland freute sich über sein Pachtgebiet bei Dalny und Port Arthur sowie über die Bahnrechte, die ihm einen starken Einfluß auf die Mandschurei gewährten. Großbritannien hatte sich im Hafen Weihaiwei an der nördlichen Seite der Schantung-Halbinsel, von wo es Rußland in Port Arthur gut beobachten konnte, ein-

genistet und sich zudem das Recht gesichert, eine Bahnlinie von Peking in die Mandschurei hinauf zu bauen; ferner hatte es sein Pachtgebiet von Kowloon (Kaulung) gegenüber von Hongkong erweitert und das Versprechen erhalten, daß stets ein Engländer an der Spitze der Zollverwaltung stehen würde, so lange der englische Handel mit China größer sei als der irgendeines anderen Landes. Das Knurren des britischen Löwen, das laut wurde, wenn die übrigen Europäer ihren Blick auf das Yangtse-Tal richteten, ließ ferner eindeutig erkennen, daß Britannien keine Einmischung in das duldet, was es als seine besonderen Handelsvorrechte dort betrachtete. Frankreich pachtete das Gebiet von Kwangtschouwan an der südwestlichen Küste und sicherte sich das Recht auf den Bau zweier wichtiger Eisenbahnen: eine von Indochina in die Provinz Yünnan hinein, und eine zwischen Peking und Hankou, durch den westlichen Teil der nordchinesischen Ebene. Deutschland besaß einen Pachtvertrag über den schönen und leicht zu befestigenden Hafen von Tsingtau, unweit der Spitze von Schantung, und überdies Minen- und Eisenbahnrechte in dieser Provinz, die seine Oberherrschaft gewiß machten, sobald es ihm ernstlich darum zu tun war.

Italien, das ebenfalls ein Pachtgebiet nebst anderen wichtigen Konzessionen wünschte, wurde abgewiesen. Japan aber sah mit wachsender Entrüstung, wie die Westmächte just das taten, was man ihm selbst 1895 verwehrt hatte. Die Regierung der Vereinigten Staaten hielt sich dem Wettkampf fern, doch erwarben amerikanische Privatleute etwas vage, aber ausgedehnte Rechte auf den Bau von Bahnlinien südlich und westlich des wichtigen Binnenhafens Hankou.

Monat für Monat, fast Woche für Woche, steigerte sich die Erwartung, daß irgend etwas geschehen würde, das einen bewaffneten Zusammenstoß und die Teilung Chinas beschleunigen würde. Dann ereignete sich 1898 eine Explosion, die zwar nicht die Teilung brachte, immerhin aber das Bild veränderte. Es war die Explosion, die das amerikanische Kriegsschiff *Maine* im Hafen von Havanna versenkte und zum Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien führte. Das amerikanische Pazifikgeschwader jagte nach den Spanien gehörenden Philippinen, und Admiral Dewey lief in die Manilabucht ein, um dort die spanische Flotte an-

zugreifen, die er auch vernichtete. Hierdurch fielen den Vereinigten Staaten Gebiete zu, die ihr Interesse für den Fernen Osten weckten, und kurz darauf schon griff Washington in die Schlacht um die Konzessionen in China ein. Bei all dem vielen Gerede über »Einflußsphären« und dem Haschen und Gieren nach Sondergebieten und Sonderrechten hier und dort sah es fast so aus, als ob Amerika von dem Handel mit China ausgeschaltet würde. Daher sandte Staatssekretär Hay am 6. September 1899 die erste seiner berühmten „Offenen-Tür-Noten“ an die europäischen Großmächte ab. Er verlangte einfach, daß die Mächte sich verpflichteten, den gesamten Handel gleich zu behandeln, gleichgültig welche Nationalität, welche Häfen oder »Einflußsphären« dabei in Frage kämen. Daß Chinas Unversehrtheit bewahrt werden solle, erwähnte Hay nicht eigens, doch forderte er Erklärungen, daß die Zoll-eintreibungen weiterhin China obliegen würden, woraus ja seine Absicht hervorging, China zum mindesten als Steuereinnehmer am Leben zu lassen.

Das Prinzip der „Offenen Tür“ war nicht neu. Auch die Vertragsklauseln über »die meistbegünstigte Nation« berücksichtigten es. Jedoch half Staatssekretär Hays Wiedererwähnung dieses Prinzips zu jenem besonderen Zeitpunkt, die Zerstückelung Chinas hinauszuschieben, wenngleich kaum ein Zweifel darüber bestehen kann, daß hauptsächlich gegenseitiger Neid und Eifersucht und nicht Ehrerbietung vor den Vereinigten Staaten oder China die europäischen Mächte zur Annahme des amerikanischen Vorschlags bewogen.

Aber was sie auch treiben mochte — zur wirklichen Probe, ob China aufgelöst werden würde, kam es erst in den Verhandlungen, die dem Boxeraufstand im Sommer 1900 folgten.

Verdrüß über die offenkundige Angriffslust der Fremden, Haß gegen die entartete Mandschu-Dynastie, Abneigung gegen die Missionare, mehr oder weniger blinde Empörung, verursacht durch die außergewöhnliche Armut und das Elend unter den breiten Volksmassen — all dies wirkte bei jenem Aufstand mit. Er begann als Auflehnung eines Geheimbundes gegen die Mandschus, wurde indes von den letzteren geschickt auf die Abendländer abgelenkt. Aufgeklärte Vizekönige und Provinzgouverneure verhinderten in ihren Bezirken meistens Angriffe auf die

Fremden, so daß das tatsächliche Morden sich auf einen verhältnismäßig kleinen Landstrich nahe der Hauptstadt beschränkte. Aber die Kaiserin-Witwe und ihre mit Blindheit geschlagenen Ratgeber, von denen noch die Rede sein wird, begingen die ungeheuerliche Dummheit, an der Belagerung der ausländischen Gesandtschaften Regierungstruppen teilnehmen zu lassen.

Sehr rasch hoben die alliierten fremden Streitkräfte die Belagerung auf. Die Regierung Chinas hatte sich jedoch des unverzeihlichen Unrechts schuldig gemacht, die diplomatischen Vertreter der ausländischen Mächte anzugreifen. Dafür, hieß es, müsse China büßen.

Die Verhandlungen begannen im Herbst 1900. Li Hung-tschang, der schlaue Alte, sprach für China und tat, was in seinen Kräften stand, um die Strafe zu mildern. Zuerst beabsichtigte man, jeder westlichen Macht ein großes Gebiet chinesischen Bodens zu geben, so daß nur ein kläglicher Rest eines sogenannten unabhängigen Chinas übriggeblieben wäre. Jedoch die amerikanischen Vertreter widersetzten sich einem solchen Beginnen, und ihre Bundesgenossen in dem Kampf um Chinas Integrität wurden die gegenseitige Eifersucht der europäischen Mächte sowie Li Hung-tschang's Geschicklichkeit, die eine Macht gegen die andere auszuspielen. Nach endlosem Hin und Her kam es am 7. September 1901 schließlich zur Einigung. Das Reich China blieb bestehen, verlor nichts von seinem Gebiet, mußte sich indes ein Bußgeld in der bedenklichen Höhe von 450000000 Taels (ungefähr 333 000 000 Dollar), zahlbar in Raten, die auf neununddreißig Jahre verteilt wurden, gefallen lassen. Entschädigungssumme und Zinsen zusammengerechnet, machten annähernd 900 000 000 Taels aus, ein Kapital, das die chinesische Regierung finanziell lähmte, denn nach Bezahlung der Raten, für die man wiederum die Zolleinnahmen benutzte, stand der Regierung selbst kaum noch etwas zur Verfügung.

Dieses Übereinkommen bezeichnet in dem westlichen Druck auf China den endgültigen Übergang von territorialer zu wirtschaftlicher Ausdehnung. Seit 1901 hat sich keine abendländische Macht ein neues Gebiet im Fernen Osten angeeignet. Soweit der Westen in Betracht kommt, endigte die Gefahr der Zerstückelung Chinas, als die Westmächte die Gelegenheit, die ihnen der Boxeraufstand verschaffte, nicht benutztten. Japans territoriale Ausdehnung dauerte hingegen fort.

DER DYNASTISCHE ZUSAMMENBRUCH

Als der Kaiser Hsien Feng, durch den Vormarsch britischer und französischer Truppen bis in die Tiefen seiner zaghafte Seele erschreckt, 1860 aus Peking floh, begleitete ihn die fünfundzwanzig Jahre alte Mutter seines einzigen Sohnes. Vierzig Jahre später zog diese selbe Frau die billige blaue Baumwollkleidung des chinesischen Bauern an, kletterte in einen plumpen Pekinger Karren und schlüpfte, weil sich westliche Truppen der Hauptstadt näherten, ebenfalls zum Stadttor hinaus.

Die junge Frau von 1860 trug den wohlklingenden Namen der unbedeutenden Sippe, von der sie als künftige Konkubine des Kaisers an den Hof gekommen war: Yehonala. Die Frau von 1900 kannte die ganze Welt als die despotische Herrscherin Chinas: die Kaiserin-Witwe Tze Hsi.

Den ersten Schritt aufwärts tat Yehonala, als sie 1856 dem Kaiser seinen ersten und einzigen Sohn schenkte. Und den Vorteil ihrer Stellung als Mutter von des Kaisers einzigm männlichem Nachkommen reichlich ausnutzend, verfügte sie bei Hofe bald über mehr Einfluß als der schwache, liederliche Kaiser selbst. Sie machte sich viele Feinde, den Kaiser inbegriffen, aber sie nannte auch eine Anzahl ergebener Anhänger ihr eigen.

Die Flucht im Jahre 1860 diente ihr dazu, Hüterin des kaiserlichen Siegels zu werden, und als der Kaiser 1861 starb, riß sie die Herrschaft an sich. Auf dem Sterbebette hatte ihr Gemahl ein Dokument geschrieben, das sie zum Tode verurteilte ... Das Dokument verschwand. Er hatte seinen und Yehonalas Sohn als Erben bezeichnet, ernannte jedoch in einem Nachtrag zwei Prinzen und einen Stammverwandten zu Vormunden des Kindes ... Yehonala verweigerte die Herausgabe des kaiserlichen Siegels zur Beglaubigung der nachträglichen Verfügung. Darauf planten die drei vorgesehenen Regenten ihre Ermordung auf dem Rückwege nach Peking, aber ein Kindheitsgespiele, der nun eine Abteilung der kaiserlichen Garde befehligte, rettete sie. Sofort ordnete Yehonala die Hinrichtung der drei Feinde an, ernannte an ihrer Statt sich selbst, des Kaisers erste Gemahlin und einen seiner Brüder zu Regenten — und herrschte.

So wurde die Tochter eines bescheidenen Bannerherrn die

»Westliche Kaiserin-Witwe« und erlangte den ersten vieler Ehrentitel: »Tze Hsi« oder »Mütterlich und Glück verkündend«. Offiziell stand sie unter der ersten Gemahlin, die man »Östliche Kaiserin-Witwe« nannte und mit dem Titel »Tze An« oder »Mütterlich und Friedvoll« bezeichnete; doch in Wirklichkeit war sie die Herrin des Hofes.

Aus dieser Stellung ließ sie sich bis zu ihrem Tode im Jahre 1908 nicht verdrängen. Ihr Sohn, der Kaiser T'ung Tschi, im Jahre 1873 mündig geworden, übernahm dem Schein nach die Zügel der Regierung, tatsächlich aber führte sie Tze Hsi. 1875 starb der Kaiser, als letztes anordnend, daß die Macht seiner Mutter gebrochen werden sollte. Die erste Gemahlin T'ung Tschis war, als ihn der Tod dahinraffte, schwanger. Allein bevor das Kind zur Welt kam, „verübte sie Selbstmord“. Tze Hsi wünschte nicht, daß ihr durch einen direkten Erben Ungelegenheiten erwüchsen. Sie hatte ein anderes Kind zum Nachfolger ernannt, Kuang Hsü, so daß ihre Regentschaft fortduern konnte, und wie man sich zutuschelte, war es ihr eigener illegitimer Sohn, den sie einem schönen Kellner verdankte. 1881 starb mit verdächtiger Plötzlichkeit die ältere Kaiserin-Witwe. Acht Jahre später erreichte der junge Kuang Hsü das Alter, wo er selbst hätte regieren können; Tze Hsi aber ließ sich das Zepter nicht entreißen. Im Jahre 1898 versuchte er daher, den »Alten Buddha«, wie Tze Hsi genannt wurde, zwangswise zum Rücktritt zu bewegen, aber diese drehte mittels der hilfreichen Verräterei Yuan Schi-k'ais, des nachmaligen ersten Präsidenten der chinesischen Republik, den Spieß um und sperrte Kuang Hsü für den Rest seines Lebens als vernachlässigten, bespöttelten Gefangenen in sicheren Gewahrsam. Als dann ihre eigene letzte Krankheit kam, erkrankte auch der Kaiser und starb, vielleicht mit ihrer Hilfe, einen Tag vor ihr. Jedenfalls vermochte sie ein altes Versprechen einzulösen und den Sohn eines alten Freundes zum nächsten Kaiser von China zu machen, indem sie einen vierjährigen Knaben zum Thronfolger bestimmte — unter der Regentschaft seines Vaters.

Jener Knabe erlebte viele Wechselseiten, unter anderem auch seine Absetzung, als Yuan Schi-k'ai 1912 den Sturz der Mandschus herbeiführte, aber niemals erlebte er die Verwirklichung seiner Sehnsucht, bescheiden als gewöhnlicher Bürger in China leben zu

dürfen. Statt dessen wurde er am 1. März 1934 durchaus gegen seinen Willen auf den Thron erhoben, den japanische Bajonette in der Mandschurei errichtet hatten, und begann als der Kaiser Kang Teh — in Wirklichkeit als eine Drahtpuppe — im Lande seiner Mandschu-Vorfahren zu regieren.

Daß Tze Hsi die schlauste und herrischste Person am ganzen kaiserlichen Hof gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel. Daß sie keine Gewissensbisse und keine Barmherzigkeit kannte, wenn es galt, jemanden, der ihre Macht vielleicht bedrohen konnte, aus dem Wege zu räumen, steht ebenfalls fest. Daß sie jedoch auch gewisse wertvolle Eigenschaften gehabt hat, geht aus der Tatsache hervor, daß sie die Treue einiger der fähigsten Männer Chinas gewann und sich zu erhalten verstand — Männer, die bestimmt nicht aus Furcht allein treu gewesen wären.

Aber die Annalen ihrer Geschichte zeigen mit greller Klarheit, daß sie nicht im geringsten die wirkliche Bedeutung der Anwesenheit jener britischen und französischen Truppen begriff, vor denen ihr Gatte 1860 schlotternd geflohen war, daß sie nicht die dringende Notwendigkeit sah, den ganzen Regierungsbetrieb zu reorganisieren, damit eine tüchtige, rechtschaffene und weitsichtige Verwaltung ein geordnetes China auf den ihm gebührenden Platz unter den Nationen der Welt führen konnte. Sie haßte die Abendländer zeit ihres Lebens und verachtete sie als die geringsten aller Barbaren. Dieser Haß und diese Verachtung ließen sie auch den ungeheuren Schnitzer begehen, sämtlichen westlichen Fremden im Lande den Garaus machen zu wollen. Sie hätte genug kluge, taugliche Männer gefunden, mit denen sie imstande gewesen wäre, ein blühendes, friedvolles China zu schaffen, aber sie zog bigotte Sippenangehörige und ränkesüchtige Eunuchen als Ratgeber vor, wodurch sie China rasch tiefer in das Tal des Wirrwarrs riß.

Vier Jahrhunderte vorher hatte Nurhatschi, der Mandschu-Eroberer, als er mit seinem Stamm den Pfad zum Throne Chinas beschritt, einen seiner erbittertsten Kämpfe mit der Sippe der Yehonala an der mongolischen Grenze auszufechten. Nachdem dann die Mandschus ihr Ziel, den Drachenthron, erreichten, erhob sich ein Wispern, daß eine Jungfrau aus dieser Sippe den Sturz der Dynastie verursachen würde. Jene Prophezeiung erfüllte das Yehonalamädchen, das die Kaiserin-Witwe Tze Hsi wurde.

1. Mißbrauchte Gewalt

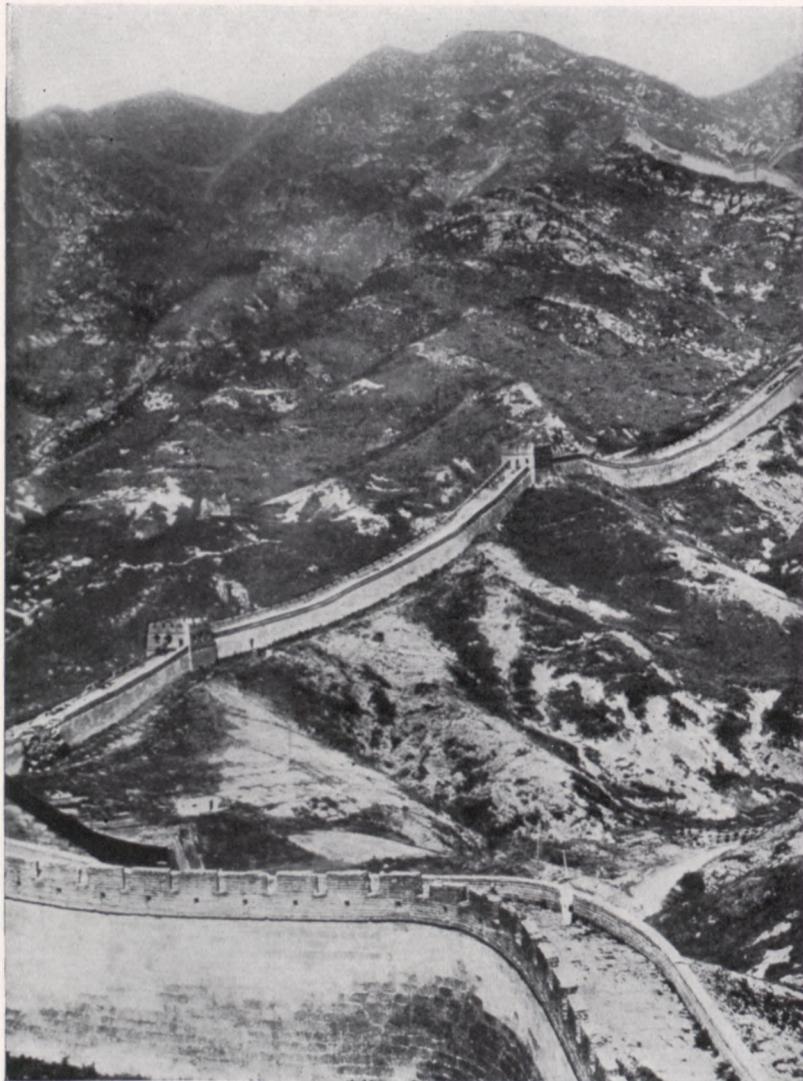
Die ersten Jahre nach dem Tode ihres Gemahls benutzte sie dazu, um sich die Treue fähiger Männer zu sichern. Tseng Kuo-fan, der bei der Vernichtung der T'ai P'ing-Rebellen die Hauptrolle spielte; Tso Ts'ung-tang, der Tseng half und dann den mit der Besiegung Yakub Begs und seiner mohammedanischen Empörer endigenden Feldzug im Nordwesten führte; Tschang Tschih-tung, der so dringend riet, man möge genau erwägen, ob der Westen nicht vielleicht doch einiges lehre, das China stark machen würde; Li Hung-tschang, der zuerst als einer von Tsengs tüchtigsten Mitarbeitern hervortrat und nachher als Vizekönig in Tientsin die auswärtigen Beziehungen Chinas pflegte und seinen Landsleuten den Vorteil moderner Fabriken, moderner Eisenbahnen, moderner Dampfschiffe und modern ausgerüsteter und ausgebildeter Soldaten klarmachte; Liu K'un-yi, dessen strenge Redlichkeit in China sprichwörtlich wurde — mit all diesen großen Männern arbeitete Tze Hsi, was die inneren Angelegenheiten anbelangte, Hand in Hand. Und ihr und ihnen gelang es auch, der Regierung in Peking zeitweilig etwas von ihrer alten Autorität zurückzugeben.

Doch sogar mit diesen Führern gab es Zwistigkeiten, sobald Fragen über Chinas Verhältnis zu den Abendländern auftauchten. Für die Kaiserin-Witwe Tze Hsi blieben diese lämmelhafte Barbaren, die fraglos eine Plage waren, aber nimmermehr eine ernsthafte Bedrohung oder ein Menschenschlag, der etwas besaß, was China benötigte. Sogar Japans Sieg über China änderte an Tze Hsis Haltung nichts. Sie lächelte überlegen, wenn Tseng und Tso, Tschang und Li, auf deren Treue und Tüchtigkeit sie baute, ihr vorstellten, man könne den Gefahren aus dem Westen nur begegnen, wenn man die Geheimnisse westlicher Macht lerne und sich dann ihrer selbst bediene. Und noch viel unwirscher fertigte sie jene ab, die auf eine Reorganisation chinesischer Regierungsmethoden und chinesischer Erziehung nach westlichen Richtlinien drängten.

Aus eigenem Antrieb und bisweilen mit umständlichen Vorsichtsmaßregeln, um ihr Tun vor Tze Hsi zu verbergen, bauten Tseng, Tschang und Li Arsenale, riefen Militärschulen ins Leben, engagierten westliche Militärs, damit sie chinesische Soldaten in

Tal mit kunstvoll angelegten Reis- und Tee- kulturen, die an den Bergwänden emporsteigen. Der Reis ist die Brotfrucht des Fernen Ostens. Der Teestrauch ist etwa im 4. Jahrhundert n. Chr. aus Hinterindien nach China gekommen, und erst vom 7. Jahrhundert an wurde der Tee dort allgemein gebräuchlich.





Die »Große Mauer« ist mit einer Länge von rund 2450 Kilometern das größte Bauwerk der Erde. Ihre Höhe ist dem Gelände angepaßt und beträgt in der Ebene mit Einschluß der 1,50 Meter hohen Brustwehr rund 16 Meter, an steilen Gipfeln ist sie aber niedriger. Die Dicke beträgt unten 8 Meter und oben 5 Meter. In Abständen sind zweistöckige Türme vorhanden. Die Durchgangstore sind stark befestigt. Die »Große Mauer« hat Jahrhunderte lang Chinas Kultur vor den nomadischen Barbaren bewahrt. Sie wurde im 3. Jahrhundert v. Chr. angelegt. Während der Mongolenherrschaft im 13. Jahrhundert zerfiel sie und wurde unter der Ming-Dynastie wieder hergestellt.

der modernen Kampftechnik unterwiesen — kurz, versuchten alles, um China für einen Waffengang mit dem Westen vorzubereiten. Sie verfaßten Denkschriften, sie befürworteten das Studium westlicher Mathematik und Wissenschaft als Mittel, die Geheimnisse westlicher Macht zu entschleiern; sie traten für einen Wechsel in den amtlichen Prüfungen ein, damit die ehrenvolle Gelehrten- und Beamtenlaufbahn jungen, mit westlichen Kenntnissen ausgerüsteten Männern offenstände.

In derartigen Dingen versagte Tze Hsi den Führern ihre Unterstützung. Eingeschlossen in ihren Palast, gab sie sich niemals die geringste Mühe, von dem, was außerhalb Chinas vor sich ging, ein lebenswahres Bild zu gewinnen. So vollständig wich ihre Meinung von der jener ab, die da sagten, die verachteten Barbaren bedeuteten eine wirkliche Gefahr, daß sie zum Beispiel 1891, als sie die für Verbesserung der chinesischen Marine ausgeworfenen sechzehn Millionen Dollar in die Hand bekam, diese riesige Summe für den Bau eines herrlichen neuen Sommerpalastes bei Peking verwandte.

Diplomatische Beziehungen zu anderen Ländern überließ sie völlig den Beamten des Außenministeriums und Li Hung-tschang, und über Fragen hinsichtlich der in China anwesenden Abendländer beratschlagte sie mit den hartnäckigsten Reaktionären. Umsonst trachtete der älteste Bruder ihres verstorbenen Gemahls, ein weltkluger Mann, ihr die Augen zu öffnen; und auch Jung Lu, einer aus ihrer eigenen Sippe, der ihr schrankenloses Vertrauen besaß, der ihr 1861 das Leben gerettet hatte und dessen Urteil sie bei jeder wichtigen Gelegenheit einholte — auch dieser vermochte sie nicht zu überzeugen, daß die Abendländer sich von halbzivilisierten Grenzstämmen unterschieden.

Als im Frühjahr 1900 die Dinge einer Krisis entgegentrieben, schickte Tze Hsi einen Geheimbefehl an sämtliche Vizekönige und Gouverneure, die Fremden zu töten. Aber zwei Beamte des Außenministeriums, ein Mandschu und ein Chinese, ersetzten in dem Telegramm das Wort „ausrotten“ durch das Wort „schützen“. Gewiß, sie unterschrieben damit ziemlich sicher ihr eigenes Todesurteil, retteten aber das Leben von vielen hundert Ausländern und vielen tausend Chinesen und bewahrten China vor einer unendlich schlimmeren Katastrophe als jener, die kam. Jung Lu verdammte offen und nachdrücklich den Angriff auf die fremden Gesandtschaften

schaften, den Tze Hsi befohlen hatte, und beschwore insgeheim die Provinzialbeamten, das angeordnete Gemetzel nicht auszuführen. Und während die ausländischen Diplomaten in ihren Häusern durch chinesische Regierungstruppen belagert wurden, verhandelten Tschang Tschih-tung und Lin K'un-yi, die beiden mächtigen Vizekönige im Yangtse-Tal, und Li Hung-tschang, Vizekönig in Kanton, direkt mit den ausländischen Behörden, versprachen vollen Schutz für Leben und Besitz der Fremden und erlangten die Zusicherung, daß fremde Truppen nicht in die Provinzen geschickt werden würden, wo man diesen Schutz gewährt hatte.

Ein solches Vorgehen, das den Plänen der Herrscherin stracks zuwiderlief, war unbedingter Verrat. Einige der unbedeutenderen Männer in Peking, die sich Tze Hsis wahnsinnigem Beginnen widersetzen, bezahlten ihre Verwegenheit mit ihren Köpfen. Jung Lu war ein zu alter Freund der Kaiserin-Witwe und zu mächtig, um hingerichtet zu werden, aber Tze Hsi ließ ihn ihren grimmen Zorn fühlen. Tschang, Li, Liu und die kleineren Gouverneure befanden sich allzu weit fort, um sogleich, während der Wahnwitz noch andauerte, ihre Strafe zu erhalten. Doch es beweist den Mut dieser Männer, daß sie offen gegen die gewaltige Tze Hsi Front machten, als sie diese einen verhängnisvollen Fehler begehen sahen.

Während der siebzehn Monate, die sie als Flüchtige von Peking abwesend war, hatte Tze Hsi genügend Muße, ihre Irrtümer abzuwagen. Und wirklich kam sie ein wenig zur Einsicht, daß sie sogar in den inneren Angelegenheiten den chinesischen Vizekönigen nachgeben müsse, die besser als sie begriffen, daß die Welt sich geändert habe und daß deshalb auch China sich einem Wandel nicht entziehen könne. Noch bevor sie wieder in den Mauern Pekings weilte, hatte sie die Verräterei jener, die ihren Befehlen Trotz zu bieten wagten, vergessen und tat den ersten Schritt, um einige der angeratenen Reformen zu verwirklichen.

Aber sie war eine alte, müde, verdrießliche Frau von siebenundsechzig, als sie im Januar 1902 Peking erreichte. Die Kraft und die geistige Beweglichkeit ihrer Jugend fehlten. Vierzig Jahre lang hatte sie, während das Regierungsgtriebe durch Korruption Schaden erlitt und es mit dem Lande bergab ging, jede Reform verweigert. Sie zögerte noch fast weitere sieben Jahre, immer mit höhni-

scher Verachtung auf die Abendländer herabschauend. Hin und wieder dachte sie an die Einführung einer konstitutionellen Regierungsform, und im Sommer 1908 versprach sie endlich, daß in neun Jahren eine Verfassung gewährt werden solle, »die ganz plötzlich die Vorzüge des Regierungssystems anderer Länder einführt und dennoch die Zivilisation Chinas ungeschmälert bewahrt.« Knapp drei Monate später war Tze Hsi tot. Ihre allerletzte Handlung offenbarte, daß sie die Notwendigkeit für eine durchgreifende Änderung in der Führung nicht wirklich würdigte. Sie vermachte den Thron einem Kinde anstatt einem der geeigneten Erwachsenen und bestimmte zum Regenten den engstirnigen, geizigen Prinzen Tsch'un, Vater des Kindes und Bruder des Kaisers, der so zweckdienlich am Tage vor ihrem eigenen Hinscheiden gestorben war.

Früher noch als sie hatten alle die fähigen Führer aus der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts diese Welt verlassen. Weder Tseng Kuo-fan noch Tschang Tschih-tung, weder Li Hung-tschang noch Jung Lu waren zur Stelle, um der Regierung beim Einschlagen eines neuen Kurses zu helfen. Nur ein einziger starker Mann aus Tze Hsis Tagen der Macht lebte noch: der gänzlich gewissenlose, durch und durch selbstsüchtige, verräterische, aber außerordentlich tüchtige Yuan Schi-k'ai.

Mit typischer Dummheit gab der Regent ungesäumt Yuan den Abschied, wodurch er dessen Unterstützung verlustig ging und es gewiß machte, daß Yuan zu gelegener Stunde Rache nehmen würde. Und diese Stunde kam, als sich im Herbst 1911 in dem Tal des Yangtse der republikanische Windstoß erhob. Die Umstände zwangen den Regenten, Yuan zurückzurufen und ihm unumschränkte Vollmacht einzuräumen, die dieser für seine eigenen Zwecke ausbeutete.

Am 12. Februar 1912 wurden kaiserliche Abdankungsdekrete erlassen, die die »Souveränität abtraten, damit sie Besitz des ganzen Volkes sei«, und die fernerhin erklärten, daß »die Verfassung hinfort eine republikanische sein solle.« Dasselbe Dekret betraute Yuan Schi-k'ai mit der Aufgabe, »den Norden und den Süden zu vereinigen, eine provisorische republikanische Regierung zu bilden und hierüber mit den Vertretern des Volksheeres zu beraten, damit dem Volke der Friede und gleichzeitig die vollkommene Un-

versehrtheit der chinesischen, mandschurischen, mongolischen, mohammedanischen und tibetanischen Gebiete erhalten bleibe, die insgesamt einen großen Staat unter dem Namen Republik China ausmachen.«

Es war das Ende der Mandschu-Dynastie, und nun begann der Versuch einer dem Westen nachgeahmten Regierung, in Auffassungen, Formen und Methoden dem Volke Chinas völlig fremd.

Jene herrische, kindische, glänzende, durch keine Gewissensbisse gehemmte, stolze, oft einfältige und immer fesselnde Frau aus der Yehonala-Sippe konnte ihre Unterschrift nicht mehr unter das endgültige Abdankungsdekret setzen. Aber siebenundvierzig Jahre lang, während der Druck auf die Außenseite von Chinas Mauer der Absonderung ständig zunahm und während sich die Breschen in jener Mauer ständig erweiterten, hatte sie unabsichtlich, aber sehr wirksam von innen her an der Mauer gerissen und die Anstrengungen jener vereitelt, die China den durch diesen fortschreitenden Mauereinsturz geschaffenen Bedingungen anzupassen suchten.

DIE NEUEN STRÖMUNGEN

Nicht westliche Kanonen, nicht westliche Erpressung von Sondervorrechten für Fremde in China, nicht westliche Aneignung von chinesischem Gebiet haben zur Umgestaltung Chinas am meisten beigetragen, sondern die westlichen Waren und Ideen, die ins Land hineinfluteten. Sie zerstören das alte China und legen die Fundamente für das neue.

In jedem kleinen Dorf — von den frostigen Grenzen der Wüste Gobi in der Mongolei bis zu den heißen, schlammigen Untiefen des Kanton-Flusses, von der felsigen Spitze Schantungs, die in das Chinesische Meer hinausragt, bis zu den Ufern des Salzsees Kukunor, der tief und blau beinahe in Zentralasien liegt — werden beispielsweise heute Zigaretten verkauft. Sogar eine halbe Zigarette ist erhältlich, wenn einer nur wenige Kupferstücke für diesen Luxus übrig hat. Die Väter der heutigen Zigarettenraucher hatten in ihrer Jugend nie etwas von Zigaretten gehört. Sie benutzten zum Rauchen die alten Wasserpfeifen — und benutzen sie häufig auch jetzt noch — oder die lästigen, langstieligen Pfeifen mit einem winzigen Kopf am Ende, groß genug, um eine Prise Tabak aufzunehmen.

Überall liefert jetzt das Petroleum die Beleuchtung. Kleine Dorfläden oder herumziehende Hausierer verkaufen es — wenn gewünscht, auch löffelweise — den Hausfrauen, die es in winzigen Blechlampen mit gläsernen Zylindern brennen. Freilich, ein strahlendes Licht geben diese Lampen nicht, aber ihre Leuchtkraft übertrifft immerhin jene der rauchenden Flamme eines Dochtes, der in einem irdenen Napf auf Sesamöl schwimmt — die Lampenart, die einstmals die Bauernhütte erhellte.

Neue Ideen haben ebenfalls ihren Weg in die entlegensten Weiler gefunden. Wenn die jungen Leute mit ihren Gefährten plaudern, fallen manchmal Worte aus ihrem Munde, deren Bedeutung für die Väter gänzlich unverständlich gewesen sein würde, Worte wie Lohnabzüge, Tarife, Kapitalismus, Kommunismus und ähnliche. Und während die Dörflerinnen in entrüstetem Ton von den Mädchen in Schanghai und Peiping sprechen, die sich ihr Haar stutzen, in der Öffentlichkeit mit jungen Herren tanzen und sich sogar ihren Gatten selbst auswählen, wissen sie ganz genau, daß

dergleichen mehr und mehr Sitte werden wird. Nicht wenige von ihnen denken zudem im stillen, daß diese neue Freiheit für Frauen eigentlich recht angenehm sei.

Auf jene, denen die alte Art, die Zeit durch einen Blick nach der Sonne festzustellen, nicht mehr behagt, warten in jedem kleinen Marktflecken Armbanduhren. Der Bauer, der zum Verkauf seiner Ernte in der Stadt weilt, kann als Ersatz für das alte Kupfer- oder Eisengefäß, das er und seine Familie seit mehreren Generationen benutzten, eine schimmernde weiße Emaillewanne erstehen — eine Wanne, die, was er allerdings vielleicht nicht weiß, genau denen gleicht, die in allen ländlichen Geschäften der Vereinigten Staaten zu haben sind. Möglicherweise wird er auch statt der ungefügten strohernen Kopfbedeckung einen Filzhut kaufen, wie ihn bereits die Hälfte aller Männer seines Dorfes trägt und wie er in ähnlicher Form und aus ähnlichem Material in New York, London und Berlin getragen wird.

Wenn der städtische Barbier des Dörflers Kopf rasiert — denn sogar der Urgroßvater hat bereits seinen Zopf abgeschnitten — und dabei über die neue Autobuslinie zu reden beginnt, so weiß der Kunde sofort Bescheid, auch dann, wenn er selbst noch nicht in einem derartigen Vehikel gefahren ist. Und wenn ein greiser Krämer seufzend „den guten alten Zeiten“ nachtrauert, wo sich alles gemäß den schicklichen, bewährten Bräuchen vollzogen habe, so hört der junge Mann vom Dorf ihn nachsichtig an, da er weiß, daß alle alten Leute meinen, die Welt sei schlechter, als es tatsächlich der Fall ist; obwohl er, der junge, es bejaht, daß man den Kaiser los wurde und es einmal mit einer Volksregierung versucht.

Derartige neue Dinge und neue Ideen sind bis in das weltenfernste Dörfchen Chinas durchgesickert. Das Wägbare und das Unwägbare können nicht getrennt werden. Neue Waren schaffen neue Wünsche und neue Lebensgepflogenheiten, die wiederum eine neue Denkweise schaffen. Jedes Schiff, das vom Abendland nach China gesegelt ist, hat neben seiner sichtbaren Ladung von Waren seine unsichtbare Ladung von Ideen hingekbracht. Jedes Meter fabrikmäßig hergestellter Stoff, einerlei, ob er aus dem Westen oder aus einer Weberei Chinas stammt, umhüllt seinen Träger mit einer neuen Art des Denkens. Jeder billige Glasspiegel, der an der Lehmwand einer weit im Hinterland gelegenen Bauernhütte

hängt, wirft ein wenig von den Gedanken der Welt zurück, die so himmelweit verschieden von der Welt der bäuerlichen Vorfahren ist, denen entweder überhaupt kein Spiegel oder höchstens eine matte Bronzeplatte zur Verfügung stand. Jedes Klirren der Räder eines Eisenbahnzuges, der durch Chinas Ebenen rollt, jeder Knall in den Zylindern eines Kraftwagens, der auf einem Lehmwege dahinholpert, ist eine Stimme, die neue Gedanken in einem alten Lande ausruft.

Statistiken können uns sagen, um wieviel Chinas auswärtiger Handel zunahm und in welcher Hinsicht er sich wandelte, wie viele moderne Banken gegründet wurden und wie groß ihr Umsatz ist, wie viele Baumwollspindeln in den modernen Fabriken surren, wie viele Meilen von Eisenbahnsträngen und Autostraßen dazu dienen, die Menschen und ihre Habseligkeiten aus dem einstigen engen Kreis ihres Daseins hinauszubefördern, wie viele Kinder diese und wie viele jene Art von Schule besuchen. Zwar sind die Statistiken über China trostlos dürfsig und unzuverlässig; trotzdem aber klären sie uns ein wenig darüber auf, bis zu welchem Grade das Volk neue Waren und Techniken benutzt.

Hinter den Trümmern der Mauer, die zerbröckelt ist, entsteht ein neues China. Wir aber müssen die Ideen jener verstehen, die es aufbauen, denn letzten Endes bestimmen die Ideen in den Hirnen der Menschen und nicht die Dinge in ihren Händen den Lauf der Geschichte.

1. Die Einsicht erwacht

Die Rückwirkung von Chinas Berührungen mit dem modernen Westen durchlief drei Stufen.

Die erste begann mit den allerfrühesten Kontakten und währte bis zur Besetzung Pekings durch britische und französische Truppen im Jahre 1860. Sie wird durch die keinen Unterschied machende Voraussetzung gekennzeichnet, daß alles Westliche unbedingt allem Chinesischen nachstände und im ganzen lästig und nicht wünschenswert sei. Das Ende dieses Entwicklungsabschnittes kam, als die Abendländer die Überlegenheit ihrer Kampfart bewiesen.

Auf der zweiten Stufe schlug der Pendel allzusehr nach der entgegengesetzten Richtung aus. Zuerst in bezug auf Waffenhand-

werk und mechanische Erfindungen, später in bezug auf politische Formen und noch später in bezug auf soziale Sitten und Ideen gestand man die westliche Überlegenheit und die chinesische Minderwertigkeit zu. Wollte China es dem Westen gleich tun oder ihn übertreffen, so mußte es einfach westliche Gebräuche, Maschinen und Methoden nachahmen. Ob diese Gebräuche und Methoden Chinas Bedürfnissen entsprachen, danach fragte niemand.

Am sichtbarsten war die westliche Überlegenheit im Kriegswesen hervorgetreten, und so begann China, emsig westliche Kampftechnik zu erlernen und sich westliche Heeresausrüstungen zu verschaffen. Bald aber machte sich auch die überlegene Wirksamkeit westlicher Dampfschiffe und Maschinen bemerkbar. Die neun modernen amerikanischen Dampfer, die 1865 auf dem Yangtse verkehrten, nahmen den chinesischen Dschonken zum Beispiel rasch den Handel fort, und die Handweber wurden durch die Stapel billiger, maschinell in England verfertigter Baumwollstoffe ruiniert. Aber einige Kanonen, etliche Dampfschiffe, mehrere Fabriken, einige Meilen Eisenbahn- und Telegraphenlinien — sie verschafften China nicht genügend Stärke, um dem Westen Widerstand leisten zu können.

Dann erwachte das Gefühl, daß die Macht des Westens vielleicht aus anderen als rein mechanischen Quellen entspränge. Regierungsformen, Erziehungssysteme, soziale und politische Ideen — ob sie in solchen Dingen wurzelte? Und hiermit setzte die Nachahmung auf diesen Gebieten ein. Das tausendjährige Reich würde anbrechen, dachten eifrige, unerfahrene Reformatoren, wenn eine Verfassung, wie sie westliche Länder besaßen, angenommen oder ein Gesetzbuch nach westlichem Stil eingeführt oder ein westliches Erziehungssystem verordnet worden war. Einige Leute warnten allerdings, daß diese Dinge aus dem Westen nicht für Chinas Verhältnisse paßten und nicht seine Probleme lösen könnten; andere erläuterten, daß Chinas Rettung auf dem langen Wege rückwärts in seine eigene Vergangenheit läge. Doch diese Stimmen gingen in dem stürmischen Geschrei unter, China vermöge einzig und allein durch Nachahmung des Westens stark zu werden.

Das tausendjährige Reich brach natürlich nicht an. Ja, es schien sogar nach den ersten paar Jahren der Republik weiter fort zu sein

denn je. Dann aber gab der Westen selbst im Weltkriege einen überwältigenden Beweis von der Ungesundheit seiner eigenen Zivilisation.

Und nun begann in China die dritte — gegenwärtige — Stufe in der Rückwirkung. Langsam, ganz langsam brach sich die Überzeugung Bahn, daß beim Aufbau des neuen Chinas sowohl der moderne Westen als auch die eigene Vergangenheit benutzt werden müsse. Vom Westen entlehnern? Ja, solche Ideen, die nützlich sind; aber auch dies Entliehene muß den chinesischen Verhältnissen angepaßt werden. Zum alten China zurückkehren? Ja, für solches Material, das fraglos auf dem langen Weg chinesischer Geschichte zu finden ist; aber auch dieses Material bedarf einer den Erfordernissen des heutigen Chinas angemessenen Umformung. Aus dieser Erkenntnis heraus wird jetzt gearbeitet, gesucht, getastet, geschürft. Und die Regierung, die Bankiers, die Kaufleute, die Gelehrten in und außerhalb der Universitäten und Schulen wenden ihre Gedanken und Energien von großartigen paupierlichen Plänen und Entwürfen ab und studieren geduldig und gewissenhaft, was China eigentlich ist und was es zu seiner Auferstehung wirklich braucht.

2. Geburtswehen

Inzwischen erlebt China die Qualen einer neuen Geburt.

Das Leben einer an jahrhundertealte Daseinsbedingungen gewöhnten Nation kann nicht ohne weitreichende und sich lang hinziehende Zerrüttung in neue Bahnen gelenkt werden; ein Viertel der Erdbevölkerung kann nicht innerhalb von fünfsiebenzig Jahren seine ganze Einstellung und seine ganze Auffassung über die Beziehung zu anderen Ländern ändern, ohne daß es zu ernsten Verschiebungen der sozialen Gliederung kommt.

Es wurde China zum Verhängnis, daß in der Schicksalsstunde, als es durch das Läuterungsfeuer des Wiederaufbaus hindurchschritt, jämmerliche oder selbstsüchtige Leute an der Spitze der Regierung standen und daß es den Verfechtern des Wechsels an Erfahrung oder Urteilskraft oder beiden gebrach; daß sie mit schlecht angebrachter Begeisterung vorwärtsstürmten und in dem Wahn befangen waren, die Verkündung etlicher hochklingender Beschlüsse und die Bekanntmachung etlicher in geziemende Worte

gefaßter Gesetze würden im Nu die strahlende Morgenröte eines Neuen Tages herbeiführen.

Und ferner wurde es China zum Verhängnis, daß es so groß in bezug auf Gebietsumfang und Bevölkerung war. Hätte das Volk nur nach einigen Zehn statt nach Hunderten von Millionen gezählt und hätte die Bodenfläche nur soviel Morgen eingenommen, wie es Quadratmeilen waren, so würden sich die Probleme unberechenbar vereinfacht haben. China besaß genügend staatsmännische Führer, um mit den Schwierigkeiten eines Landes wie Japan fertig zu werden, dessen Fläche ein Neunundzwanzigstel und dessen Bevölkerung ein Zehntel von der Chinas betrug. Aber ein Kontinent vermag nicht hurtig die Übereinstimmung zu vollenden, die in einem kleinen Inselreich möglich ist, besonders, wenn das Volk des Kontinents gewohnt war, seine eigenen Angelegenheiten zu verwalten, während das des Inselreiches streng von oben regiert wurde. Ein Dutzend fähiger Männer, über ein eng verknüpftes Verwaltungssystem wie das japanische herrschend, konnte die paar Dutzend Millionen von Japans Bewohnern bevormunden, leiten und vorwärtstreiben. Dagegen würde es vielen Dutzenden fähiger Männer schwer gefallen sein, dies mit Chinas Millionenscharen zu tun, vor allem, weil die Chinesen nicht gewohnt waren, getrieben und gehetzt zu werden.

WIEDERAUFBAU DER REGIERUNG

Im Jahre 1873 begann ein siebenjähriger Junge in einem kleinen Dorfe unweit Makaos die Schule zu besuchen. Sein Vater war ein Bauer; sein Onkel war sein erster Lehrer in der kleinen Klasse, die sich im Dorftempel zusammenfand. Sein erstes Schulbuch war „Die Trimetrische Klassik“, jene Fibel, die seit Generationen jeder gebildete Chinese benutzte, wenn er sich auf den schwierigen Pfad des Lernens begab. Seine erste Aufgabe bestand darin, die Klassik seinem Gedächtnis einzuprägen, mechanisch, ohne Erklärungen, gemäß der überlieferten Weise. Der allererste Satz, den er lernte, hieß (von der oberen rechten Ecke abwärts gelesen):

習性性人
相相本之
遠近善初

Hsi	Hsing	Hsing	Jen
hsiang	hsiang	peñ	chih
yuan	chin	shan	ch'u

Menschen bei Geburt (sind)

Von Natur im Grunde gut

Von Natur (stehen sie sich) gegenseitig nahe

Im Handeln (stehen sie sich) gegenseitig fern.

Auf diese durchaus alltägliche Art fing der Knabe Sun Wen seinen Bildungsgang an — der Knabe, der später die weltgeschichtliche Gestalt Sun Yat-sen werden sollte, der anfeuernde Führer während des wichtigsten Abschnittes der politischen Spaltung der Revolution.

Aber des Knaben Umgebung war selbst in dieser frühen Epoche seiner Laufbahn durchaus nicht alltäglich. Als junger Mann hatte sich sein Vater abenteuerlustig nach der portugiesischen Kolonie

Makao begeben, wo er eine Zeitlang als Schneider arbeitete, und der Onkel und Lehrer hatte in den Reihen der T'ai P'ing-Rebellen gefochten. Nun erhitzte er Suns Phantasie mit Erzählungen, die die Taten der am wenigsten geachteten Mitglieder der chinesischen Gesellschaft, der Soldaten, verherrlichten. Unter diesem Einfluß entzückten den Knaben Kriegsspiele mehr als Beschäftigungen, die sich für jemanden, der die ehrenvolle Laufbahn des Gelehrten einschlagen wollte, besser geziert hätten. Er erschreckte die Eltern, gefiel aber dem Onkel, als er verkündete, er würde als Erwachsener Soldat werden und so lange gegen die Mandschus kämpfen, bis er sich selbst zum Rebellenkaiser aufgeschwungen hätte.

Sechs Jahre dieses üblichen chinesischen Unterrichtes verlebte der Knabe Sun Wen in dieser teilweise unüblichen Umgebung. Dann wurde er, da sein aufrührerisches Reden und kriegerisches Geprahle im Dorf bereits Staub aufwirbelte, zu einem älteren, in Honolulu wohnenden Bruder abgeschoben. Dort verbrachte er weitere fünf Jahre in amerikanisierten Schulen.

Jetzt befand er sich nicht nur außerhalb Chinas, sondern unter Leuten, die, ganz anders als die Chinesen, überwiegend politische Neigungen bekundeten. »Regierung des Volkes, durch das Volk und für das Volk!« klang es um ihn herum. »Die größte Glückseligkeit der größten Mengel!« hörte und las er und wurde er gelehrt. Es sei das Ziel, um das man ringen müsse, und der direkte Weg zu diesem Ziel wäre der Weg politischer Betätigung. Treue schulde man nicht den persönlichen Herrschern, sondern der politisch organisierten Gruppe, Nation genannt, zu der der Bürger gehöre. Jeder gute Bürger weihe sich patriotisch dem Dienste an seiner Nation und wache eifersüchtig über ihre Ehre. Friede und Eintracht unter den Menschen sei zu erreichen durch Zusammenarbeit nach politischen Richtlinien dieser politisch organisierten, souveränen und gleichstehenden Nationen. Solche Ideen erfüllten die Luft, die der Knabe Sun Wen dort in Honolulu zwischen 1879 und 1883 einatmete, und beeinflußten seinen ungewöhnlich scharfsinnigen Geist dermaßen, daß sein Bruder ihn in das heimatliche Dorf zurückschickte, damit er nicht vollständig ein Abendländer würde.

Einige Wochen hörten die Dörfler sein nach ihrer Ansicht wildes Geschwätz über die Notwendigkeit politischer Änderung an.

Dann aber erlaubte er sich, als Geste des Hohns gegen all den veralteten Kram die Hauptstatue im heimatlichen Tempel zu zertrümmern, worauf ihn die Familie, in höchster Bestürzung, von neuem fortbeförderte.

Dieses Mal vertraute man ihm einer englischen Schule — Queen's College — in Hongkong an. Zwei Jahre dort, dann ein Jahr auf einer medizinischen Missionsschule in Kanton, hierauf fünf Jahre in dem britischen Medizinischen College in Hongkong, und 1892 hatte der sechsundzwanzigjährige Sun Wen sozusagen als Abschluß seiner Erziehung ein »Zeugnis der Tüchtigkeit in Medizin und Chirurgie« erhalten. Gleichzeitig aber stand er im Rufe, ein revolutionärer Agitator zu sein.

Jedenfalls trat er mit dem völlig selbstlosen Entschluß ins Leben, China zu retten. Während der langen Jahre des Kampfes, der Gefahr und Enttäuschung, die folgten, büßte er seinen lauteren dynamischen Patriotismus niemals ein. Diese Eigenschaft seines Geistes, diese sittliche Vortrefflichkeit war es, die ihm den Einfluß verschaffte, dessen er sich bald erfreute, nicht seine politische Schlauheit, nicht seine militärische Tüchtigkeit, nicht sein Verwaltungstalent. In diesen Dingen war er schwach; im Charakter war er stark.

Sun Yat-sen beging manche Fehler, und sein Urteil über Menschen und Methoden erwies sich oft als falsch. Dennoch wurde er verdientermaßen im ganzen Lande geachtet und verehrt. Heute ruht seine sterbliche Hülle in einem Mausoleum an den Hängen der Purpurberge bei Nanking und überschaut die Gräber von Chinas letzten chinesischen Herrschern, den Ming-Kaisern. Jenes Mausoleum gehört zu den eindrucksvollsten Baudenkmalen, die Menschen je zur Ehre eines Toten errichtet haben. Und so ziems es sich auch für ein Land, dessen Volk die Ansicht vertrat, daß sittlicher Wert das einzig richtige Fundament für Ehre sei.

i. Bohren von innen her

Bevor Sun Yat-sen geboren wurde, hatten die Anstrengungen der großen Vizekönige eingesetzt, die China das verschaffen wollten, was es ihres Erachtens am nötigsten brauchte: Stärke, um dem Westen zu widerstehen. Stärke? Was konnte sie China besser verleihen als westliches Kriegsmaterial?

Infolge dieser Einstellung waren die ersten modernen Fabriken, die die chinesischen Behörden erbauten, Arsenale für die Herstellung moderner Waffen, und die ersten Ergänzungen chinesischer Erziehung, die von ihnen eingeführt wurden, waren westliche Militärtaktik und besonders auf militärische Aufgaben zugeschnittene Mathematik.

Li Hung-tschang baute ein Arsenal in Schanghai; Tso Ts'ung-tang eins in Futschou. Beide verpflichteten Ausländer, damit sie Mathematik, vor allem Geometrie lehrten. Tseng stand bei der Übersetzung des zweiten Teils von Euklids Geometrie Pate — den ersten Teil hatte Matteo Ricci zweihundertfünfzig Jahre früher bereits übersetzt — und veröffentlichte das Ganze eingestandenermaßen zu dem Zweck, das Studium der Mathematik für militärischen Gebrauch anzuregen.

Es wurden auch Schritte unternommen, um das direkte Verhandeln mit den Westmächten zu erleichtern. Zum Beispiel wählte man 1867 Anson Burlingame, der gerade sein Amt als amerikanischer Gesandter in China niedergelegt hatte, zum Führer einer Mission, die nach den Vereinigten Staaten und nach Europa reisen und dort Chinas Sache verfechten sollte. Zwischen 1872 und 1875 schickte die kaiserliche Regierung hundertzwanzig Knaben zur Erziehung nach Amerika; allerdings rief man sie bald darauf wieder in die Heimat zurück, da die Befürchtung entstand, sie könnten dort draußen mit allzu revolutionären Ideen verseucht werden. Andere Studenten gingen aus eigenem Antrieb oder auf Veranlassung der Provinzialverwaltungen nach Europa oder Japan, in der Hoffnung, etwas von westlicher Zivilisation zu erlernen. Ferner gründete man eine Schule, der die Ausbildung junger Chinesen in westlichen Sprachen, Gesetzen und diplomatischem Verfahren oblag.

Allmählich wandten die Vizekönige, vor allem Li Hung-tschang, sich auch dem Bau von Dampfschiffen, Fabriken, Eisenbahnen und Telegraphenlinien zu. Sie wünschten diese Neuerungen für friedliche Zwecke. Aber die treibende Kraft hinter all diesen Bemühungen, die mechanischen Erfindungen des Westens zu besitzen, war dennoch der Wunsch, China so stark zu machen, daß es dem westlichen Eindringen zu widerstehen imstande sei. An die Überlegenheit chinesischer Zivilisation in Moral und Kultur glaubten

alle jene Männer felsenfest; sie wollten diese innere Stärke und Überlegenheit durch die äußere, rohere Stärke ergänzen, die nach ihrer Meinung das einzige war, was der Westen China lehren könne. Waffen natürlich zuerst; dann Dampfer, Fabriken, Maschinen, Eisenbahnen, Telegraphen und das übrige, weil dies alles direkt der militärischen Stärke half und indirekt als Widerstand gegen den Westen nützte. Erziehung vom Westen, natürlich; aber Erziehung lediglich in den praktischen Dingen, weil China nur diese allein zu lernen brauchte.

Das war der Geist, der die Männer beherrschte, die in den letzten vier Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts die Modernisierung Chinas in die Wege zu leiten suchten. Deutschland betrachteten sie als die westliche Nation, deren Studium sich am meisten lohnte, weil es sich als ein so ausgezeichneter Kämpfer in seinen Kriegen mit Österreich und Frankreich erwiesen hatte. Japan galt als bewunderungswürdiges Vorbild, weil es die westlichen Techniken so erfolgreich gelernt hatte, daß es 1895 China selbst zu besiegen vermochte.

Macht begehrten diese Männer vom Westen; nicht Kultur, nicht sittliche Werte, nicht Religion, nicht Zivilisation, nicht Verbesserung des Loses der breiten Massen Chinas. Macht, um dem „barbarischen“ Westen mit barbarischer Tüchtigkeit entgegenzutreten — schien es doch, als ob allein barbarische Methoden den Westen beeinflussen könnten!

Tschang Tschih-tung verlieh dieser Auffassung in einer Sammlung von 1898 veröffentlichten Aufsätze Wort. Dreierlei müsse getan werden, führte er aus. »Das erste ist, die regierende Dynastie zu erhalten; das zweite, die heilige Religion (konfuzianische) zu bewahren; und das dritte, die chinesische Rasse zu schützen. Diese drei Punkte sind untrennbar verbunden; tatsächlich bilden sie einen einzigen.« Und in einem Auszug jener Aufsätze redet er über »Vier Ziele der Erkenntnis« und führt aus:

- »1. Kenne die Scham, nicht wie Japan, die Türkei, Siam und Kuba zu sein.
2. Kenne die Furcht, daß wir wie Indien, Annam, Burma, Korea, Ägypten und Polen werden könnten.

3. Erkenne, daß wir, wenn wir nicht unsere Gepflogenheiten wechseln, nicht unsere Methoden reformieren können und daß wir, wenn wir nicht unsere Methoden reformieren, nicht die modernen Werkzeuge des Krieges benutzen können.
4. Kenne, was wichtig ist. Das Studium des Alten drängt nicht; aber der Bedarf an Männern mit nützlichen Kenntnissen ist dringend.
5. Kenne, was grundlegend ist. Befindest du dich draußen, so vergiß nicht dein eigenes Geburtsland, siehst du fremde Sitten, so vergiß nicht deine Eltern; und vergiß nicht über manchem Wissen und mancher Findigkeit die heiligen Weisen.«

Tschang Tschih-tung wird auch ein Ausspruch zugeschrieben, der weite Verbreitung erlangte: »Chinesisches Lernen ist für die Orientierung; westliches Lernen ist für den praktischen Gebrauch.«

Dann brachte das Jahr 1898 die „Hundert Tage“, die das erste von vielen Beispielen lieferten, wieviel Schaden entstehen kann, wenn vaterlandsliebende, begeisterte, doch völlig erfahrungsarme Jünglinge ihre Hand auf die Zügel der Regierung legen und über Nacht versuchen, die Welt nach ihres Herzens Wünschen umzukrempeln.

Dieser Versuch vollzog sich in Peking, und ganz im Gegensatz zu Sun Yat-sen, der gerade seine unverblümte revolutionäre Tätigkeit in der Nähe Kantons begonnen hatte, trachteten diese Verbesserungssüchtigen eher durch den Mandschu-Kaiser zu wirken, als die Dynastie vom Throne zu stürzen. Dem Namen nach hatte Tze Hsis Regentschaft neun Jahre zuvor, als Kuang Hsü mit siebzehn mündig wurde, geendet; doch in Wirklichkeit herrschte die alte Kaiserin nach wie vor. Nun wußte sich eine Gruppe junger Schwärmer, von denen die meisten in Japan gewesen waren, Gehör bei dem ebenfalls jungen Kaiser zu verschaffen und überredeten ihn zu einem kühnen, selbständigen Schlag.

Zwischen dem 11. Juni und dem 22. September 1898 flatterten in rascher Folge kaiserliche Edikte aus dem Palaste. Sie verlangten umfassende, wagehalsige Veränderungen in dem Beamtenystem, in der Armee, im Erziehungswesen, kurz bei Einrichtungen aller Art. Als Schulaufgaben über die theoretische Darlegung politischer Ideale hätte man diese Edikte ausgezeichnet nennen müssen. Als

Anweisungen, die sofort in der Praxis ausgeführt werden sollten, waren sie mehr als aussichtslos. Sie berührten sämtliche Klassen der chinesischen Gesellschaft, vom Bauern bis zum höchsten Würdenträger. Verfaßt von einem visionären Schwärmer und einem grünen, ungeübten Schwächling, entfesselten sie einen allseitigen Sturm des Widerspruchs. Die einzige Unterstützung kam von Kantonesen, denen man als Revolutionären mißtraute. Tschang Tschih-tung wehrte milde ab, Li Hung-tschang trat dem Kaiser schroff entgegen; die Sippenmänner der Mandschus sahen sich beiseitegeschoben, und die Kaiserin-Witwe fühlte, daß sogar ihr Leben in Gefahr schwebte.

Einer der Hauptgründe für den Widerstand war, daß die Neuerungslustigen China gänzlich dem Westen nachbilden wollten, sogar in der Regierung und Erziehung. Ein Edikt vom 13. September 1893 zeigt, wie wahllos diese jungen Männer in ihrer Bewunderung für den Westen waren — und wie vollständig sich die Haltung seit K'ien Lungs berühmtem Brief an König Georg III. (1) verändert hatte. Teile des betreffenden Ediktes mögen folgen:

»Die Abendländer sind uns insofern überlegen, als sie mehr Eifer und Ausdauer in der Aneignung von Wissen besitzen ... Abendländer sind klug und weitblickend; sie verschaffen ihren Familien Reichtum und ihren Körpern Behaglichkeit; sie verfügen über das, was den Verstand erhellt und die Person veredelt; sie haben auf Bestellung sogar Langlebigkeit. All diese Dinge verdanken sie ihrem Erziehungssystem ... Wir haben den Segen westlicher Gelehrsamkeit erwogen und studiert, und Tag und Nacht verzehrt sich unser Herz in dem Wunsche, diese Verbesserungen in unserm Lande einzuführen ... Wir sehnen uns danach, unser Volk zu fördern, so daß es sich des Besten erfreuen möge, das die moderne Zeit geben kann. Überdies schließen sich die Nationen um uns zusammen; sie sind gekommen, um wegzunehmen, was wir nicht zu halten vermögen.«

Man kann sich vorstellen, wie ungeheuerlich derartige Sätze der schlauen, herrschsüchtigen Tze Hsi geklungen haben, wie ungeheuerlich den Tausenden von Beamten, die sich vom Lande mästeten, wie ungeheuerlich den Männern des alten Gelehrtenstandes

(1) Seite 120/21.

und des Landadels, die da glaubten, daß alle Weisheit in den konfuzianischen Klassikern destilliert sei, und wie ungeheuerlich sogar den Bauern und Kaufleuten, die allen Glauben an die Mandchu-Dynastie verloren hatten und nichts weiter wünschten, als daß man sie ungeschoren ließ.

Tschang Tschih-tung legte in den bereits erwähnten Artikeln seinen Finger auf die Schwierigkeit: »Wegen ihres Unvermögens, zu schlucken, fehlt es den Konservativen an Nahrung, während die Liberalen einer Schafherde gleichen, die an einer vielfachen Weggabelung angelangt ist und nicht weiß, welche Richtung sie einschlagen soll. Die ersten verstehen nicht, was internationaler Verkehr bedeutet, die anderen haben keine Ahnung, was in chinesischen Angelegenheiten wesentlich ist. Die Konservativen erkennen nicht die Nützlichkeit moderner militärischer Methoden und das Gute eines erfolgreichen Überganges, wohingegen die Fortschrittler, voll Eifer, aber ohne Kenntnisse, mit Verachtung auf unsere weitverbreiteten Lehren des Konfuzius herabschauen . . .«

Die Reformatoren merkten bald, welchen Entrüstungssturm sie entfesselten. Vor allem fürchteten sie die aus ihrer Zurückgezogenheit spähende Kaiserin-Witwe. Daher traten sie an einen von Li Hung-tschangs Schützlingen, Yuan Schi-k'ai, heran, der eine kleine, aber tüchtige Musterarmee in Tientsin geschaffen hatte. Yuan Schi-k'ai versprach seine Unterstützung, versprach, die gefährliche Tze Hsi im Zaume zu halten. Und wirklich zog er mit seinen Truppen in die Hauptstadt ein. Doch seine Sympathie gehörte nicht den Neuerern; außerdem glaubte er, daß ihm persönlich eine Zusammenarbeit mit dem „Alten Buddha“ größeren Vorteil bringen würde als ein Bündnis mit den jugendlichen Heißspornen. Infolgedessen nahm er heimlich die Verbindung mit ihr auf, und als sie das Zeichen gab, wandte er sich gegen die, denen er Hilfe verheißen hatte. Der junge Kaiser wurde ein Gefangener; diejenigen der Reformatoren, deren man habhaft werden konnte, endeten auf dem Schafott, und Tze Hsi nahm ihre Regentschaft wieder auf. Die „Hundert Tage“ waren vorüber. Aber die Reaktion, die, durch das unvernünftige Vorgehen der jungen Patrioten ins Leben gerufen, sich nun trotzig Reformen jedweder Art entgegen-

stemmte, ermöglichte es 1900 Tze Hsi, China an den Abgrund des Boxeraufstandes zu treiben.

Als die Trümmer jenes Wahnsinns hinweggeräumt waren, hatte der letzte der großen Vizekönige die Bühne verlassen. Sun Yat-sen, dessen Kampf gegen die Dynastie schon tobte, scheint sich damals noch nicht klar gewesen zu sein, ob sie durch eine verfassungsmäßige Monarchie oder durch eine Republik ersetzt werden solle. Die Kaiserin-Witwe hatte die Notwendigkeit gewisser Neugestaltungen erkannt und Yuan Schi-k'ai, bis zu seinem Tode im Jahre 1916 fortan der „starke Mann“ Chinas, seinen ersten Verrat begangen.

2. Angriff von außen

Vier Jahre vor den „Hundert Tagen“ war von Sun Yat-sen sein erster revolutionärer Geheimbund, Hsin Tschung Hui oder Gesellschaft der Wiedergeburt Chinas, geschaffen worden. Auf dem Panier dieses Bundes stand nicht der Sturz der Mandschus; er wollte auch nicht gänzlich das monarchische Regierungssystem hinwegfegen, sondern einfach die Einführung einer Verfassung erreichen.

Zum ersten offenen Zusammenstoß mit den Behörden kam es im Jahre 1895, als Sun und seine Gefährten einen Angriff auf den Vizekönig Yamen in Kanton planten. Die Verschwörung wurde entdeckt, und während Sun die Flucht glückte, fielen einige seiner Anhänger den Behörden in die Hände und erlitten die Todesstrafe. Für wie gefährlich die Mandschus ihn aber hielten, geht daraus hervor, daß man auf seinen Kopf den ungeheuer hohen Preis von 200000 Taels, also ungefähr 150000 Dollar, setzte. Und von jetzt an deckte sich, wie einer von Suns Verteidigern sagt, »die chinesische Revolution in seinem Geist mit der Gründung einer Republik.«

Sun selbst reiste nach Hongkong, und von hier durch Japan nach Hawaii, den Vereinigten Staaten und Europa, wo er unter den chinesischen Studenten und Geschäftsleuten revolutionäre Propaganda betrieb und Geld für seine Sache sammelte.

Diese Reise weitete sein Blickfeld. Als er 1898 nach Japan zurückkehrte, war er zwar noch überzeugt, daß das Nötigste, was China brauche, ein gründlicher politischer Wechsel sei, damit ein

starker und international unabhängiger nationalistischer Staat entstünde; aber er begann auch schon an demokratische Freiheit und an Verbesserungen der Lebensbedingungen des Volkes als notwendigen Teil der Revolution zu denken. Indes blieb er in seinem Denken eher westlich als chinesisch. Was im übrigen die positive Seite seines Programms anbelangt, so ging Sun weit über die Ziele jener hinaus, die jahrelang seine Hauptstütze in China selbst bildeten: die alten revolutionären Geheimbünde.

Seit uralten Zeiten hatte das untere Volk solche Bünde gehabt, als Mittel, durch die es seinen Widerstand gegen die Herrschenden ausdrückte. Weil sie geheim waren, findet sich in den Chroniken wenig über diese Organisationen. Jedoch besteht kaum ein Zweifel, daß sie durch Jahrhunderte hindurch politische Entwicklungen stark beeinflußt haben. Ihre Mitgliederzahl und ihre Regsamkeit wuchs in Epochen politischer und wirtschaftlicher Störung; sie schrumpften zusammen, wenn Friede und Gedeihen wiederkehrten. Einige dieser Geheimbünde waren groß und strebten den Sturz einer Dynastie an; andere waren klein und bezweckten nur, einen örtlichen Beamten oder den einen oder anderen harten Grundbesitzer zu vertreiben.

Gesellschaften dieser Art unterstützten den Gründer der Ming-Dynastie und befähigten ihn, Kublai-Khans Nachfolger vom Drachenthron zu verjagen. Ähnliche wirkten unter verschiedenen Namen als treibende Kraft hinter dem T'ai P'ing-Aufstand, und ungeachtet heftigster behördlicher Unterdrückung offenbarten sie sich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch als sehr lebendige, tatkräftige Widersacher der Mandschus. Während der folgenden unruhigen Jahre haben sie unausgesetzt eine wichtige Rolle gespielt, und heute sind sie für Japan die Stacheln des mandschurischen Stachelschweins.

War es also nicht sehr naheliegend, daß Sun Yat-sen, als er sein revolutionäres Treiben begann, diese bereits vorhandenen mandschufeindlichen Gesellschaften um Unterstützung bat? Einer der größten und mächtigsten, der Ko Lao Lui, schloß er sich sogar an, noch bevor er seinen eigenen ersten Geheimbund gründete. Doch sie bestanden fast ausnahmslos aus Männern der großen Masse, die von einer blinden Empörung gegen die eingesetzten Behörden getrieben wurden. Ihr Ziel war seit Jahrhunderten stets

negativ, nicht positiv gewesen. Sie wünschten den Sturz der Mandschus und waren bereit, mit Sun oder irgend jemand sonst zu arbeiten, der den nämlichen Zweck verfolgte. Darüber hinaus ging ihr Streben nicht, so daß sie die positive Seite von Suns Programm, jenen Teil, der eine Neugestaltung des ganzen Regierungssystems vorsah, weder begriffen, noch sich darum kümmerten.

Aus demselben Grunde, der sie bewog, Sun zu unterstützen, als er gegen die Mandschus kämpfte, wandten sich diese Bünde und das öffentliche Empfinden, das sie verkörperten, gegen ihn und seine Gefährten, sobald sie zur Macht gelangten. Wäre der Traum eines tausendjährigen Reiches des Friedens und der Glückseligkeit nach dem Sturz der Mandschus schnellstens verwirklicht worden, so hätten diese Geheimgesellschaften, die die Unzufriedenheit mit den harten Lebensbedingungen hervorgerufen hatte, nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß die neuen Autoritäten das Regierungsgetriebe nach Gutdünken bedienten. Was fragte die große Masse des Volks nach der Regierungsform? Es wollte lediglich Stille und Ruhe, um einen ganz bescheidenen Lebensunterhalt verdienen zu können. Leider aber besserte sich nach Gründung der Republik in dieser Hinsicht nichts. Und so war Sun Yat-sen, der gefährliche Rebell, für dessen Ergreifung und Auslieferung Peking einen hohen Preis zahlen wollte, ein Held, der das Joch der Unterdrückung abzuschütteln suchte, während derselbe Sun Yat-sen, zur Macht gelangt und nicht imstande, die Armut und das Leiden des Volkes zu mildern, einfach ein neuer Tyrann war.

Dieser hartnäckige Widerstand gegen die jeweils Regierenden, denen das Volk die Schuld an den harten Lebensbedingungen beimaß, ist während des ganzen Bestehens der Republik ein ernstlicher Hemmschuh gewesen. Die republikanische Bewegung erfreute sich der Unterstützung der Geheimbünde — bis zur Stunde des Erfolges. Schon bald nach Gründung der Republik wurden Sun und seine engsten Mitarbeiter von den Regierungssitzen vertrieben, und als Ausgestoßene gewannen sie sofort die Unterstützung der Geheimbünde zurück. Als aber Sun 1922 wieder an der Spitze der Regierung in Kanton stand, schlug innerhalb weniger Monate die Stimmung derart um, daß ein politisch-militärischer Abenteurer über ihn triumphieren konnte.

Unterstützung des positiven Teils seines Programms fand Sun auch nicht bei den gebildeten Ständen und den Kaufleuten in China. Sie wollten nichts mit ihm und seinen — wie sie meinten — tollen Ideen zu tun haben. Hinter verschlossenen Türen raunten sie vielleicht, daß es ganz wünschenswert sei, die Mandschus loszuwerden; etliche Männer aus diesen Ständen arbeiteten sogar rührig für die konstitutionellen Reformen, zu denen sich Tze Hsi 1905 entschlossen zu haben schien. Aber die Republik, deren Kommen Sun wünschte und vorbereitete, hielt die ruhige chinesische Mittelklasse schlechthin für die hirnverbrannte und gefährliche Idee eines Menschen, der nicht über China Bescheid wußte und der keine Achtung vor seiner großen Tradition hatte.

So kam es, daß Sun sich zwecks Unterstützung der positiven Seite seines Programms an jene wenden mußte, die wie er selbst im Denken mehr oder weniger Abendländer geworden waren und in Japan oder den westlichen Ländern studiert hatten. Naturgemäß handelte es sich bei diesen, mit wenigen Ausnahmen, um sehr junge Männer, bisweilen sogar um halbe Knaben. Sie alle beseelte ein herrlicher Patriotismus. Sie wollten China groß und mächtig machen. Aber in ihrem jugendlichen Ungestüm erbosten sie sich über die Langsamkeit, mit der die Regierung schrittweise die Reformen durchzuführen begann. Nein, von diesen entarteten Mandschus konnte bestimmt nichts Gutes kommen!

Ungebildete, blindlings revoltierende Bauern und leidenschaftliche Jünglinge — aus diesen beiden Quellen floß die Unterstützung der revolutionären Bewegung Sun Yat-sens. Wie aber sollte sich mit solchen Bundesgenossen die Auflösung des alten Regierungsgeschäftes und die Schöpfung eines so einschneidend neuen Systems glatt vollziehen?

Die Unmöglichkeit zeigte sich rasch nach einer Reihe von Ereignissen, die, ohne direkte Verbindung mit Suns revolutionärer Propaganda, den Weg für den Sturz der Mandschus im Jahre 1912 geebnet hatten.

Nach Rückkehr zweier zum Studium der westlichen politischen Systeme ins Ausland geschickten kaiserlichen Kommissionen leitete die Kaiserin-Witwe 1905 die Einführung der verfassungsmäßigen Regierung ein. 1906 befahl ein Erlaß stufenweise Vorbereitung. Dann wurden 1907 die Wahlen gewisser Gemeinderäte

abgehalten, denen 1908 die Wahl von Provinzvertretern folgte. Im Herbst 1909 traten die Erwählten zusammen und hinterließen einen vorzüglichen Eindruck durch den Ernst und die Würde, mit der sie ihre Aufgabe erledigten. Ein Jahr später trat eine Nationalversammlung zusammen, deren Mitglieder zur Hälfte von dem Regenten bestimmt, zur Hälfte von den Provinzialversamm-lungen gewählt worden waren. Obgleich jede dieser Körperschaften sich nur beratend betätigen durfte, machten sie ihren Einfluß dennoch stark geltend. Selbst die vom Regenten ernannten Mitglieder drängten auf die Beschleunigung der Einführung einer wirklich konstitutionellen Regierung. 1908 hatte Tze Hsi sich hierfür neun Jahre ausbedungen; 1910 zwang man aber dem Regenten das Versprechen ab, daß das erste wirkliche Parlament schon 1913 einberufen würde.

Die Entwicklung der Eisenbahnen trug ebenfalls zum rascheren Sturz der Mandschus bei. Nach Unterzeichnung des ersten Eisenbahnpaktes mit den Briten im Jahre 1898 war es das Bestreben der Pekinger Regierung gewesen, sämtliche Eisenbahnen in ihre Hände zu bekommen. Örtlichen Gruppen in verschiedenen Teilen des Landes wurde die Erlaubnis zum Bau privater Linien verweigert. Desungeachtet hatten private Interessenten in den oberen Yangtse-Provinzen, besonders in Szetschuan, Hunan und Hupe, Geld für den Bahnbau in diesen Gebieten zusammengebracht. Die Linien waren jedoch noch nicht gebaut worden, als am 20. Mai 1911 die Regierung ihre Zentralisationspolitik wiederum geltend machte, indem sie an diesem Tage das Hukwang-Übereinkommen unterzeichnete, das einem aus Amerikanern, Deutschen, Engländern und Franzosen bestehenden Syndikat das Recht gewährte, genau in dem Gebiet Eisenbahnen zu bauen, das die einheimischen Interessenten für sich abgesteckt hatten.

Die örtlichen Führer schäumten vor Wut über diese unverantwortliche Einmischung in ihre Rechte. Unruhen folgten auf dem Fuße. Und als im Herbst 1911 nach einer Bombenexplosion in Hankou die Republik ausgerufen wurde, trat man auf die Seite der Republikaner — nicht, weil die betreffenden Führer unbedingt eine Republik wollten, sondern weil sie die Möglichkeit sahen, den Mandschu-Herrschern Ungelegenheiten zu bereiten.

Ein einzelnes Ereignis, das sich 1908 abspielte, beeinflußte den Lauf der Ereignisse von 1911—1912 gleichfalls entscheidend. Es war die Verabschiedung Yuan Schi-k'ais, die der kurzsichtige Regent vornahm, weil er sich einbildete, Yuan habe ihn zu Lebzeiten Tze Hsis mißachtet. Sobald er daher die Zügel der Regierung in Händen hatte, entband er Yuan von allen seinen Hofämtern mit der Bemerkung, dieser brauche für das Fußleiden, das ihn plage, gänzliche Schonung. Yuan Schi-k'ai zog sich zurück, entschlossen, Rache zu nehmen.

Als sich im Oktober 1911 die Republikaner zusammenrotteten, ernannte der verstörte Regent den Verbannten zum Vizekönig von Hankou, wo das Feuer der Empörung zuerst aufgelodert war. Yuan aber erwiderte, daß sein Fuß noch nicht ausgeheilt sei und er daher kein Amt übernehmen könne. Da der Aufruhr indes um sich griff, bot der Regent Yuan zwei weitere, wichtigere Posten an. Wiederum lehnte Yuan Schi-k'ai ab, bis der ratlose Regent ihm unumschränkte Vollmacht in Peking einräumte, einbegrißen das Recht, über die Stellung der Mandschu-Dynastie selbst eine Entscheidung zu treffen. Und siehe da, Yuans Fuß genas von einem Tage zum anderen und gestattete die Reise nach Peking!

Inzwischen war die Nationalversammlung einberufen worden, der der Regent eine konstitutionelle Reform nach der anderen bewilligte. Aber sie vertraute ihm nicht und berief Yuan Schi-k'ai an die Spitze der Regierung — den Mann, der 1898 die Reformatoren verraten hatte, um sich die Gunst Tze Hsis zu sichern, und dem sich nun die Möglichkeit bot, sich an Tze Hsis Nachfolger zu rächen.

Mit dem Ungestüm einer Naturgewalt breitete sich derweile die republikanische Bewegung im Yangtse-Tale südwärts aus. Zu Tausenden stellten sich junge Studenten in die Reihen der Republikaner. Die Bauernschaft und das niedere Volk in den Städten erhoben sich gegen die verhaßten Mandschus und ließen sich hie und da zu grauenvollem Gemetzel hinreißen.

Sun und seine nächsten Mitarbeiter waren für diesen Ausbruch nicht vorbereitet — er selbst befand sich zur Zeit überhaupt nicht in China. Aber seine Gruppe wußte sich rasch eine führende Stellung zu erringen, und als Sun Ende 1911 heimatlichen Boden betrat, wurde er durch die hastig zusammengetretene republikanische

Nationalversammlung zum einstweiligen Präsidenten der Republik ernannt. Am 1. Januar 1912 übernahm er sein Amt und bestimmte jenes Datum als ersten Tag des ersten Jahres der Republik China. Diese Zeitrechnung besteht noch heute.

Wenn Yuan Schi-k'ai nach dem ersten Hilferuf des Regenten rasch und tatkräftig gehandelt hätte, würde er den Aufruhr unschwer in seinen frühesten Anfängen ersticken. Im Herbst 1911 waren die Republikaner schlecht gerüstet und schlecht organisiert. Und sogar später noch, als er, mit weitgehender Vollmacht ausgestattet, nach Belieben in Peking schalten und walten konnte, wäre ihm mit gutem Willen die Bezungung der republikanischen Bewegung möglich gewesen.

Statt dessen knüpfte er Unterhandlungen mit den Republikanern in Nanking an, und nachdem er sich das Versprechen gesichert hatte, daß man ihn zum Präsidenten wählen würde, zwang er die Mandschus zur Abdankung. Sun Yat-sen, aufrichtig die schnelle Wiederherstellung des Friedens wünschend, aber von gereffertigten Zweifeln an Yuans Zuverlässigkeit geplagt, legte seine provisorische Präsidentschaft nieder — Yuan Schi-k'ai wurde der erste Präsident.

Die Macht war in die Hände eines Mannes übergegangen, dem nicht die Ideale, für die Sun gekämpft hatte, am Herzen lagen, sondern lediglich sein eigener persönlicher Erfolg.

3. Zurück zu chinesischer Art

Die provisorische Verfassung der Republik China, im Februar 1912 in Nanking angenommen, enthielt sämtliche neuste politische Erfindungen, die der Westen ausgearbeitet hatte: ein Parlament von zwei Kammern, das direkt oder indirekt vom Volk gewählt werden sollte, ein dem Parlament verantwortliches Kabinett, einen Präsidenten als Staatsoberhaupt. Wenn das Paradies durch ein hübsch abgefaßtes und sorgfältig auf ein Blatt Papier verzeichnetes Dokument hätte herbeigeführt werden können, so würde jene Verfassung oder irgendeine der verschiedenen, die in späteren Jahren entworfen wurden, es gebracht haben. Doch schon sehr bald zeigten sich Schwierigkeiten. Eine bestand darin, daß die Satzungen der Verfassung gar nicht zu chinesischer Tradition, Erfahrung und Geschäftshandhabung in und außerhalb der Regierung

paßten; eine andere, daß ihre republikanischen Schöpfer in zahlreiche kleine Parteien zersplittet waren, die sich nicht darüber einigen konnten, was zunächst geschehen oder — eine vielleicht noch wichtigere Frage — wer diesen und jenen Posten bekommen sollte. Wegen seines Alters und seiner langen, hervorragenden republikanischen Laufbahn gebührte die Präsidentschaft selbstverständlich Sun Yat-sen. Aber über die Verteilung der anderen zukünftigen Honigtöpfe, die so viele Fliegen angezogen hatten, herrschte Unstimmigkeit. »Unser Fehlschlag in früheren Tagen«, bemerkte Sun 1924, »wurde nicht so sehr durch unsere mächtigen Feinde wie durch die Unreife unseres Geistes und unserer Urteilskraft verursacht. Dadurch entstanden die unvernünftigen Mißverständnisse untereinander, die die ganze Macht zerkrümelten und das Mißlingen der Revolution nach sich zogen. Wir wurden nicht durch unsere Feinde vernichtet, wir vernichteten uns selbst.«

Die Republikaner in Nanking erkannten schon in den ersten Monaten des Jahres 1912, daß sie in Yuan Schi-k'ai einen sehr mächtigen Gegner hatten, und bald sahen sie sich durch die Umstände vor die Wahl gestellt, ihm die Präsidentschaft anzutragen oder sich ihm zu widersetzen, was vermutlich den Tod der ganzen republikanischen Bewegung bedeutet haben würde. Sie entschlossen sich für das erstere und begruben ihre eigenen Zwistigkeiten wenigstens soweit, um einer Verfassung zuzustimmen, die den Präsidenten zu einer ziemlich ohnmächtigen Figur machte. Hierdurch hofften sie Yuans Hände zu binden. Aber ihm die Geschicke der Republik anzuvertrauen, bedeutete dasselbe, als wenn man ein hilfloses Kindlein in die Obhut eines hungrigen Tigers gegeben hätte. Die Eltern des Kindleins versuchten die Bestie zu zähmen und sie vor den Kinderwagen zu spannen; aber der Tiger verschlang den Säugling unverweilt und ließ nur Stücke des Kinderwagens und der Babykleidung übrig.

Yuan war Diktator. Es gelüstete ihn nach dem Kaisertitel, und im Herbst 1915 wünschte er, daß die Zeit für den letzten Schlag gekommen sei. Geschickt inszenierte er ein „Volksbegehren“, verkündete, daß er entgegen seinem eigenen Willen sich den Wünschen des Volkes beuge und den Thron annähme und traf sorgsam durchdachte Vorbereitungen für die feierliche Zeremonie.

Niemand, nicht einmal Tze Hsi, hatte seit den Tagen des Kaisers K'ien Lung so unumschränkt über China geherrscht wie Yuan Schi-k'ai im Herbst 1915. Despotisch und reich an Erfahrung, verfügte er über einen politischen und militärischen Apparat, der das Land mit einem feinmaschigen und anscheinend unzerreißbaren Netz überzog. Aber es fehlte ihm eine wesentliche Befähigung für fortdauernde Macht: des Volkes Glaube an seine sittliche Lauterkeit. Er hatte die Reformatoren von 1898 verraten, und Schritt für Schritt verriet er die Republik. Als er den Schlußverrat durchführen und sich auf den Thron setzen wollte, der oben auf der Spurze des von ihm errichteten turmhohen Gebäudes der Macht stand, stürzte der ganze schwindelnde Bau zusammen, weil er auf dem Sand des Mißtrauens und nicht auf dem festen Fels völkischen Vertrauens errichtet war.

Obwohl trotz der Zersplitterung der Republikaner eine ziemlich starke Abneigung gegen die Wiedereinführung des monarchischen Systems Wurzel geschlagen hatte, würde man einen Mann von anderer Art, einen Mann, der Yuans Macht mit Suns selbstloser Vaterlandsliebe vereinigt hätte, dennoch als Kaiser angenommen haben. Der eigennützige Yuan jedoch vermochte die dreifache Schranke des Mißtrauens, der Erinnerung an die Mandschu-Regierung und des Verlangens nach einer Volksregierung nicht zu überwinden.

Angesichts der Flut von Protesten sowie der Vorbereitungen für bewaffnete Revolte erklärte Yuan, daß er anderen Sinnes geworden sei. Im Juni 1916 starb er, vielleicht aus nagender Enttäuschung, vielleicht an einem Schlaganfall, verursacht durch den Zorn auf seine Untergebenen, von denen er sich hintergangen glaubte.

Yuans Tod machte das Feld für seine Offiziere frei, die sich nun hitzig um die Vorherrschaft rauften. Neue Männer erschienen an der Oberfläche, spreizten und brüsteten sich eine Weile in diesem oder jenem Gebiet und wurden durch andere Machthungrige und durch die fortwährende Empörung des Volkes gegen die Männer mit politischer Autorität niedergerungen. Endlich ernannte der räuberische Truppenführer der Mandschurei, Tschang Tso-lin, 1927 in Peking sich selbst zum Diktator. Ein knappes Jahr später tötete ihn eine Bombe, die auf den Zug geschleudert wurde, mit dem er

nach Mukden zurückkehren wollte, da eine nationalistische Armee von Süden her auf Peking losmarschierte.

Diese Armee folgte dem Banner der Kuomintang, der Nationalen Volkspartei, die zu Beginn des Jahres 1924 in Kanton entstanden war.

Sun Yat-sen hatte nach Niederlegung der provisorischen Präsidentschaft aufgehört, sich als politischer Agitator zu betätigen. Im Sommer 1912 vereinigte sich die von ihm umgeformte revolutionäre Gesellschaft mit einer Reihe anderer politischer Gruppen zu einer Einheitsfront, deren Kampf Yuan Schi-k'ai galt. Sie legte sich den Namen Kuomintang zu, der in der gegenwärtigen nationalistischen Partei erhalten blieb, wenngleich 1924 eine vollständige Neugestaltung erfolgte. Als Yuan systematisch alles zerstörte, was an eine republikanische Regierung gemahnte, bildete Sun einen neuen Geheimbund, dem allerdings eine Reihe seiner ältesten Vertrauten nicht beitrat, weil Sun verlangte, daß alle Mitglieder ihm persönlich Treue und blinden Gehorsam schworen.

Diese Forderung offenbarte Sun Yat-sens größte Schwäche als Führer, nämlich seine Unfähigkeit, mit anderen Männern gemeinsam zu arbeiten. Schon zu Beginn seiner Laufbahn neigte er dazu, so zu handeln, als ob er ein Gebieter, der Befehle erläßt, und nicht ein Führer unter Ebenbürtigen sei. Diese Neigung wuchs, als er eine seiner Hoffnungen nach der andern zuschanden werden sah — wie er sich einbildete, durch die Untreue seiner Mitarbeiter. Aber 1924 ging er — nach zuverlässigen, aber unterdrückten Berichten — so weit, daß er dem Kuomintang-Kongreß in Kanton erklärte, jeder, der seine Urteilstskraft im geringsten bezweifele oder der abweichende Anregungen vorbrächte, stempеле sich selbst zum Verräter an der Partei und an der Sache.

Infolge dieser diktatorischen Haltung verlor Sun eine Anzahl tüchtiger Männer, die sich einst in dem aufrichtigen Wunsche, bei der Neugestaltung Chinas zu helfen, um ihn geschart hatten. Dennoch machte es sein wohlverdientes Ansehen jedem unmöglich, eine Gruppe zu führen, der er beitrat, und machte es jeder Gruppe, zu der er nicht gehörte, unmöglich, sich großes Vertrauen zu erwerben. Mithin konnte weder Suns eigene Gruppe noch irgendeine andere, die ähnliche Ziele erstrebte, bei seinen Lebzeiten eine wirklich machtvolle Kraft in der Nation werden.

Hierdurch war Sun offenbar für die Idee einer starren Parteidisziplin und einer Aufsicht durch die Spitze besonders empfänglich, als Borodin und andere Sowjetvertreter im Herbst 1923 vorschlugen, man möge doch eine Reorganisation der alten Kuomintang und anderer, weniger bedeutender Gruppen gemäß den Richtlinien der kommunistischen Partei Rußlands vornehmen.

Sun, der sich zwar bereits seit seiner ersten Reise nach den Vereinigten Staaten und Europa für sozialistische Ideen interessiert hatte, war trotzdem kein Kommunist in irgendeinem marxistischen Sinne. Jedoch wollte er sich Hilfe in seinem revolutionären Feldzug sichern. Als die Sowjets sie ihm zum erstenmal anboten, zeigte er kein sonderliches Entgegenkommen. Er versuchte es anderswo und klopfte zuerst einmal bei den Japanern und den Briten an, ohne allerdings etwas zu erreichen. Nunmehr unterbreitete er der amerikanischen Regierung den Vorschlag, an die Spitze eines internationalen Ausschusses zu treten, der fünf Jahre lang sich der Regierung Chinas annehmen, Ordnung schaffen und das chinesische Volk lehren solle, weiterhin Ordnung zu halten.

Welch ein verblüffender Vorschlag von einem Manne, der stets so nachdrücklich gegen die Fremdenherrschaft in China gepredigt hatte! Aber während seiner ganzen Laufbahn bekundete Sun besondere Vorliebe für die Vereinigten Staaten und glaubte fest an amerikanische Uneigennützigkeit. Der Plan, den die Kuomintang-Behörden übrigens zu vertuschen suchten, damit die schreiende Verleugnung der orthodoxen Lehre von der Ausschaltung des fremdländischen Einflusses in China nicht ruchbar würde, war unausführbar, und klugerweise übergingen ihn die amerikanischen Behörden mit Stillschweigen.

Nachdem ihm überall Hilfe verweigert worden war, lieh Sun dem Anerbieten Moskaus sein Ohr. Dies geschah im Herbst 1923. Rasch gewann Borodin Suns Vertrauen und übte einen mächtigen Einfluß auf sein Denken aus. Er und seine Gefährten standen auch dem nationalistischen Vormarsch nicht fern, der 1926 begann und im Spätfrühling 1927 das Yangtse-Tal eroberte.

So hatte sich das Tor, das vor Jahrhunderten Chinas Vordertür zur Außenwelt gewesen war — die Landgrenze im Norden —, noch einmal aufgetan, um eine mächtige Flut neuer Einwirkung hereinzulassen.

Dann versammelten sich im Januar 1924 etwa zweihundert Männer, die mehr oder weniger innerhalb der revolutionären Bewegung und in dem Kampf gegen Yuan Schi-k'ai tätig gewesen waren, in Kanton zu einem sogenannten Nationalkongreß der Kuomintang. Unter ihnen befanden sich zahlreiche von Suns alten Gefährten, solche, die ihm den Eid unbedingten Gehorsams verweigert, und solche — die alte Garde —, die weiterhin mit ihm gearbeitet hatten.

Am 21. Januar 1924 wurde der Kongreß offiziell eröffnet und ihm ein Verfassungsentwurf vorgelegt, den Sun und andere wegen des darin vorgesehenen engen Zusammenschlusses und der strengen Parteidisziplin warm empfahlen. Die Versammlung nahm den Entwurf an, erwählte die verschiedenen Beamten und Komitees und erließ ein Manifest. Darauf vertagte sich der „Erste Nationalkongreß der Kuomintang.“

Eine Säuberung der Partei vollzog sich auf die Art, daß Mitgliedschaft von früheren Körperschaften nicht mehr galt. Sämtliche Parteigenossen der neuen Kuomintang mußten von neuem eingetragen werden und sich zum Gehorsam gegen die Regeln verpflichten. Parteiliche Einheitlichkeit und Disziplin gewährleistete die Vorschrift, daß die gesamte Autorität in Händen des Nationalkongresses liege, dessen Machtbefugnisse zwischen den Sessionen ein Zentralexekutivkomitee ausübte. Parteiangehörige durften wohl Fragen der Politik erörtern, doch sobald seitens des Kongresses oder des Exekutivkomitees die Entscheidungen getroffen worden waren, mußte jegliche Erörterung verstummen und jeder gehorchen. Ein Zentralaufsichtskomitee überwachte das Betragen der Parteibeamten und Mitglieder. Sun wurde zum absoluten Diktator der Partei gemacht. Er führte den Vorsitz im Kongreß und in dem Zentralexekutivkomitee, und ferner stand ihm sogar ein Vetorecht in bezug auf die Entscheidungen des Kongresses selbst zu.

Die Nachahmung der russischen kommunistischen Partei springt in die Augen, vor allem, was die Namen der verschiedenen Organe der Kuomintang und die starre Parteidisziplin anbelangt. Aber die Rückkehr zu älteren chinesischen Geprägtheiten ist auch klar erkennbar. Sun nahm als diktatorisches Oberhaupt die Stellung der alten Führer der Geheimbünde ein. Und nach echter

chinesischer Überlieferung hatte er diese Stellung hauptsächlich wegen hoher sittlicher Eigenschaften erhalten. Das System der Komitees, das sich von der Spitze bis hinab in die kleineren Zellen erstreckte, war gleichfalls typisch chinesisch: lange vor Christi Geburt bedienten sich die Chinesen zur Erledigung ihrer verschiedenen Angelegenheiten bereits derartiger Ausschüsse.

Sun Yat-sen starb am 12. März 1925. Sein Tod beraubte die Partei um eine beträchtliche moralische Kraft, aber er befreite sie andererseits von dem fesselnden Einfluß seiner diktatorischen Haltung gegenüber seinen Gefährten. Fortan konnte sich die Partei durch gemeinsames Wirken einer Führergruppe vorwärtsbewegen. 1926 schon begann der Zug gen Norden. Propagandisten eröffneten ihn, Soldaten folgten. Die Russen lieferten die Technik und das Material der Propaganda und etwas Geld und Waffen.

Die Geschichte dieses Vorstoßes braucht hier nicht wiederholt zu werden; sie ist sattsam bekannt, und von den Wirkungen einiger Zwischenfälle auf die gegenwärtige kommunistische Lage in China wird später noch die Rede sein. Den Bruch zwischen den Linken und den Rechten und die Ausweisung der Russen brachte das Jahr 1927. Im Juni 1928 waren die nationalistischen Heere in Peking; die nationalistische Parteidiktatur wurde am 3. Oktober 1928 in Nanking und das „Organische Gesetz“ der neuen Regierung am 10. Oktober verkündet — am siebzehnten Jahrestage der Ausrufung der Republik in Hankou.

Eine wichtige Abweichung vom russischen Schema bildeten die Satzungen, die sich mit der Beschaffenheit und der Dauer der Diktatur befaßten. Bereits lange vor der Gründung der Republik hatte Sun Yat-sen über die Notwendigkeit dessen gesprochen, was er eine Periode der Vormundschaft nannte, während der das Volk gelehrt werden solle, die Selbstregierung zu handhaben. Die Kuomintang-Diktatur, wie sie im Jahre 1928 verkündet wurde, war nur für diese Periode der Vormundschaft vorgesehen. Sobald das Volk sich reif genug zeigte, sollte es eine Verfassung genehmigen; die Diktatur sollte aufhören und eine rein konstitutionelle Regierung beginnen. Nichts wurde von einer Klassendiktatur gesagt, nicht einmal für die Übergangsperiode, und nichts von einer dauernden Diktatur des Proletariats, die man in Rußland so stark betonte. Die politische Regierung, unter den Fittichen der Partei-

diktatur errichtet, war ein interessanter Mischmasch von mustergültigen westlichen — nicht russischen — und altchinesischen Formen.

An der Spitze stand ein mit entscheidender Autorität ausgestatteter, aber der Partei unterworferner Staatsrat. Der Obmann dieses Rats war der Titularchef der Regierung, dem der Empfang fremder Diplomaten und ähnliche Pflichten oblagen. Aber theoretisch setzte man voraus, daß in dieser Obmannschaft eine Reihe von Männern einander ablösten und daß die wirkliche Autorität dem Rate vorbehalten blieb. Da die Satzungen über die Arbeit des Rats und den Dienst des Obmanns indes nur locker umrissen waren, hing die tatsächliche Handhabung weitgehend von dem Wirken der Persönlichkeiten ab. Hier stößt man wiederum auf uraltes chinesisches Verfahren, sowohl was die Übertragung der Autorität auf eine Gruppe anstatt auf ein Einzelwesen anbelangt, als auch in bezug auf die Biegsamkeit der Struktur und die Betätigung des Komitees.

Unter diesem Staatsrat arbeiteten fünf Yuan (1): die ausführende, die gesetzgebende, die richterliche, die prüfende und die beaufsichtigende Yuan.

Die Erschaffung der ersten drei war eine klare Anlehnung an den Westen und eine Abkehr von der alten chinesischen Gepflogenheit, diese drei Funktionen zu vereinigen.

Die prüfende Yuan war ein Aufleben der alten chinesischen Prüfungsbehörde, die die Examen zu überwachen hatte, laut deren Staatsbeamte ausgewählt und befördert wurden. Westliche Länder haben zwar ihre Zivildienstbehörden, doch nehmen diese in der Regierung nicht einen so hervorragenden Platz ein wie im alten China oder in dieser neuen Regierung vom Jahre 1928.

Die beaufsichtigende Yuan verpflanzte in das Regierungssystem eine Einrichtung, die gleichfalls in altersgrauen Zeiten chinesischer Geschichte wurzelt, die der Westen jedoch nicht kennt. In alten Tagen bildete ein Rat von Zensoren, die das Verhalten der Beamten und sogar des Kaisers kritisieren mußten und hierdurch die Interessen des Volkes schützten, einen regelrechten Teil der Regierung. Die beaufsichtigende Yuan des modernen

(1) Dem Sinne nach Ratsversammlungen, obwohl auch dieses Wort nicht völlig die chinesische Bedeutung erfaßt.

Chinas ist für die Rechnungsablegung der Regierung verantwortlich; sie erhebt Anklagen, und um Unparteilichkeit zu gewährleisten, darf keins ihrer Mitglieder gleichzeitig noch einen anderen Posten bekleiden. Ob und wie weit sich diese Yuan als Mittel gegen Bestechlichkeit und Mißwirtschaft bewähren wird, muß die Zeit lehren.

Über der Regierung steht die Partei mit ihrem Kongreß, ihrem Zentral-Exekutivkomitee, ihrem Zentral-Überwachungskomitee, ihrem Zentral-Militärrat, ihrem zentralen politischen Rat und anderen mehr oder weniger maßgebenden Körperschaften. Das System als solches sieht trostlos schwerfällig und verworren aus. Die auf dem Papier stehende Teilung zwischen Partei und Regierung und dies Zerlegen in soundsoviel verschiedene Komitees, Räte, Yuans und ähnliche Gebilde erscheint etwas ungereimt, da die wirkliche Herrschaft dank ineinandergrifender Mitgliedschaft in den Händen verhältnismäßig weniger Männer ruht. Desungeachtet entspricht das System vorzüglich der chinesischen Art, Dinge zu erledigen, entspricht ihr weit besser als ein System, das infolge größerer Einfachheit und klarerer Logik theoretisch zweckdienlicher erscheinen könnte.

Im großen und ganzen ist die Partei- und Regierungsstruktur außerordentlich biegsam. Die Lücke, die das Ausscheiden einer oder mehrerer Männer verursacht, kann rasch gefüllt, ein Platz für jemanden, dessen Aufnahme erforderlich ist, ohne Schwierigkeit gefunden werden. Veränderungen, wie sie wechselnde persönliche Beziehungen verlangen, lassen sich leicht bewerkstelligen — und persönliche Beziehungen sind das Wesentliche in den staatlichen und allen anderen Angelegenheiten Chinas.

Auch der chinesischen Gepflogenheit, durch Gruppen zu arbeiten und die individuelle Verantwortlichkeit zu vermeiden, kommt das System wunderbar entgegen. Ein starker Mann mag einen großen Einfluß ausüben; doch wäre es durchaus unchinesisch von ihm, wenn er sich nach außen hin als Führer gebärden wollte oder die entsprechende Verantwortlichkeit übernähme. Freilich — bei diesem Verfahren der Gruppenwirtschaft hält es schwer, Verantwortlichkeit „festzunageln“, und schnelle Wirksamkeit fördert es auch nicht. Aber es ist die unverfälscht chinesische Art, mit den Dingen fertig zu werden.

Seit ihrer Einführung sind die Verfassung der Kuomintang und das „Organische Gesetz“ ziemlich häufig verbessert worden. Im Frühjahr 1934 nahm man den Entwurf einer sogenannten „bleibenden Verfassung“ in Angriff, die dem Volke als grundlegendes Gesetz zur Genehmigung vorgelegt werden soll, wenn die gegenwärtige Periode der Vormundschaft ihr Ende erreicht und die konstitutionelle Regierung an ihre Stelle gesetzt wird. Mit den Einzelheiten dieser Verbesserungen sowie mit dem augenblicklichen Regierungs- und Parteiaufbau brauchen wir uns nicht zu befassen. Für unsere Zwecke genügt die Feststellung, daß die politische Organisation, die dem Namen nach jetzt über ganz China herrscht, zum mindesten aber sich größerer Autorität erfreut als jede andere, weit mehr auf chinesischer Linie aufgebaut, als irgendeinem ausländischen Muster nachgebildet ist.

EINIGE MÄCHTIGE EINFLÜSSE

Durch die Abendländer lernten die Chinesen die Auffassung von China als einer Nation unter anderen Nationen kennen. Als Folge dieser neuen Idee entstand bei den westlich denkenden Chinesen allmählich das stürmische Verlangen nach internationaler Gleichheit sowie nach Aufhebung der im neunzehnten Jahrhundert erfolgten Einschränkungen chinesischer Souveränität. Ein anderes Ergebnis, das gleichfalls einem Gefühl der Demütigung entsprang, aber bedeutsamer auf die Entwicklungen in China selbst einwirkte, ist die Einstellung jener, die sich bemüht haben, Veränderungen herbeizuführen. Sie hatten meist nur Chinas Beziehungen zu anderen Nationen und nicht Chinas eigene Bedürfnisse im Auge; sie erstrebten weniger eine Verbesserung der Verhältnisse daheim als das Erreichen einer besseren internationalen Stellung und widmeten sich auch dem Wiederaufbau Chinas hauptsächlich nur als einem Mittel zum Zweck.

Bis der politisch eingestellte Westen die Idee einführte, wußten die Chinesen nichts von jener abstrakten politischen Wesenheit, Nation genannt. Da sie China nicht in einem derartigen Sinne kannten und da sie durch Überlieferung auffallend unpolitisch in ihren Sitten und sozialen Ideen waren, dachten die breiten Volksmassen nie darüber nach, ob Chinas internationale Stellung der von anderen Nationen gleich sei oder nicht. Für sie war China einfach eine Tatsache, und zudem war es die einzige in der Welt, auf die es ankam.

Auch ohne die Einführung dieses fremdartigen neuen politischen Begriffs würde die westliche Angriffslust in China bei einigen Chinesen Groll und Furcht erregt haben, aber sie hätte nicht das krankhaft empfindliche Gefühl von Demütigung und Minderwertigkeit erzeugt, das sowohl den inneren Wiederaufbau als auch die internationale Wiederanpassung so verwickelt gemacht hat. Die Chinesen früherer Generationen, die so dunkelhaft stolz auf ihre Zivilisation waren, dachten an sie nicht im politischen Sinne, und ihre Überlegenheit, wie sie sie fühlten, beruhte durchaus nicht auf politischen Ursachen. Selbst auf dem rein politischen Gebiet blieb der Drachenthron, gleichgültig, ob auf ihm ein Chinese oder ein Fremdblütiger saß, der Gipfel von Autorität und Großartig-

keit. Unterwerfung unter nichtchinesische politische Autorität mochte daher unangenehm sein, aber sie war frei von dem Stachel der Demütigung, weil ja chinesische Überlegenheit — wie die Chinesen, ihre Nachbarn und sogar ihre Eroberer sie auffaßten — im wesentlichen unversehrt blieb.

Dann kamen die Abendländer, redeten von „Nationen“, drängten mit ihrer Forderung nach „Gleichheit“. Sie erläuterten, was eine Nation sei. Sie nährten den Geist der Studenten, die ihre Schulen besuchten, mit der Lehre, daß jeder Bürger sich in einem inbrünstigen Patriotismus irgendwie mit seiner „Nation“ identifizieren solle, daß jeden patriotischen Bürger ein persönliches Gefühl von Scham und Schande befallen müsse, wenn seine „Nation“ nicht vollkommene Freiheit besäße, das „souveräne Recht“ nach Belieben auszuüben.

Immer mehr Chinesen lernten diese westliche politische Lektion; immer mehr begannen nach westlicher Art politisch zu denken und daher auch zu fühlen, daß China durch Sonderprivilegien eingengt sei, die die westlichen Nationen der chinesischen Regierung abgezwungen hatten. Und diese von westlichen Ideen durchdrungenen Chinesen, nicht die Scharen chinesischer Kaufleute und der Landadel, nicht die unteren Klassen des Volkes, waren diejenigen, die ein besonderes Gefühl der Erniedrigung wegen Chinas „internationaler Minderwertigkeit“ plagte.

1. Nach außen gerichtete Denkart

Zuerst begann diese nach außen gerichtete Denkart in den Handlungen der führenden Vizekönige des neunzehnten Jahrhunderts zutage zu treten. Sie, wie die T'ai P'ing-Rebellen, wollten Wandlungen in China herbeiführen; aber im Gegensatz zu den T'ai P'ings dachten sie an diese Wandlungen als an Wege, die Chinas Beziehungen zu anderen Ländern ändern sollten. Ihr letztes Ziel lag außerhalb Chinas; die Wandlungen waren ihnen Mittel zur Erreichung dieses Ziels, waren aber nicht das Ziel selbst.

In diesem grundlegenden Punkte herrschte sogar zwischen Sun Yat-sen und den Vizekönigen nebst den Reformatoren der „Hundert Tage“ Übereinstimmung, obwohl er die Mandschu-Dynastie stürzen wollte und sie dieselbe auf dem Throne zu halten suchten.

Von Anfang an schwiebte Sun als Hauptaufgabe vor, China vor den Abendländern zu retten. Je mehr Zeit verstrich, desto mehr änderten sich die Formen, in denen sich jenes Endziel äußerte. Nachdem der bewaffnete Angriff des Westens aufhörte, redeten Sun und seine Gefährten davon, China von den Wirkungen dieses Angriffs zu befreien und ihm die Gleichheit unter den Nationen zu verschaffen. Aber obwohl die Ausdrucksform gewisse Änderungen erfuhr, zeigten die Berichte ganz deutlich, daß Sun, seinen Gesinnungsgenossen und der wachsenden Anzahl der abendländisch Denkenden viel mehr die Demütigung, daß China einen untergeordneten Platz einnahm, am Herzen fraß, als die Tragödie der fortdauernden Zerrüttung in China selbst.

Gewiß, Sun dachte auch an das Wohlergehen des Volkes. Es hieße ihm bitteres Unrecht zufügen, wollte man behaupten, daß er die Leiden der unteren Klassen nicht nachempfunden und nicht den Wunsch gehabt habe, ihre Lage zu verbessern. Daher befassen sich auch zwei der „Drei Grundsätze“, die Sun 1905 formulierte und in vielen späteren Reden und Schriften verfocht, mit der inneren Neugestaltung des Landes: der „Grundsatz der Demokratie“ und der „Grundsatz des Lebensunterhalts“. Nichtsdestoweniger ist es vielsagend, daß er diesen beiden den „Grundsatz des Nationalismus“ voranstellte, durch den China zu einem starken nationalen Staate umgeformt werden sollte, dem man internationale Gleichheit gewährte.

Die Vorbereitung und der Inhalt von Suns politischem Vermächtnis erhellen ebenfalls, wie sehr sein Sinnen und Trachten Chinas Beziehungen mit den anderen Mächten galt. Jenes Vermächtnis wurde von Leuten aufgesetzt, die jahrelang mit ihm gearbeitet hatten; er selbst prüfte es drei Wochen vor seinem Tode, unterzeichnete es aber erst vierundzwanzig Stunden, bevor er endgültig die Augen schloß. Alles nur Mögliche ist getan worden, um es dem Geist des chinesischen Volkes einzuhämmern, und heute betrachtet man jenes Testament als den treffendsten Ausdruck der Ziele aller reformatorischen Anstrengungen, die die herrschende politische Gruppe in China unternimmt. Es lautet folgendermaßen:

»Vierzig Jahre habe ich der Sache der nationalen Revolution gewidmet, deren Ziel es ist, China einen Platz der Unabhängigkeit

und Gleichheit unter den Nationen zu sichern. Die in jenen vierzig Jahren gesammelte Erfahrung hat mich restlos überzeugt, daß es zur Erreichung dieses Ziels nötig ist, die Masse unseres Volkes wachzurütteln und uns mit jenen Völkern der Welt zu verbünden, die uns in dem gemeinsamen Kampfe als Gleichberechtigte behandeln.

Die Revolution ist noch nicht beendet. Mögen alle meine Kameraden meine Schriften: „Pläne für nationalen Wiederaufbau“, „Grundlagen des nationalen Wiederaufbaus“, „Drei Grundsätze des Volkes“ und das durch den ersten Nationalkongreß der Partei erlassene Manifest befolgen und unablässig für ihre Vollendung wirken! Vor allem aber sollte tunlichst ohne Verzug die Einberufung einer Volksversammlung und die Abschaffung ungleicher Verträge durchgeführt werden. Dies ist mein Wille und mein Befehl.«

So lautet, in wenige Worte verkürzt, die Philosophie und das Ziel des „Vaters der chinesischen Republik“ — eine Philosophie und ein Ziel, die offensichtlich vom Westen und nicht von Chinas eigener großer Vergangenheit hergeleitet sind.

Diese nach außen gerichtete Denkart rief im Verein mit dem demütigenden Gefühl internationaler Minderwertigkeit eine übertriebene Empfindlichkeit gegenüber ausländischer Meinung hervor. Das bekunden Handlungen und Darlegungen, aus denen klar hervorgeht, daß die verantwortlichen Leiter nicht zuerst an die gegenwärtigen Verhältnisse in China denken, sondern daran, was der Ausländer davon halten und wie man seine Meinung beeinflussen könnte. Unangenehme Tatsachen werden in amtlichen und nichtamtlichen Schriften beschönigt oder überhaupt übergangen. Gesetze, von denen die Schöpfer sehr wohl wissen, daß sie nicht durchführbar sind und keineswegs für chinesische Bedürfnisse taugen, werden erlassen, damit sie den Fremden in die Augen stechen. Für öffentliche Arbeiten, die ganz oder zum mindesten in solchem Maße unnötig sind, werden gewaltige Summen verausgabt und darüber dringend Notwendiges vernachlässigt. Mit pompösen, kostspieligen und weithin sichtbaren Gesten zieht man ausländische Sachverständige hinzu, damit sie sorgfältige Reformpläne ausarbeiten, die dann nachher still zum alten Eisen gelegt werden. Kurz, während innerhalb der letzten dreißig Jahre eine Menge

wirklicher Aufbauarbeit geleistet worden ist, hat man nebenher eine betrübliche Menge von Zeit, Mühe und Geld damit vergeudet, auf ausländische Nationen einen guten Eindruck machen zu wollen.

Dieses Bestreben röhrt natürlich teilweise von dem ganz normalen menschlichen Trieb her, sich von seiner besten Seite zu zeigen oder, wie es der Chinese nennt, „das Gesicht zu wahren“. Aber in China hat dieser Trieb unbedingt Auswüchse erzeugt, woran die Ausländer mit schuld sind. Sie behaupteten, daß die Beschränkungen von Chinas Souveränität gerechtfertigt seien, weil der Chinese die ihnen notwendig erscheinenden Lebensformen und Geschäftsverfahren nicht aufrechterhalten könne oder wolle. Sie beteuerten, daß sie auf ihre Vorräte verzichten würden, sobald der Chinese die Verhältnisse in China so umwandle, daß sie westlichen Ideen entsprächen. Zum Beispiel würde die Exterritorialität fallen, wenn China Gesetze und eine Justizverwaltung habe, die die Abendländer billigen könnten; die Leitung der Niederlassungen würde abgetreten werden, wenn die chinesischen Behörden bewiesen, daß sie fortan imstande seien, Städte geziemend zu verwalten. In Wort und Tat zeigten die fremden Mächte eindeutig, daß ihre Bereitwilligkeit, mit China als einem international Gleichberechtigten zu verhandeln, von dem Erfolg seiner Umformung nach westlichen Grundsätzen abhinge. Was war natürlicher, als daß der Chinese, der die Beschränkungen von Chinas Souveränität sprengen wollte, politische und sonstige Gesten mache, die seines Erachtens das Wohlgefallen der Fremden erregen würden? . . .

China, eine Nation — dieser Begriff, auf dem die nach außen gerichtete Denkart beruht, ist jedoch noch nicht tief unter die Oberfläche chinesischen Denkens und Fühlens eingedrungen. Er hat einen mächtigen politischen Einfluß gehabt, hat die meisten der politischen und viele der sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen der letzten dreißig Jahre verursacht. Aber er bleibt an der Oberfläche, im Vordergrunde der Gedanken jener, die ihn überhaupt kennen. Er hat sich noch nicht so tief ins unbewußte Gefühlsleben eingebettet, daß Reaktionen auf Entwicklungen, die China als Nation berühren, fast instinkтив erfolgen wie bei den Abendländern. Die meisten Chinesen, oft auch jene, die beim

Westen in die Schule gingen, und andere, die ständig von „internationaler Gleichheit“ reden, reagieren fast stets gemäß uralter chinesischer Art. Noch immer neigen sie dazu, eine Sachlage hinzunehmen und ihr die beste Seite abzugewinnen. Wer wird sich denn durch abstrakte Theorien ernstlich belästigen oder durch Ereignisse, die offenbar keine unmittelbare Wirkung auf das Leben haben, stören lassen? Noch ist es westlichem Einfluß nicht gelungen, die unendliche Anpassungsfähigkeit an Umstände, die während so vieler Generationen im Chinesen gezüchtet wurde, in starre westliche Folgerichtigkeit umzuwandeln.

Daher handelt der Chinese häufig in einer Weise, die den Abendländern höchst ungereimt und ganz unverständlich erscheint. Studenten können mitten in einer sehr lärmenden Anti-Fremden-demonstration ihre Rufe „Nieder mit dem Imperialismus!“ oder „Nieder mit den ungleichen Verträgen!“ oder „Hinaus mit allen Fremden!“ unterbrechen und ihre Reihen öffnen, um gutmütig einen Ausländer von der einen Straßenseite auf die jenseitige schreiten zu lassen. Eisbahnarbeiter, die ihr Abendessen verzehren, werden, nachdem sie eine Stunde zuvor eine stürmische Kundgebung gegen „fremden Imperialismus“ beendet haben, freundlich mit einem Ausländer schwatzen und lachen, ja ihm sogar einen Napf mit Essen anbieten. Studenten und Kulis meinen es mit ihrer Erregung wegen fremder Übergriffe durchaus aufrichtig. Aber diese Übergriffe sind etwas Abstraktes, etwas Abseitsliegendes; sie haben nichts mit einem einzelnen Ausländer zu tun, der gerade des Weges daherkommt. Ist er anmaßend oder „überlegen“, dann freilich zeigen sie Verdruß; doch wenn er sich zufällig nett und höflich benimmt, so dienen sie ihm mit gleicher Münze.

Diese selbe tief eingewurzelte Gepflogenheit, die Umstände so, wie sie sind, hinzunehmen und sie zu benutzen, lässt den Chinesen auch die Annehmlichkeiten der ausländischen Niederlassungen genießen. Die Fremdenviertel in den Städten Schanghai, Tientsin, Hankou und anderen Häfen haben gepflasterte Straßen, Kanalisation und Wasserleitung, regelmäßige, wenn auch nicht besonders niedrige Steuern sowie einen ziemlich guten Polizeidienst und bieten in Zeiten militärischer Unruhen etwas mehr Sicherheit für

Leben und Besitz als die benachbarten chinesisch verwalteten Gebiete. Außerdem gibt es dort mancherlei geschäftliche Möglichkeiten.

Obwohl diese Siedlungen unter ausländischer Verwaltung stehen, sind sie mit Chinesen überfüllt: Geschäftsleuten, Heerführern und Beamten, teils noch im Amt, teils schon im Ruhestand, Studenten, geistigen Arbeitern, Schriftstellern, Leuten jeder Klasse und Beschäftigung. Unwillkürlich drängt sich einem die Frage auf, ob das Wohnen in diesen Bezirken denn mit dem verletzten Stolz wegen der Beschniedung von Chinas „nationaler Souveränität“ nicht eigentlich unverträglich sei? Nach westlicher Ansicht fraglos. Doch es steht in vollstem Einklang mit dem landläufigen chinesischen Verfahren, überall die sich bietenden Vorteile wahrzunehmen. Vom Standpunkt des gewöhnlichen Chinesen, der sich gegen Politik recht gleichgültig verhält, sind die Vorteile in den Fremdenniederlassungen greifbare Wirklichkeiten. Wenn er überhaupt einmal über die Sache nachdenkt, so sieht er keinen Grund, weshalb etwas so Verschwommenes und Abstraktes, etwas den Dingen des täglichen Lebens so Fernliegendes wie „nationale Souveränität“ ihn abhalten sollte, sich jener Vorteile zu erfreuen.

Allein die gewöhnlichen Chinesen sind nicht die einzigen, denen es in den Fremdenniederlassungen behagt. Sogar Sun Yat-sen, der beharrlich betonte, daß China nichts so nötig brauche wie die Befreiung von den ausländischen Fesseln, lebte dort, wann immer es ihm bequem erschien. Dutzende von Gleichgesinnten, wie er aus tiefster Seele die Abschaffung der fremden Sonderrechte wünschend und sie eindringlich fordernd, haben häufig in den Siedlungen Wohnung genommen.

Das logische Mißverhältnis zwischen den Worten und den Taten dieser Männer veranlaßte manche spöttische Bemerkung aus dem Munde von Ausländern. Vernunftgemäß ist die Ungereimtheit unbedingt vorhanden, und die meisten Westländer würde sie verwirren; dem Chinesen hingegen kommt sie entweder überhaupt nicht zum Bewußtsein, oder sie dünkt ihn eine unwichtige Nichtigkeit. Von der Oberfläche seines bewußten Denkens her sprechend, rügt er westlichen Imperialismus in der Sprache, die er von den Westländern lernte. In Übereinstimmung mit seinen tief-

wurzelnden Eingebungen handelnd, benutzt er die Vorteile, die jener Imperialismus schuf. Mit bewußter Überlegung redet er wie die Westländer, mit unbewußter Gerechtigkeit handelt er wie die Chinesen.

Daß die Vorstellung von China als Nation noch nicht tief eingedrungen ist, beweist weiterhin die Rückwirkung des japanischen Vorgehens in den letzten drei Jahren. Jedes westliche Volk würde sich zu sofortigem und einmütigem Handeln erhoben haben, wenn man derartig in sein Land eingebrochen wäre. Keine Armee westlicher Soldaten hätte dem Befehl Folge geleistet, einem direkten Angriff innerhalb des Landes selbst keinen Widerstand entgegenzusetzen — die chinesischen Soldaten in der Mandschurei gehorchten einem derartigen Befehl.

Besonders unter den Studenten entfesselte Japans Angriff eine beträchtliche Aufregung, die dann auch über die studentischen Reihen hinaus um sich griff und bei dem wiederholten japanischen Vorrücken stets von neuem auflebte. Der Überfall auf Schanghai führte sogar zu einem desperaten bewaffneten Widerstand, der in der ganzen Welt lauten Beifall auslöste und dem Nationalstolz in China wohltat. Vor einem Vierteljahrhundert wäre die Reaktion viel engbegrenzter, viel schwächer gewesen. Und dennoch zeigt die gegenwärtige Entwicklung der Dinge, daß die Chinesen noch lange nicht so nationalbewußt sind wie die meisten westlichen Völker.

Eine gewisse Sorte von Ausländern legt dies Versagen erfreut als chinesische Feigheit aus. Aber chinesische Soldaten und Bürger haben bei vielen Gelegenheiten den Beweis erbracht, daß sie den Tod nicht fürchten. Die Erklärung des Schauspiels, das sich unseren Augen gegenwärtig bietet, ist in der Tatsache zu suchen, daß die Chinesen noch wesentlich „unnationalisiert“ sind, in ihrem steten Unvermögen, sich selbst und ihre individuellen Interessen mit der „Nation“ und deren Wohlergehen zu identifizieren, und endlich in ihrer uralten Gewohnheit, die Dinge zu nehmen, wie sie kommen, und sich nicht durch irgend etwas beunruhigen zu lassen, das sich sehr weit fort ereignet. Während die Studenten in Kanton, Schanghai oder Peking, die täglich Zeitungen lasen und tief aus dem Kelch westlicher Begriffe getrunken hatten, bei Japans Einfall in die Mandschurei vor Entrüstung tobten, fiel es den

Rikschkulis in den Straßen dieser Städte oder den Bauern auf den nahe gelegenen Gehöften ungemein schwer, zu sehen, wie etwas, das sich in so weiter Ferne abspielte, irgendwie mit ihnen zu tun haben sollte.

Japan sitzt noch immer in der Mandschurei. Es hat auch nicht durch das leiseste Zeichen seine Absicht bekundet, sie zu räumen, und ebensowenig trifft es Anstalten, für die durch seine Truppen in Schanghai angerichteten Verheerungen Entschädigung zu zahlen. Weniger sichtbarlich als durch den Einsatz von Truppen, indes nicht weniger stetig, dehnt es seinen Einfluß auf chinesische Angelegenheiten weiter aus. Nichtsdestoweniger erstirbt der anti-japanische Boykott allgemach. Die studentischen Kundgebungen haben aufgehört, und nach außen hin sieht es so aus, als ob China — und sogar die westlich geschulten Chinesen — sich entsagungsvoll mit den Ergebnissen des fait accompli abgefunden habe, wenigstens vorläufig. Nach wie vor ist der Groll gegen Japan stark, aber er liegt weniger an der Oberfläche. Man sagt sich: jetzt können wir nichts tun; wir werden mit Japan später verhandeln. Wieder einmal bestätigt sich die alte Gewohnheit des Hinnehmens und des Anpassens.

Der japanische Einbruch hat aber ein wichtiges Ergebnis gehabt. Er führt den Chinesen eindringlich zu Gemüte, daß sie für den Schutz ihres Landes nicht auf westliche Hilfe zählen können, daß China durch innere Wiedergeburt stark und mächtig werden muß. Infolgedessen hat eine gewisse Abkehr von der nach außen gerichteten Denkart stattgefunden; man beginnt einzusehen, daß es vor allem erst einmal einer gründlichen Beseitigung des inneren Wirrwarrs in China bedarf — gar nicht zu reden von der brennenden Notwendigkeit, das traurige Los der breiten Masse zu verbessern.

Die Chinesen sprechen heute weniger von fremdländischen Übergriffen als vordem. Aber da das nationale Selbstbewußtsein sich unter dem Volk verbreitet, verbreitet und vertieft sich auch das Gefühl, daß China das Opfer von Ungerechtigkeit gewesen ist — ein Gefühl, das, solange die Ungerechtigkeit bestehen bleibt, von Jahr zu Jahr bedrohlicher wird. Denn seine treibende Kraft verschwendet sich nicht mehr in krampfartigen und vergeblichen fremdenfeindlichen Protesten oder Versuchen, wahllos den

Westen nachzuahmen, sondern hat sich der Neugestaltung und Kräftigung Chinas zugewandt, um es zu stählen, damit es eines Tages kampffähig mit den anderen Nationen verhandeln kann.

2. Kräfte, die den Wandel fördern

Dampf, Elektrizität und Benzin, die rasche und billige Beförderung auf langen Strecken ermöglichen, zertrümmern das alte wirtschaftliche und soziale Gefüge Chinas, wie sie das des Westens zertrümmert haben; und in China schaffen sie, wie im Westen, auf einer viel breiteren Grundlage eine neue Art von Volksgemeinschaft.

Durch Jahrhunderte hindurch verlebte das Volk des alten Chinas seine Tage in Zonen, die uns heute sehr klein anmuten. Selbst die größeren Städte waren eher Anhäufungen dorfähnlicher Gemeinden als Gebilde aus einem Guß. Außerhalb dieser Städte war jedes Dorf der Mittelpunkt eines Kreises, dessen Halbmesser die Entfernung betrug, die ein Mann hin zu seiner Arbeitsstätte in den Feldern und wieder zurück bequem gehen konnte. Die Länge dieses Halbmessers bestimmte den Abstand von einem Dorf zum nächsten, während die kleinen Marktflecken, mit ihren Herbergen für Reisende, die Strecke einer Tagesreise zu Wagen oder zu Fuß trennte. Geographische und militärische Erwägungen waren für die Lage der meisten großen Städte ausschlaggebend. Beamte, Kuriere, Fuhrleute und Lastträger, umherziehende Schauspielertruppen und Mitglieder begüterter Familien, die Geschäfte halber reisten, bewegten sich an der Oberfläche völkischen Lebens hin und her. Aber die Knoten in dem Gewebe jenes Lebens waren die Dörfchen, die Marktflecken und die kleinen Gemeinden innerhalb der Städte, und dies Leben selbst spielte sich größtenteils in einem Kreise ab, dessen Radius weniger als zehn Meilen maß — oft sogar bedeutend weniger.

Vor einem guten Jahrhundert herrschten im Westen fast die gleichen Verhältnisse. Dann wurden der Dampf, die Elektrizität und während der letzten Jahre auch das Benzin ins Geschirr gespannt, und sie ermöglichten es Menschen, Waren, Nachrichten und Ideen, schnell und preiswert von Ort zu Ort zu gelangen. Die alten Grenzen der Berührung und des Interesses verschwanden, und das Ende der Erde selbst wurde die Grenze der Regionen,

aus denen sogar der gewöhnliche Mann die Nahrung, die er aß, die Kleidung, die er trug, und die Nachrichten, die er empfing, beziehen konnte und bezog.

Der Riß, den schnelle, billige Beförderung und Verbindung in China verursachen, ist schwerwiegender, als ihn der Westen erlebt hat, weil die ältere chinesische Gesellschaft enger in kleine Gruppen verstrickt war. Das alte Familien-, Dorf- und Zunftsystem entsprach weitgehend dem Zehn-Meilen-Radius des Lebens. Innerhalb dieses Lebens bewährte sich das System ziemlich gut; jetzt aber, wo Eisenbahnen, Lastkraftwagen, Dampfschiffe, Flugzeuge und das Radio den Kreis der Berührung und gegenseitiger Abhängigkeit vergrößern, bricht es nieder. Buchstäblich zerreißen die modernen Transportmittel die alten Dorf-, Familien- und Zunftgruppen in Fetzen, indem sie die Leute in völlig unerwarteter Zahlenmenge hierhin und dorthin tragen, absetzen und abermals weiterbefördern.

Viel ist zum Beispiel über die „Massenauswanderung“ gesagt und geschrieben worden, die sich letztthin aus den Provinzen Nordchinas nach der Mandschurei ergoß. In den letzten zehn Jahren sind allein aus den beiden Provinzen Schantung und Hope über sieben Millionen Menschen fortgezogen — eine Völkerwanderung, wie sie die menschliche Geschichte in dem Maße noch nicht erlebt hat. Ein großer Teil dieser sieben Millionen waren Saisonarbeiter, die im Frühling ihre heimatlichen Dörfer verließen und im Herbst dorthin zurückkehrten. Und diese Männer, die nach der Ernte heimkehrten und den Winter im Dorf verbrachten, trugen vermutlich mehr als die in der Mandschurei Gebliebenen dazu bei, daß der alte Zehn-Meilen-Halbmesser des Denkens und Handelns einstürzte. Unvermeidlich erweiterte der alljährliche Ausflug in die Mandschurei den Gesichtskreis dieser Leute und erweckte in ihnen ein ungeduldiges Aufbegehren gegen die alten, starren Einschränkungen: die Tatsache, daß sie nach der Mandschurei reisen konnten, verlieh ihnen eine wirtschaftliche und psychologische Unabhängigkeit von dem Dorf und der Familie, die die Fundamente der alten Mächte vernichtete.

Auch von den Häfen der südöstlichen Küste aus hat eine starke Auswanderung nach Siam, Britisch-Malakka, Indochina und anderen Ländern stattgefunden. Die letzten zehn Jahre sahen etwa

drei Millionen Menschen fortreisen, von denen ungefähr die Hälfte in ihrer neuen Wahlheimat verblieb. Wenngleich diese Zahl hinter der Auswanderungsziffer der nördlichen Bewegung zurücksteht, so darf nicht außer acht gelassen werden, daß die im Südosten Fortziehenden einen viel größeren Prozentsatz der dortigen Gesamtbevölkerung bilden und daß diese Auswanderung sich schon Jahrzehnte länger vollzieht. Infolgedessen sind auch die zerreißen den sozialen Wirkungen verhältnismäßig größer als sogar in den nördlichen Provinzen, und es ist keineswegs ein Zufall, daß diese südöstlichen Küstengebiete sich als die Brutstätte eines großen Teils der revolutionären Tumulte erwiesen haben.

Wieviel größer ist aber die Ziffer der Menschen, die sich innerhalb Chinas vermittels Eisenbahn, Kraftwagen und Dampfer hin- und herbewegen! Die Waggons dritter Klasse eines jeden Zuges, der von irgendwo nach irgendwohin rollt, sind mit Leuten vollgepfropft. Auch die Güterzüge wimmeln von Passagieren, die sich zwischen Ballen und Kisten gezwängt haben, auf offenen Loren kauern oder in lebensgefährlicher Weise an irgendeiner Stelle, die ihnen und ihrem Bündel gerade noch einen schwachen Halt bietet, hängen. Kein Ausländer, der solche Züge nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich einen Begriff davon machen, wie voll sie sind.

Die Autobusse sind ebenfalls überfüllt. Jedes Vehikel, das auf vier Rädern einen Weg entlangschleichen kann, trägt nach kurzer Zeit eine Last, die allen Berechnungen des Erbauers in bezug auf Tragfähigkeit Hohn spricht. Trotz der niedrigen Fahrpreise wirft die Beförderung dieser zusammengepferchten Menschenherden hohe Gewinne ab — oder würde sie jedenfalls abwerfen, wenn die Soldaten den Autobusbesitzern das ganze Geld ließen. Desungeachtet lohnt sich das Geschäft so sehr, daß Kraftwagengesellschaften den Bau neuer Wege, auf denen sie ihren Betrieb ausdehnen können, nicht scheuen. 1921 erst baute das amerikanische Rote Kreuz die erste besonders für Motorverkehr bestimmte Straße. Heute besitzt China 50000 Meilen derartiger Wege. 1923 gab es noch keinen regelmäßigen Autobusverkehr von Peking aus; im Frühling 1934 aber verließen täglich durchschnittlich über hundert Autobusse die Stadt nach allen Richtungen, und alle waren überfüllt.

Die Dampfer auf den Flüssen und längs der Küste können sich auch nicht über einen Mangel an Fahrgästen beklagen. Bei jeder Landungsstelle kostet es einen Kampf, diejenigen zurückzuweisen, die noch mitfahren wollen, nachdem schon jede Kabine und jeder Zoll Deckplanke einen Inhaber hat.

Wie diese unermeßliche Fortbewegung von Leuten das alte soziale Gefüge Chinas untergräbt, leuchtet wohl ohne weiteres ein. Eine Eisenbahn- oder eine Kraftwagenlinie, die in halbwegs erreichbarer Nähe an einem Dorf vorbeiführt, zerstört unweigerlich die einstige Abgeschiedenheit und Selbstgenüge. Neue Waren und neue Ideen kommen herein; neue Abflußkanäle für Dorferzeugnisse und neue Arten des Lebenserwerbs entwickeln sich. Vor allem aber treffen neue Leute ein, und den Dörflein bieten sich neue Möglichkeiten fortzukommen. Die Gewalt, die die alten Gruppen über den einzelnen hatten, weil er seinen Lebensunterhalt nur in dem Familien- oder Dorfkreis finden konnte, ist dahin. Jetzt kann er auf und davongehen, und er nutzt diese neue Freiheit weidlich aus.

Wohin man auch blickt, ändern die modernen Beförderungsmittel das wirtschaftliche Leben Chinas von Grund auf, spinnen neue Fäden gemeinsamer Interessen und verketten selbst die entlegeneren Dörfer zu einer neuen Art nation- und weltumspannender wirtschaftlicher Zusammengehörigkeit.

Das letztere möchte ich durch ein schlichtes Beispiel beweisen. Die Schweine in gewissen Bezirken der entlegenen Provinz Szetschuan liefern Borsten von einer besonders guten Beschaffenheit, die aber in früheren Tagen den Besitzern der Vierfüßler keinen Nutzen brachten. Dann kamen Dampfer den Yangtse heraufgefahren, und dank der billigen Frachtkosten lohnte es sich für westliche Händler, jene Borsten zu kaufen, damit drüben in Amerika Zahnbürsten aus ihnen verfertigt würden. Dieselben Dampfer ermöglichten es jedoch gleichzeitig den Vereinigten Staaten, an die Dörfer Szetschuans, wo diese grunzenden Borstentiere aufgezogen wurden, Petroleum zu liefern, und zwar zu einem Preise, den die Bauern infolge des gewonnenen Borstengeldes erschwingen konnten. So hat die Dampfkraft auf dem Yangtse diesen Bauern zu einer neuen Einnahmequelle verholfen und ihnen Material für ein besser beleuchtetes Dasein beschert.

Sie hat ferner eine beträchtliche Anzahl von Menschen in ein neues Netz gemeinsamer Interessen verstrickt, das den Bauern in Szetschuan und den Käufer einer erstklassigen Zahnbürste in Amerika, den Mitbesitzer einer Erdölsonde und all die übrigen Tausende umschließt, die irgendwie an der Herstellung, der Vorbereitung für den Absatz, der Verschiffung und der Verwendung von Borsten und Petroleum beteiligt sind. Die meisten dieser Leute ahnen nichts von dem Netz, in dessen Maschen sie sich befinden; trotzdem aber ist es vorhanden.

Und jetzt ein Beispiel, wie die moderne Industrie in Verbindung mit dem auswärtigen Handel die bäuerliche Lebensnorm verändert. So ziemlich jeder dörfliche Hausstand in China hält ein paar Hühner, die sich ihre Nahrung meist schlecht oder recht selber suchen. Die paar Eier, die diese Hühner legten, dienten zu nichts weiter, als ein gelegentliches Festmahl zu liefern. Dann erfand irgend jemand im Westen ein Verfahren, Eier durch Trocknen haltbar zu machen. Irgend jemand anders dachte an all die Eier in China. Er erbaute am Yangtse eine moderne Eierverwertungsanlage und mietete Kulis, die mit ihrem Tragejoch und Körben die Gegend durchstreifen und bei den Bauern Eier einsammeln mußten — eins hier, zwei dort, ein halbes Dutzend in einer anderen Hütte. Die Eier wanderten in die Fabrik; die fertige Trockenware wurde nach den Vereinigten Staaten geschickt. Kuchenbäcker, Eisdielen, Konditoreien und ähnliche Betriebe, die einen großen Eierverbrauch hatten, machten ausfindig, daß sie bei Verwertung dieser getrockneten Eier aus China eine Menge Geld sparten. Und das Ende vom Liede war, daß die Ausfuhr getrockneter Eier sich zu einem der wichtigsten Zweige von Chinas Außenhandel entwickelte.

Aber die Geschichte geht noch weiter: Die Kulis, die die Eier sammelten, verwandelten sich in Hausierer. Sie füllten ihre Körbe mit Dingen mancherlei Art: maschinengewebte Stoffe, Flaschen voll Petroleum, Spiegel, Zigaretten, Schminke, Nadeln, Garn, Schuhe — all und jedes, zu dessen Kauf man die Bauern jetzt, da ihnen die Eier ein bißchen Geld in die Hände spielten, überreden konnte. Mithin mag das Vanilleeis, das der kleine Jimmy in New York nascht, oder das Teegebäck, das Mrs. Babbitt in Washington einkauft, eine Petroleumlampe in Wang Lungs Lehmhütte in einem Dorf des Yangtse-Tales entzünden.

Feierliche Prozession der Lamaspriester in Peking.
Der Lamaismus bezeichnet die Abart des sogenannten nördlichen Buddhismus, der nicht nur in den Himalajaländern, in Tibet und in der Mongolei, sondern auch an einigen Stellen Chinas zur herrschenden Religion geworden ist.



Höhlenbewohner des Sandsteingebirges in der Provinz Schansi beim Dreschen des Korns. Das kontinentale Klima mit seinen heißen Sommern und kalten Wintern, wie auch die Armut der unteren Bevölkerungsschichten veranlaßt die Landbewohner zu den temperaturausgleichenden Höhlenbauten.



Beim Ackerbau — die weitaus wichtigste wirtschaftliche Betätigung in China — beginnt die moderne Beförderung ebenfalls wichtige Veränderungen hervorzurufen.

Unter den alten Verhältnissen sah sich jeder kleine Abschnitt gezwungen, seine eigene Nahrung anzubauen und von den Erträg-nissen zu leben. Die Transportkosten waren zu hoch, als daß es sich hätte ermöglichen lassen, Getreide über längere Strecken fort-zuschaffen. Mithin starben die Leute in einem Gebiet oft an Hun-ger, während in einer nach heutigen Begriffen kurzen Entfernung die Bevölkerung litt, weil sie mehr Getreide hatte, als sie verkaufen oder verbrauchen konnte. Bei der großen Hungersnot von 1876 bis 1878 war es schlechtweg unmöglich, größere Getreidemengen weit in das Elendsgebiet hineinzubefördern, wohingegen bei der gleich großen Hungersnot von 1928—1930, die dieselbe Region heim-suchte, Getreide mittels der Eisenbahn aus der Mandschurei geholt und dann durch Lastautos ins Innere geschafft wurde, wo es noch keine Schienenstränge gab. Millionen Darbender entgingen so dem Hungertode, und die Bauern in der Mandschurei hatten auch Ur-sache, zufrieden zu sein.

Da man jetzt über diese modernen Transportmittel verfügt, lohnt es sich auch, große Bewässerungsarbeiten vorzubereiten, da-mit sich gewisse Landstriche des Nordwestens von halb unfrucht-baren, dünn besiedelten Gebieten in weite Kornkammern verwandeln, aus denen das Volk anderer Provinzen gespeist werden kann. Und zum erstenmal in Chinas langer, langer Geschichte darf man mit Fug und Recht auf einen Tag hoffen, an dem die gesamte Bevölkerung satt zu essen haben wird.

Zum erstenmal ist es auch für die Bauern möglich geworden, besondere Bodenbeschaffenheit oder klimatische Vorteile auszu-nutzen. In den vergangenen Zeiten ließ sich eine landwirtschaft-liche Spezialisierung nicht durchführen, weil die Erzeugnisse eines Bezirks, vor allem leicht verderbliche, nicht mit jenen eines an-deren ausgetauscht werden konnten.

In sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht dürfte die Billigkeit moderner Beförderung vermutlich wichtiger sein als die Schnellig-keit; in politischer Hinsicht kommt der Schnelligkeit größere Be-deutung zu: die Schnelligkeit des Telegraphendrahts, der Nach-richten von einem Ende des Landes zum anderen jagt; die Schnel-

ligkeit von Zügen und Kraftwagen, die Briefschaften, Zeitungen und Truppen fortschaffen; die Schnelligkeit bewaffneter Flugzeuge, die innerhalb von Stunden ein Aufstandsgebiet erreichen können, zu dem man früher erst nach wochenlanger Reise gelangte. Während Chinas langer Geschichte war irgend etwas, das einer wirklich zentralisierten Autorität gleichkam, völlig unmöglich. Offiziere, Boten und Truppen der Pekinger Regierung bewegten sich so langsam vorwärts, daß man es den Provinzialbehörden notwendigerweise überlassen mußte, mit den örtlichen Angelegenheiten nach Gutdünken zu verfahren, und Aufstände konnten einen Bezirk schon böse verwüsten, bevor Peking überhaupt nur hörte, daß irgendwas nicht in Ordnung war. Gewiß, die Verhältnisse ändern sich jetzt, wo Schnelligkeit die Entfernungen zusammenschrumpfen ließ; trotzdem scheint aber eine solche starre Zentralisation, wie sie verhältnismäßig kleine Reiche wie Italien, Deutschland oder Japan haben, in China jenseits der Grenzen des Möglichen zu liegen. Gleichwohl arbeiten die Kräfte auf eine Zusammenziehung hin.

Stets ist die öffentliche Meinung in China mächtig gewesen — ungeachtet aller primitiven Verschwommenheit, die ihr anhaftete. Heute, da die Telegraphenlinien als feinfühlige Nervenfasern durch den politischen Körper laufen, entwickelt sich eine neue Art von öffentlicher Meinung, weitsichtig, schnell reagierend, einheitlich. Jetzt wissen die Leute in den Hauptzentren innerhalb weniger Stunden, wann und wo irgend etwas Wichtiges vorgefallen ist, während früher Monate verstreichen konnten, ehe die Nachricht sich im ganzen Lande verbreitet hatte. Und da man in jedem Zentrum sofort erfährt, was die Bewohner der anderen Zentren über das Vorgefallene denken und sagen, entsteht sozusagen eine gemeinsame Reaktion. Plötzliches Aufflammen völkischen Fühlens, das ganze Land erfassend — nein, das konnte es früher nicht geben. Heute ist es fast unvermeidlich. Als die Studenten in Peking am 4. Mai 1919 mit der Polizei zusammenstießen, wußten ihre Kameraden in Schanghai, Kanton, Hankou und solchen Binnenstädten wie Tschengtu in Szetschuan und Taiyun in Schansi in weniger als einem Tage darüber Bescheid und veranstalteten in weniger als einer Woche Sympathiekundgebungen. Nachrichten von diesen Kundgebungen ermutigten wiederum die Pekinger Studenten,

ihre Sache weiter zu verfechten. Die Meinungen, Empfindungen, Gesinnungen, die Telegraph und Zeitungen verbreiteten, packten auch jene, die außerhalb der studentischen Kreise standen, entzündeten eine riesige Flamme. Niemals wäre der Studentenbewegung, die damals in Peking begann, solcher Einfluß beschieden gewesen, wenn China keine Telegraphenleitungen gehabt hätte. Und die verschiedenen Boykotts, zu denen sich China im Verkehr mit anderen Ländern während der letzten Jahre häufig entschloß, waren ebensosehr das Werk des Telegraphen und der Zeitungen, die die telegraphierten Nachrichten druckten, als der Ausfluß rein spontanen Fühlens.

Ganz langsam und nicht sehr augenfällig zwingen diese neuen Gelegenheiten das chinesische Volk, nicht mehr nur in dem engen Kreis seiner unmittelbaren Nachbarschaft zu denken und zu fühlen. Die Lehrer der Universitäten und Schulen müssen zum Beispiel über die gegenseitige Arbeit ständig unterrichtet sein, was die Gelehrten des alten Regimes nicht nötig hatten. Geschäftsleute müssen dem Pulsschlag von Ereignissen nachspüren, die sich weit außerhalb der Stadt oder sogar der Provinz, wo ihre Büros liegen, abspielen. Selbst die Bauern entlegener Bezirke fühlen die Wirkung von Störungen jenseits des Horizontes, seitdem sie ihre Erzeugnisse nach fernen Märkten schicken und etliche ihrer Gebrauchsgegenstände aus fernen Quellen beziehen. Die neuen Gelegenheiten ermöglichen es dem Volk nicht nur, national zu denken, sondern zwingen es förmlich dazu, gleichgültig, ob es ihm paßt oder nicht — genau so, wie sie es zwingen, die sozialen und wirtschaftlichen Kreise seines Lebens zu erweitern.

Infolge dieser neuen Möglichkeiten, die eine rasche Verschiebung von Truppen zulassen, sieht sich die Zentralbehörde auch imstande, über ein viel ausgedehnteres Gebiet als vordem die militärische Herrschaft auszuüben. Und gerade die politisch-militärischen Wirkungen der allmählichen Einführung von Eisenbahnen und Dampfern, hernach von Kraftwagen und neuerdings von Flugzeugen sind so bedeutungsvoll, daß sie eine kurze Be trachtung verdienen.

Bevor die Eisenbahnen gebaut und Dampfer verfügbar waren, wälzten sich die Bürgerkriege langsam über weite Landstriche, und sobald der Aufruhr über einen kleinen Bezirk hinausgriff, war der

angerichtete Schaden groß. Eisenbahnen und Dampfer beschleunigten die Truppenbewegungen, wodurch die entscheidenden Kämpfe schneller einsetzen; gleichzeitig aber kanalisierten sie das Ringen, da das Ergebnis viel mehr von der Geschicklichkeit abhing, schnell längs einer Eisenbahnlinie vorzurücken, als langsam quer durchs Land vorzustoßen. Daher wurden auch die unaufhörlichen Zwistigkeiten zwischen den Heerführern von 1917 ab innerhalb eines verhältnismäßig schmalen Gürtels längs der Schienenstränge ausgefochten. Für die ausländischen Aktionäre dieser Bahnen war das recht unangenehm, aber der Schaden, den das Land erlitt, wurde hierdurch bedeutend beschränkt.

Dann erkannten in der Mitte des Jahres 1920 die Truppenführer plötzlich die Brauchbarkeit des Motorverkehrs. Besonders in den nordchinesischen Ebenen können Erdwege, die aber für den Truppentransport und die Zufuhr von Proviant genügen, rasch und leicht gebaut werden. Und sie wurden gebaut. Wiederum ergossen sich die kämpfenden Scharen breit über das Land; doch die Flut der „Bürgerkriege“ floß dennoch schnell.

Jetzt ändern Flugzeuge das ganze politisch-militärische Bild sogar noch gründlicher, als Eisenbahnen und Lastkraftwagen es getan haben. Ein halbes Dutzend moderner Kampfflugzeuge vermögen eine Revolte geschwinder zu ersticken als ein ganzes „Banner“ der alten Mandschu-Armee oder ein Dutzend moderne Regimenter, die an die Erde gefesselt sind. Eine Regierung, der eine genügend große Luftstreitmacht zur Verfügung steht und die diese auf strategische Punkte im ganzen Lande verteilt, ist imstande, in nie geahnter Weise eine zentralisierte militärische Herrschaft aufzurichten.

Militärflugzeuge können das Land auch von den Soldatenhorden befreien, die es unablässig heimsuchen. Jeder militärische Führer in China, von dem kleinen Häuptling einer zerlumpten Armee von zehntausend aufwärts, hat über die Notwendigkeit der Auflösung jener Banden gesprochen. Auf den zahlreichen Konferenzen, die wegen dieser Angelegenheit abgehalten wurden, begrüßten sämtliche wichtige Befehlshaber die Verminderung der Armeen — der Gegenseite. In Wirklichkeit geschah gar nichts. Die Zahl der „bewaffneten Kulis“ wuchs von Jahr zu Jahr, denn selbst mit Eisenbahnen und Motorkraft blieben Entfernung und Transport-

schwierigkeit Schranken, die ein schnelles, zwingendes Handeln hemmten. Für Flugzeuge gibt es diese Schranken nicht, und eine Regierung, deren Streitkräfte durch die Luft sausen, kann die Auflösung der Banden vollziehen.

Eisenbahnen, Dampfer und Kraftwagen gaben den Kämpfen ein schnelleres Tempo — Flugzeuge beenden sie vielleicht. Die mehr oder weniger steten „Bürgerkriege“ zwischen rivalisierenden Truppenführern, die zwischen 1917 bis 1930 so verheerend wüteten, werden sich vermutlich ebensowenig wiederholen wie das langsame, verwüstende Sieden des T'ai P'ing-Aufstandes. Bewaffnete Revolte mag zwar noch ausbrechen, aber entweder wird ihr rasch Erfolg beschieden sein, oder sie wird rasch unterdrückt werden. Und man darf sich der Hoffnung hingeben, daß in absehbarer Zeit die Bauern und das übrige Volk friedlich ihren Beschäftigungen nachgehen können.

So wie die Dinge augenblicklich liegen, wäre es allerdings irrig, die Anfänge einer neuen Ordnung ungebührlich zu preisen, während noch das Durcheinander des Wechsels herrscht und der Staub des Zusammenbruchs die Luft erfüllt. Teile des alten Baues bleiben, obwohl sie verwittern und der Verwitterungsprozeß sich nicht aufhalten läßt. Doch niemand kann leugnen, daß mitten in der Zersetzung auch die Wiederergänzung beginnt.

3. Eifrige Jugend

Die Injektion westlicher Ideen in den Blutstrom Chinas, der bereits durch das Gift jahrzehntelanger Mißwirtschaft und Unordnung verseucht war, erzeugte eine Reaktion in dem politischen Körper, die sich in den typischen Formen hohen Fiebers geäußert hat. Sowohl Ausländer als Chinesen haben unter diesem Fieber gelitten — die Chinesen allerdings beträchtlich mehr. Doch gerade die Stärke der Reaktion beweist Chinas Lebenskraft. Hätten nur noch die letzten Lebensfünkchen in dem „kranken Mann Asiens“ geglimmt, so würde China sich geduldig den Forderungen der Westländer gefügt haben. Und die Heftigkeit der eingetretenen Reaktion ist nicht das sichere Zeichen von Chinas Verfall gewesen, sondern von seiner fortduernden Stärke.

Selbstverständlich machte sich diese Stärke vor allem bei Chinas Jugend bemerkbar, besonders bei jenem Teil, der westlichen Ein-

flüssen ausgesetzt war: den jungen Männern und Frauen, die in westlich geführten Schulen in China oder im Auslande ihre Erziehung erhielten. Jahrtausend, jahrein setzten sich diese Studenten mit zäher Energie für die notwendigen Reformen ein. Bisweilen ließen sie sich zu jugendlichem Ungehorsam hinreißen, zu jugendlicher Anmaßung, wenn sie die sofortige Anwendung ihrer schlecht überlegten Allheilmittel für Chinas Krankheit forderten; zu jugendlicher Schärfe in ihrer unerbittlichen Verdammung anderer, die langsamer vorgehen wollten. Sie haben sich durch unkluge Führer zu schädlichen Übertreibungen verleiten und sich für selbstsüchtige Zwecke ausnutzen lassen. Nichtsdestoweniger bewiesen Chinas Studenten während dieser letzten Jahrzehnte überzeugend, daß das Vaterland in ihnen eine mächtige Energiequelle besitzt.

Wie nicht anders zu erwarten, wandten sich manche im späteren Leben von ihren Idealen ab; manche büßten die herrliche Inbrunst ihrer Jugend ein, als sie die Schule verließen und die Last des Broterwerbs auf ihre Schultern nahmen. Aber ebenso viele haben bis ins reife Alter hinein die selbstlose Hingabe zum Wohle Chinas bewahrt. Wie viele gaben ihr Leben für eine Sache hin, von der sie glaubten, sie könne China dienen! Wie viele starben, weil sie nicht schweigen wollten vor jenen, die ihres Erachtens das Land verrieten!

Sun Yat-sen begann seine Agitation, die den Sturz der Mandschus bezweckte, als er noch Student in Kanton war. Er setzte sie auf dem Britisch-Medizinischen College in Hongkong fort, wo er sich auch die ersten Anhänger erwarb. Alle jene, die hingerichtet wurden, als man seine erste Verschwörung gegen die Behörden Kantons entdeckte, waren Studenten oder kaum mit dem Studium fertige junge Männer. Die meisten der Reformatoren der „Hundert Tage“ im Jahre 1898 kamen aus den Reihen derer, die gerade ihre Ausbildung in Japan oder auf modernen Schulen Chinas beendet hatten, und eine ganze Anzahl von ihnen bezahlte den Versuch, die Regierung neu zu gestalten, mit ihrem Kopf. 1900 griffen wiederum die Studenten ein, nicht als Verbündete, sondern als Gegner der Boxer; in diesem Jahre wurden wegen ihres Festhaltens am christlichen Glauben auch zwanzigtausend Chinesen getötet, von denen nicht wenige gerade aus den Missionsschulen entlassene junge Männer und Mädchen waren.

Als Sun Yat-sen dann 1905 seinen Tung Mang Hui-Bund mit dem Hauptsitz in Tokio und Zweigabteilungen in Amerika, Frankreich, England und Deutschland ins Leben rief, stellte die chinesische Studentenschaft dieser Länder den größten Teil der Mitglieder. Damals befand sich der Mittelpunkt studentischen Wirkens außerhalb der Grenzen, in Japan, und von den dortigen viertausend Studenten sprach sich die Mehrzahl für eine Revolution in China aus, obwohl nicht alle Suns Programm bejahten.

Die Erhebung der studierenden Jugend im Herbst des Jahres 1911 glich, wie ein zeitgenössisches Manifest malerisch, aber ziemlich treffend ausführt, »dem Wehen des Windes, dem Strömen des Wassers und dem Grollen des Donners«. Im ganzen riesigen Yangtse-Tal, im weit westlich gelegenen Szetschuan, in Kanton, im Süden und ebenso in den Städten längs der Küste strömten die Jünglinge und Mädchen aus den staatlichen Lehranstalten und den Missionsschulen zu der neuen fünfstreifigen Fahne der Republik. Hunderte eilten vom Auslande herbei, um für das zu kämpfen, was die Aufrufe der Studentenarmee »die tapfere und schöne Republik China« nannten. Als die Mandschus abdankten und somit anscheinend der Sieg errungen war, spiegelten sich die Hoffnungen der begeisterten Jugend in der neuen Nationalhymne wieder, die von China als von einem Pionier sprach, ausersehen, sämtliche Nationen des Orients auf die Pfade neuer Zivilisation zu geleiten; von dem »alten, neugeborenen Vaterland, umgewandelt in eine taufrische freie Republik«; von der »Regenbogen-Flagge, wehend in ruhiger Luft«, von der »Stimme der Nation, die den Weltfrieden begehrte.«

Es verdient hervorgehoben zu werden, wie häufig in diesem Zeitabschnitt die Aufrufe, besonders jene der Studenten, die Förderung des Weltfriedens als eins der wichtigsten Ziele der chinesischen Revolution erwähnen. Wieder und wieder klingt dieser Ton durch. Heute hängen die Studenten Chinas solchen schönen, selbstlosen Träumen nicht mehr nach: grimmig denken sie an ein bewaffnetes China in einer bewaffneten Welt.

Die Studenten, die sich damals so mit Leib und Seele der republikanischen Sache verschrieben, waren unreif und unerfahren. Sie hatten keine Schulung; es fehlte ihnen an Urteilskraft. Einige von ihnen, vor allem jene, die eiligst aus dem Auslande heim-

kehrten, wollten sich Stellungen und Nebenverdienste sichern. Aber zwischen dem Schaum oben und dem Bodensatz auf dem Grunde leuchtete kristallklar das Trankopfer des Idealismus.

Dann kam jäh die große Enttäuschung. Yuan Schi-k'ai stach die schillernde Blase studentischer Lichtträume auf. Die schlimmsten Einflüsse aus der Erbschaft von Chinas Vergangenheit schienen unumschränkt die Oberhand zu gewinnen. Viele der jungen Männer, die 1911 so begeistert gejubelt hatten, begingen Selbstmord. Andere gaben müde den Kampf auf. »Uns bleibt nichts anderes übrig, als unsere idealen Pläne einzusargen«, schreibt einer der führenden Publizisten, »doch künftige Generationen werden sie wieder ausgraben.«

1914 stürzte sich der Westen, dessen Zivilisation für Jung-China der Leitstern gewesen war, in das Grauen des Weltkrieges, wodurch der Glaube der jungen chinesischen Republikaner einen neuen Stoß erhielt. Weder im Westen noch in China selbst glüht ein Hoffnungsschimmer! riefen sie verzweifelt.

Sun Yat-sen und seine Gefährten setzten trotzdem den Kampf auf dem politischen Felde fort. Aber unter den jüngeren, die bei Ausbruch des Weltkrieges in den Vereinigten Staaten und Europa studiert hatten, entstand eine neue Bewegung. Nicht durch politische Fehde könne Chinas Wiedererwachen erreicht werden, hieß es; nur Erneuerung seiner Literatur, seiner Erziehung, seiner Geschäfte, seiner Industrie werde dahin führen. Und 1917 setzte eine bedeutungsvolle Rührigkeit in diesem Sinne ein. Tsai Yuan-pei, einstmals Student in Frankreich, wurde beispielsweise zum Leiter der Nationaluniversität in Peking ernannt. Er sammelte für seine Fakultät eine Reihe kluger, aufbauwilliger Männer um sich, die ihm helfen sollten, eine literarische und kulturelle Renaissance herbeizuführen. Den Eröffnungsschuß in diesem Feldzug feuerte Hu Schih, ein ehemaliger Student der Columbia-Universität ab, indem er an Stelle der alten klassischen Schriftsprache die alltägliche Sprache als literarisches Ausdrucksmittel benutzte — ein Wechsel, der an Bedeutung dem gleichkommt, den Wycliffe in England und Dante in Italien vornahmen, als sie sich statt des bisher üblichen Lateins der „vulgären“ Sprache des Volkes bedienten.

Im gleichen Jahre, 1917 erhielt Tschang Kia-ngau, von seinen Studien in Japan heimgekehrt, den Posten des Vizegouverneurs

der Bank von China und nahm mit anderen jungen Bankleuten in Schanghai und Peking die Neureglung des Bankwesens gemäß Chinas Bedürfnissen in Angriff, wodurch die chinesische Industrie und die chinesische Regierung aus der Abhängigkeit von ausländischen Geldquellen erlöst wurden.

Im Jahre 1919 erfolgte seitens der Studenten in China ein neuer stürmischer Protest, als verlautete, daß die Herren der Friedenskonferenz Japan die ehemaligen deutschen Pachtgebiete in der Provinz Schantung zugesprochen hatten, die 1914 trotz Chinas Einspruch von Japan besetzt worden waren. Außerdem richtete sich der Groll gegen die Männer — die Anfu-Clique —, die damals in Peking das Staatsrudel handhabten und von denen die Studenten und andere glaubten, sie hätten China an Japan verraten, sozusagen als Dank für das Nishihara-Darlehen.

Die Studenten der Nationaluniversität in Peking veranstalteten am 4. Mai 1919 eine riesige Protestkundgebung gegen die Entscheidung in Paris. Einige der Demonstranten benutzten diese Gelegenheit, um durch einen Überfall auf drei der unbeliebtesten Mitglieder der Anfu-Partei ihren Zorn an der „verräterischen Regierung“ auszulassen. Darauf erfolgten mehrere Verhaftungen. Als die Studentenschaft hiergegen Einspruch erhob, setzte die Polizei dummerweise sämtliche Studenten hinter Schloß und Riegel, was einen ungeheuren Sturm entfachte. Das ganze Land geriet in Aufregung. Aus den Kreisen der Kaufleute, des Adels, der Professoren, der politischen Führer außerhalb der Regierung gingen nachdrückliche Forderungen ein, China solle den Friedensvertrag nicht mit unterzeichnen. Der Widerwille gegen die japanfreundliche Anfu-Partei war auch im Volke stark, wenngleich nicht so offenkundig wie bei der Studentenschaft. Und infolgedessen hatten die Studenten in beiden Punkten die öffentliche Meinung hinter sich.

Die unmittelbaren Ergebnisse waren der Rücktritt der drei besonders unerwünschten „Verräter“ in der Regierung und die Weigerung der chinesischen Delegierten, den Versailler Vertrag zu unterzeichnen. Ein klarer Sieg der Studenten! Sie konnten zwar nicht das ungeschmälerte Verdienst für die Weigerung, den Friedenspakt zu unterzeichnen, für sich beanspruchen; aber sie fühlten, daß ihre Agitation die wichtigste Ursache hierzu gewesen war.

Leider aber stieg ihnen dieser Erfolg zu Kopf, und hartnäckig behaupteten sie fortan, daß sie allein die Retter Chinas seien. Sie verfielen in die Gewohnheit, bei jeder möglichen Gelegenheit zu demonstrieren, manchmal auch nur deshalb, um unter dem Vorwand einer Kundgebung unbequemen Prüfungen oder sonstigen Aufgaben zu entgehen. Dann verlangten sie Mitbestimmungsrecht in bezug auf die Führung der Schulen und Universitäten, so daß schließlich das Schulwesen im ganzen Lande ernstlich darunter litt.

Ungefähr um dieselbe Zeit begannen außerdem noch der Regierung und den provinziellen Behörden die Mittel auszugehen. Die staatlichen Bildungsanstalten standen vor dem Ruin und konnten überhaupt nur offen gehalten werden, weil die Lehrer zu den größten Opfern bereit waren, damit das Erziehungswerk nicht gänzlich aufhörte. Dies alles führte dazu, daß die Knaben und Mädchen, die normalerweise zwischen 1920 und 1927 die Staats-schulen besucht haben würden, von der Stufe der Mittelschule aufwärts überhaupt keine zusammenhängende Erziehung erhielten. Etwas besser war es um die Missions- und die chinesischen Privatschulen bestellt, doch auch bei ihnen richtete die studentische Ruhelosigkeit bösen Schaden an. Die Studierenden dieser Jahrgänge wurden sowohl negativ als auch positiv schwer beeinträchtigt; negativ, indem sie die regelmäßige, lückenlose Ausbildung entbehren mußten; positiv, indem sie sich mehr und mehr daran gewöhnten, jeder eingesetzten Autorität zu trotzen, das Urteil reifer Menschen geringschätzig zu behandeln und die Sitten und Gebräuche zu verachten.

China beginnt jetzt jene Unterbrechung der Erziehung schmerzlich zu spüren. Die jungen männlichen und weiblichen Studenten der Jahre 1920 bis 1927 rücken heute allmählich in die verantwortlichen Stellen in der Regierung, im Geschäftsleben, im Schulwesen und im Leben des ganzen Landes vor. Sie besitzen Diplome und andere Zeugnisse als Beweis, daß sie „unterrichtet“ wurden. Aber gerade während ihrer Entwicklungsjahre genossen sie herzlich wenig wirklich fördernde Erziehung. Europa opferte eine Generation junger Leute im Weltkrieg, und China verlor durch die Zerrüttung des Erziehungswesens während der Jahre 1920 bis 1927 eine Generation künftiger Führer.

Abgesehen von dieser Unterbrechung der Erziehung waren auch zahlreiche Einflüsse mächtig am Werk, um Jung-Chinas Achtung vor dem Alten zu zerstören. Vielleicht wirkten am zerstörendsten die westlichen Ideen von individueller Freiheit und individuellen Rechten. Keineswegs darf aber auch die Verbreitung der Literatur der Auflehnung, die der Westen in den verflossenen Jahrzehnten hervorbrachte, unterschätzt werden: Ibsens und Shaws Theaterstücke; einige der russischen revolutionären Romane und Dramen und alle andere die Freiheit predigende Literatur, an der es wahrlich nicht mangelte. In China erschien ebenfalls eine stattliche Anzahl von derartigen Büchern, die Jung-China heißhungrig verschlang. Und gewissenhaft wurden, vor allem in den Hafenstädten, auch die freien Beziehungen zwischen westlichen Männern und Frauen nachgeahmt, in ihren Tänzen, Nachmittagstees und ähnlichen Veranstaltungen und — in dem Hollywooder Typ der Filme, die in Hunderten von Kinos bewundert werden konnten. Alle diese Einflüsse zusammen haben eine flutartige Verwerfung der älteren Maßstäbe und Normen verursacht.

Sozial kommt vielleicht der entschiedenen Ablehnung der Familienautorität die größte Bedeutung zu. Früher waren es die Familien, die die Heirat verabredeten — das zukünftige Brautpaar befragte man nicht —, während in den letzten paar Jahren Tausende junger Männer und Frauen die Wahl eines Partners selbst vorgenommen haben, oft ohne die Eltern überhaupt davon in Kenntnis zu setzen. In Hunderten von Fällen hat die „Heirat“ darin bestanden, daß die Betreffenden einfach als Mann und Frau zusammenlebten und vielleicht die neuen verwandtschaftlichen Bande durch eine Anzeige in den Zeitungen oder durch eine Karte an ein paar Freunde ankündigten. Gewiß sind nicht alle bis zu solchen Extremen gegangen, nicht alle haben öffentlich für „freie Liebe“ Propaganda gemacht; jedenfalls aber ließ sich der größte Teil der Jugend, die eine moderne Erziehung genoß, in bezug auf ihre Heirat nicht mehr bevormunden.

1927 und 1928 machten sich Anzeichen von Gesundung bemerkbar. Die Erfahrung hatte einer Generation von Studenten gezeigt, daß sie, genau wie ihre „unbrauchbaren“ Eltern, nicht über Nacht in China Ordnung schaffen konnten. Daher war die nächste Generation geneigter, den Rat älterer Leute anzuhören, die da mahnten,

Zeit und Energie nicht mehr an die Aufregungen nutzloser politischer Agitation zu verschwenden, sondern sich auf das Studium zu konzentrieren und sich so besser für späteren aufbauenden Dienst zugunsten des Vaterlandes vorzubereiten.

Eine abermalige Unterbrechung fand freilich statt, als 1931 und 1932 der dreiste japanische Einmarsch erfolgte. Doch selbst während die studentischen Kundgebungen, die Reden und die Erregung über diese neue Gefahr für China am wildesten brandeten, zeigten die erlassenen Proklamationen, um wieviel realistischer die neue Studentengeneration im Vergleich zu jener des Jahres 1919 geworden war. Denn immer wieder wurde in ihnen betont, daß China, wegen seiner Schwäche im gegenwärtigen Moment unfähig, Japan Widerstand zu leisten, alle seine Energien darauf konzentrieren müsse, sich für wirksame Verteidigung und Wiedervergeltung in der Zukunft zu rüsten.

In den Schuljahren 1933 bis 1935 haben sich die Studenten, laut der Berichte der Schulbehörden, zu ihren Büchern gehalten.

Diese letzten zehn Jahre sind Zeugen einer grausigen Verminderung von Chinas Jugend gewesen. Zehntausende von Studenten ließen ihr Leben im Kampfe, zuerst auf der nationalistischen Seite und hernach, als die jungen Männer fühlten, daß man ihr Vertrauen verriet, gegen die Nationalisten. Viele andere Tausende fielen zwischen 1927 und 1929 dem „Weißen Terror“ zum Opfer. Es ist zwar der Versuch gemacht worden, das, was den Studenten, jungen Männern und Frauen, angetan wurde, zu rechtfertigen. Aber es wird einem schwer, jene Argumente ruhig anzuhören, wenn man sich das jammervolle Hinschlachten einer Jugend vorstellt, deren Hauptfehler darin bestand, daß sie sich mit allzu heißer patriotischer Inbrunst und allzu eifrig für die Wohlfahrt des Landes einsetzte.

Der „Weiße Terror“ vernichtete in dem Gebiet, wo die Nationalisten herrschten, zeitweilig den offenen Widerstand. Aber er legte — wie immer, wenn solche Maßnahmen angewandt werden — die Saat zu noch viel ernsthafterer Opposition. Die sogenannten kommunistischen Armeen, die sich so machtvoll den Nankinger Behörden widersetzt haben, sind zumeist die Schöpfungen junger männlicher und weiblicher Studenten, die jener „Weiße Terror“ zur Verzweiflung trieb.

Die neue Stille der Studenten könnte durchaus ermutigend sein, wenn nicht bisweilen unheilvolle Zeichen offenbarten, wie sehr die Jugend Chinas fühlt, daß China sich nur durch Waffengewalt in einer so stark militarisierten Welt zu schützen vermag. Um nur ein Beispiel anzuführen: zehn Jahre zuvor hielten die Studenten Massenversammlungen ab, die ihren Widerspruch gegen den Vorschlag, freiwillige militärische Schulung einzuführen, zum Ausdruck bringen sollten. Sie empfanden es, infolge ererbter altchinesischer Anschauungen, tatsächlich als eine bittere Beleidigung, daß man ihnen, der geehrten und ehrenwerten Gelehrtenkaste, zumutete, sich in den Fertigkeiten des verachteten Soldaten zu üben. Heute stählen fast sämtliche Studenten, Jünglinge und Mädchen, ihren Körper durch militärisches Training, eingestandenermaßen, weil sie sich vorbereiten wollen, um für China zu kämpfen — gegen einen ausländischen Feind oder, sollte es nötig sein, gegen ihre eigene Regierung.

DER NEUE AUFSTAND

Die „kapitalistischen“ Abendländer führten revolutionierende Ideen nach China ein, aber sie predigten nicht eigens Revolution. Und noch weniger nahmen sie tätig und offen an revolutionären Erhebungen teil.

Die kommunistischen Russen taten beides; im geheimen von 1921 bis 1923, offen und unter dem nationalistischen Banner von 1923 bis 1927. Dennoch wandten sich — knapp vier Jahre, nachdem ihre Hilfe bei einer Revolte gegen die eingesetzten Behörden offenkundig angenommen wurde — dieselben Männer, denen sie geholfen hatten und die nun selbst Behörden geworden waren, gegen sie, vertrieben sie aus China und versuchten verzweifelt, die eingepfosten Ideen auszurotten.

Die Russen schufen in China keine Revolution, auch nicht die Bedingungen für eine Revolution. Aber während die Nationalisten kämpften, um die Herrschaft zu erlangen, leiteten die Russen den Strom blinder Revolte in Kanäle, die die nationalistische Sache mächtig förderten. Seither läuft er in diesen Kanälen, doch nunmehr hilft er anderen, die sich ihrerseits wieder gegen eingesetzte Autorität empören.

Der Strom rauscht am gewaltigsten in den mittleren Yangtse-Provinzen, weil die Verhältnisse dort am schlimmsten waren, aber er durchdringt das ganze Land. Seit einem Jahrzehnt, seit die russisch geschulten Propagandisten die Kanäle gruben, fließt er stetig und stark. Wird er weiter in ihnen fließen, Jahr für Jahr an Macht gewinnend? Sollte sich dies ereignen, so würde diese Revolte etwas Neues in Chinas Geschichte sein und enthüllen, daß der russische Einfluß wirklich in die Tiefe drang. Oder wird sie, wie alle früheren Bauernaufstände, allgemach ihren Ungestüm verlieren?

Wie auch die Zeit jene beiden Fragen beantworten mag — die Fluten, die durch die russische Teilnahme an dem nationalistischen Vorrücken entfesselt wurden, gehören heute zu den stärksten Einflüssen in China. Und deshalb lohnt es sich, kurz die Geschichte jener Teilnahme zu skizzieren.

1. Geographie und Psychologie

Man stelle sich ein gewaltiges, roh gezeichnetes Rechteck vor, das sich von der südöstlichen Küste bis zu den Vorbergen des Himalaya tausend Meilen landeinwärts erstreckt und die sechshundert Meilen zwischen dem Yangtse und der südlichen Küste bedeckt. In der Mitte dieses Rechtecks liegt, volle Dreiviertel des Gebietes ausfüllend, ein Haufe von Bergen. Mit Ausnahme der südwestlichen Ecke zieht sich an den Rändern ein Streifen ziemlich flachen, anbaufähigen Bodens entlang, der in der Breite zwischen einem Dutzend und etwa hundertfünfzig Meilen schwankt. An der nordöstlichen Seite des Rechtecks liegt die Ebene der Provinz Hunan. Noch weiter ostwärts — die Provinzen Kiangsi, Nganhwei und teilweise auch Tschekiang durchschneidend — läuft der Streifen Ackerland als verhältnismäßig schmales Band zwischen den Zentralbergen und dem Yangtse hin. Im nordöstlichen Zipfel breitet sich südlich vom Flusse die Ebene des Yangtse-Deltas aus, wo der Streifen sich beträchtlich verbreitert und, mit einer Wendung, durch die Provinzen Tschekiang und Kiangsu der östlichen Ecke des Rechtecks zustrebt. Längs der Küste, das heißt auf dem Gebiet der Provinzen Tschekiang, Fukien und Kwangtung, ist der Streifen ungemein schmal, während er an der südlichen Seite wieder breiter wird. Aber nirgendswo nimmt er nur annähernd die Ausmaße der großen Ebene des Gelben Flusses in Nordchina an. Im übrigen liegt jeder Punkt dieses Grenzstreifens ziemlich nahe an den Bergen.

Sowohl diese Berge in der Mitte des gewaltigen Rechtecks als auch jene, die jenseits der Hunan-Ebene im Westen aufragen, sind seit undenklichen Zeiten die Heimat von Aufrührern gewesen. Von engen Tälern durchfurcht, bilden sie eine wirklich unbewegbare Feste, zu der geächtete oder verzweifelte Leute von den Grenzebenen fliehen und von wo aus sie in das Flachland einbrechen können. Prä-chinesische Stämme, durch die frühen Chinesen aus diesen Grenzebenen verjagt, zogen sich in diese Bergwelt zurück und haben dort ihr altes Stammesdasein weitergeführt, unbesiegt und unbesiegbar. Immer wieder verirrten sich Armeen, die mit der Verfolgung der Gebirgsräuber beauftragt waren, in dem Gewirr der Schluchten und Pässe und wurden dort

vernichtet. Eine Dynastie nach der anderen hat unten in den Ebenen ihre Herrschaft aufgerichtet, aber keine einzige vermochte sie tatsächlich auf die gebirgige Region auszudehnen.

Aber auch in den Ebenen, die das gigantische Rechteck einsäumen, herrschten, besonders während der letzten Jahrzehnte, Zustände, aus denen sich Revolten entwickeln mußten. Das Land, das zur Bestellung taugt, ist dichter besiedelt als irgendein anderer Teil der Erdoberfläche, so dicht, daß auf jede Person viel weniger als ein halber Morgen entfällt und daß Familien, die zwanzig Morgen besitzen, zu den Reichen gerechnet werden. Von jeher bewahrte die meisten Leute eine sauer verdiente und sorgfältig gesammelte Ernte gerade vor dem Verhungern. Viele sind infolge von Unglücksfällen, Naturkatastrophen und Kriegsschäden in die Klauen von Wucherern geraten, die dreißig, vierzig, ja auch fünfzig Prozent jährlich Zinsen verlangen, oder von Besitzern, die die Hälfte oder noch mehr als die Hälfte der Ernten vom Pachtland beanspruchen. Diese unerhörten Forderungen stürzen natürlich die Opfer immer tiefer in Schulden. Durch solche Verhältnisse, verbunden mit dem steten Preissturz für landwirtschaftliche Erzeugnisse, den die letzten Jahre brachten, mit den Plünderungen in den „Bürgerkriegen“ und mit den willkürlichen Kriegssteuern, die die kleinen Truppenführer erhoben — durch all diese Verhältnisse ist das meiste von dem bestellbaren Land dieser Grenzebenen in den Besitz eines sehr kleinen Teils der Bevölkerung übergegangen. In der Provinz Kwangtung zum Beispiel besitzen zwei Prozent des Volkes mehr als die Hälfte des ertragfähigen Landes und drei Viertel des Volkes besitzen nur ein Fünftel des Bodens, der bebaut wird. In anderen Teilen der Ebenen sieht es kaum anders aus. Unendlich viele Menschen nennen überhaupt kein Land ihr eigen, andere winzige Stückchen, so daß sie noch etwas Pachtland bearbeiten, um nicht vor Hunger zu sterben.

Und nun geh zu solchen Leuten und sage ihnen, daß das Land von Rechts wegen dem gehört, der es bestellt, und nicht den Grundbesitzern, die müßig in den Tag hineinleben; sage ihnen, daß der Reichtum denen gehört, die ihn im Schweiß ihres Angesichts zusammentragen, und nicht den Geldleihern, diesen erbamungslosen Blutsaugern; versprich ihnen, daß die alten Beamten



Ein buddhistischer Einsiedler mit seinen kultischen Abzeichen und Geräten. Ursprünglich ohne bestimmte Götter- und Dämonenvorstellung, ist der Buddhismus bald nach dem Tod seines Gründers [um 480 v. Chr.] entartet, in Sekten zerfallen und hat ein ausgedehntes Kloster- und Einsiedlerleben begünstigt.

Da die chinesische Dorf- und Stadtgemeinde die öffentlichen Angelegenheiten weitgehend ohne Inanspruchnahme der Zentralregierung erledigt, sind u. a. auch die primitivsten Methoden der Straßenpflege üblich. Das Bild zeigt Bauern beim Wegebau. Als Walze dient ein alter Mühlstein. Eisenbahn und Kraftwagen, die zentrale Planung der Verkehrswege erfordern, bewirken langsam einen völligen Umsturz der Selbstverwaltung auf verkehrstechnischem Gebiet, was auch schwerwiegende politische Folgen hat.



von den neuen Volksfreunden vertrieben werden sollen, daß man Wucherern und hartherzigen Grundbesitzern das Handwerk legen und die Herrschaft aus Händen, die das Nichtstun samtweich machte, fortnehmen und sie den von der Arbeit schwielig gewordenen Fäusten anvertrauen wird — sage und versprich das alles, und was wird sich dann ereignen? Unweigerlich? . . . Genau das, was sich ereignete, als die Nationalisten mit ihren Soldaten und ihren Propagandisten von Kanton aus die Kwangtung-Ebene überschwemmten, hierauf die Gebirgsketten überschritten, um in die Hunan-Ebene zu gelangen, und dann hinab ins Yangtse-Tal schwärmt. Die Bauern entboten denen, die sich als ihre Befreier ausgaben, ein warmes Willkommen. Und hier, dort und sonstwo nahmen sie Rache an jenen, die sie bedrückt und geknechtet hatten.

Wiegle das Volk mit solchen Reden auf; gib ihm solche Versprechungen. Dann weigere dich, aus Überzeugung oder aus sonstigen Gründen, nicht nur, die Versprechen zu halten, sondern geh mit aller Roheit gegen jene vor, die das Reden und die Versprechungen noch ernst nehmen — nun, was wird sich jetzt ereignen? Natürlich brechen neue Revolten los.

Tu all dies in einem Gebiet, wo in ziemlicher Nähe zerklüftete Berge ein sicherer Hafen für jene sind, die sie kennen, und eine Falle für jene, die sie nicht kennen; dann versuche jahrelang, die Empörung durch grausame Unterdrückung zu ersticken. Kannst du eine andere Folge erwarten, als daß die Empörung anschwillt, um sich greift — besonders, wenn sie schlau geführt wird und wenn die Rebellen immerhin einige der Versprechungen von besseren Lebensbedingungen für das Volk wahr machen?

Der nationalistische Vorstoß nordwärts glückte aus denselben Gründen, die später der kommunistische Aufstand ausgebeutet hat. Müssten diese Gründe nicht jedem einleuchten, der einen Augenblick nur die sozialen Zustände und die Geographie des Gebietes studiert, wo diese Erfolge davongetragen wurden? Ebenso einleuchtend sind die Ursachen der Ausschreitungen, von jenen verübt, die die eingesetzten Behörden bekämpften. Viel weniger ist jedoch die barbarische Wildheit zu verstehen, mit der man bei dem Versuch, die Revolten zu unterdrücken, vorging;

sogar vom Standpunkt unverfälscht selbstsüchtigen Interesses aus ist sie nicht zu verstehen, erst recht aber nicht, wenn irgendwie ein ehrlicher Wunsch, das Los des Volkes zu verbessern, in Betracht kommt. Es wäre eine bessere Taktik gewesen — und schließlich auch viel billiger —, zu einer Neuverteilung des Bodens und zu anderen grundlegenden Reformen zu schreiten, anstatt sich mit der Ausrottung des Feuers der Revolte abzuplagen, das durch die Verhältnisse ständig neue Nahrung erhielt.

2. Rußland greift ein

Die kommunistischen Russen begannen die ersten vorsichtigen Tastversuche, als Moskau 1919 in einer Erklärung auf die Sonderrechte verzichtete, die die zaristische Regierung China abgenötigt hatte. 1921 schickte Lenin einen Sondervertreter nach China, der insgeheim die kleine chinesische Kommunistenpartei, die fast ausschließlich aus Intellektuellen, nicht aus Mitgliedern des Proletariats bestand, organisierte. (Oder umgestaltete und erneuerte — die Berichte hierüber sind nicht eindeutig klar.) Im nächsten Jahr trafen die offiziellen Vertreter aus Moskau ein und knüpften Verhandlungen an, die endlich im Mai 1924 zu einem Vertrage führten und diplomatische Beziehungen zwischen China und Sowjetrußland festsetzten.

Während diese Verhandlungen gediehen, suchten Sowjetagenten Verbindungen mit Einzelpersonen herzustellen, die möglicherweise nützlich sein konnten. 1922 und 1923 ließen sie es sich angelegen sein, den stärksten Heerführer im Norden, General Wu Pei-fu, zu überreden, er möge sich bei seinem Streben nach der Herrschaft in China doch russischer Hilfe bedienen. Aber Wu, ebensosehr Gelehrter wie Soldat, glaubte, daß Chinas Rettung auf dem Wege einer Rückkehr zu den konfuzianischen Grundlehren läge, und ging daher den Russen nicht auf den Leim. Nach diesem Mißerfolg wandten sie sich an Sun Yat-sen in Kanton. Obwohl dieser kein Kommunist war, hatte er 1918 Lenin zu dem Erfolg der Sowjetrevolution gratuliert. Ende 1922 traf sich Adolph Joffe, der offizielle Sowjetgesandte, mit Dr. Sun in Schanghai, und nach verschiedenen Rücksprachen setzten die beiden gemeinsam einen Bericht auf, in dem Rußlands Verpflichtung, imperialistisch erworbene Rechte abzutreten, erneuert wurde. Beide Männer

stimmten auch darin überein, daß China für den Kommunismus noch nicht reif sei. Der erste Paragraph dieses Dokuments beginnt:

»Dr. Sun Yat-sen sagt, daß der kommunistische Zustand oder auch das Sowjetsystem gegenwärtig nicht in China eingeführt werden kann, weil hier nicht die Verhältnisse vorhanden sind, die eine erfolgreiche Gründung des Kommunismus oder des Sowjetismus gewährleisten. Dieser Ansicht schließt sich Mr. Joffe völlig an.«

Im Herbst 1923, als Sun wieder an der Spitze der „Regierung“ in Kanton stand, erbat er, wie bereits früher erwähnt, von Rußland Hilfe in seinem revolutionären Feldzug, worauf Michael Borodin eintraf, der rasch einen führenden Einfluß in der Kuomintang erlangte und bis zum Bruch im Jahre 1927 auch behielt.

Zu Beginn des Jahres 1922 arbeiteten kommunistische Agitatoren emsig unter den Studenten, den Industriearbeitern, den Handwerkern und den Bauern. Sehr geschickt wurde die revolutionäre Propaganda geführt. Den Studenten beteuerte man, daß Rußland in selbstloser Freundschaft lediglich China helfen wolle, die Fesseln des Imperialismus abzuschütteln und die vampirhaften Heerführer, die sich vom Blut des Volkes mästeten, loszuwerden. Die Arbeiter wurden gedrängt, sich für den Klassenkampf zu organisieren, damit sie die ihnen als Proletarier gebührenden Rechte bekämen. Die Bauern erinnerte man daran, wie Beamte, Grundbesitzer und Geldleute sie geknebelt und ihnen das Land vorenthalten hätten. Und trotz der Gegenmaßregeln der Behörden im Norden und im Yangtse-Tal nahm die Propaganda und ihr Erfolg ständig zu. Arbeitergewerkschaften wurden gegründet, „Bauern- und Arbeiter-Unionen“ in vielen Bezirken außerhalb der Städte ins Leben gerufen. Dann bot sich 1924 bei der Neugestaltung der Kuomintang endlich der chinesischen Kommunistenpartei die Möglichkeit, offen hervorzutreten, zum mindesten in dem nationalistischen Gebiet. Die Basis der Zusammenarbeit entsprach den im Sun-Joffe-Abkommen niedergelegten Grundsätzen: daß China für den Kommunismus noch nicht reif sei, daß die Kommunisten jedoch in dem Kampf für nationale Unabhängigkeit und Einigung helfen wollten.

Bald darauf unterzeichnete die Pekinger Regierung mit Sowjetrußland einen neuen Vertrag, wodurch aber der offizielle Bannspruch gegen kommunistische Propaganda nicht aufgehoben wurde. Und die nördlichen militärischen Gewalthaber fuhren in ihren Anstrengungen, sie zu unterdrücken, fort.

Am meisten lächelte den Russen das Glück, als von Kanton aus der nationalistische Vorstoß nordwärts begann. Die Vorbereitungen hierfür traf man bereits 1924 durch die Schulung zweier Armeen, die eine aus Soldaten, die andere aus Propagandisten bestehend. Tschiang Kai-schek, kürzlich von einem Aufenthalt in Rußland heimgekehrt, bekam die militärische Seite und gleichzeitig russische Offiziere als Adjutanten zugeteilt. Borodin bildete die Propagandisten aus, und scharenweise traten junge Frauen und Mädchen sowohl in das Kampf- als auch in das Propagandakorps ein.

Der Plan, der auch zur Ausführung gelangte, war, die Propagandisten der Truppe vorauszuschicken, damit sie dem Volke versicherten, daß mit dem Eintreffen der Nationalisten alle Drangsal ein Ende haben würde; daß die Macht der gierigen Besitzer gebrochen werden und den Geldleihern nicht länger erlaubt sein sollte, die Armen zu schröpfen. Propagandisten vorweg, Soldaten hinterdrein! Organisierung der Bauern und Arbeiter in Verbänden, Einsetzung der Volksregierung, hohe Geldbußen für die Reichen, Hilfe und Unterstützung der Armen!

Die Brauchbarkeit des Systems wurde bei Expeditionen in die Provinz Kwangtung ausprobiert. Es erwies sich als vorzüglich. Dann setzte im Frühjahr 1926 der Marsch gen Norden ein. Ende März 1927 beherrschten die Nationalisten das Yangtse-Tal von Hankou bis nach Schanghai, was mehr das Verdienst der Propagandisten als der Soldaten war.

Selbstverständlich spielten sich schlimme Dinge ab. Bauern und Arbeiter, die plötzlich, mit behördlichen Vollmachten ausgestattet, in den Regierungskomitees saßen, wüteten in blutiger Vernichtung der mißliebigen Grundbesitzer und sonstiger Begüterter. Soldatenpöbel, der sich der nationalistischen Armee zugesellt hatte, plünderte nach Herzenslust. Der Haß gegen die Reichen im allgemeinen, geschürt noch durch die Propagandareden über „Imperialisten“, die China den Lebenssaft abzapften, bewirkte Überfälle

auf ausländische Missionare, ausländischen Besitz und ausländische Siedlungen in wichtigeren Städten. Aber warum Einzelheiten wiederholen, die schon so oft erzählt worden sind? Wind war gesät worden; Wirbelsturm wurde geerntet.

3. Der Bruch

Aber das Bündnis zwischen den Kommunisten und der Kuomintang war unnatürlich. Die Führer der letzteren zeigten, wie die Russen sagten, eine durchaus „bürgerliche Sinnesart“. Sie hatten sich um Hilfe an die Russen gewandt, weil ihnen niemand anders beispringen wollte, und die Russen hatten sie gewährt, weil sich ihnen so die Möglichkeit bot, ihre Lehren in China zu verbreiten. Auf beiden Seiten aber beabsichtigten die Führer, bei der ersten günstigen Gelegenheit das Bündnis zu brechen und Alleinherrscher zu werden.

Diese Gelegenheit kam mit der Einnahme Schanghais, die Zugang zum Meer und Verfügung über die bedeutenden Zölle und andere städtische Einkünfte bescherte. Zum erstenmal waren die Nationalisten in der Lage, sich niederzulassen und das Errungene zu festigen. Allein die Ausschreitungen, die das nationalistische Vorrücken begleitet hatten, riefen unter den „kreditfähigen Bürgern“ großes Unbehagen hervor. Außerdem verdammte die öffentliche Meinung zwar nicht die Nationalisten als solche, wohl aber ihre Verbindung mit den Kommunisten. Und Tschiang Kai-schek und den anderen Führern des rechten Flügels blieb nur die Wahl zwischen einem Bruch mit den Kommunisten oder dem Aufgeben der Hoffnung, von den Schanghaier Bankiers und Kaufleuten Unterstützung zu erhalten und sich ausländische Anerkennung zu sichern. Auch die kommunistischen Führer erkannten, daß sie, wollten sie nicht völlig ausgebootet werden, schleunigst die ganze Leitung an sich reißen mußten.

Den ersten Schachzug machten die Kommunisten in dem „Nan-kinger Vorfall“ vom 27. März 1927, einer Angelegenheit, bei der die Ausländer als Unterpfand benutzt wurden. Das russische Streben lief darauf hinaus, eine Beschießung der Stadt durch die auf dem Fluß ankernden ausländischen Kriegsschiffe sowie „schärfste“ Forderungen seitens der ausländischen Regierungen zu provozieren. Ein solches Vorgehen der fremden Mächte würde — so

rechneten die Russen — im Lande einen Sturm fremdenfeindlicher Gefühle entfachen, während dessen Toben sie sich zu Herren der Lage machen könnten. Weil aber die amerikanischen und britischen Marineoffiziere und mit ihnen die ausländischen Regierungen sich nicht den Blick trüben ließen und mit kluger Mäßigung handelten, wandte sich das Gefühl des Volkes gegen die Kommunisten anstatt gegen die Ausländer.

Dies war für die Russen der Anfang vom Ende.

Tschiang brach mit dem linken Flügel der Kuomintang und seinen kommunistischen Verbündeten, deren Parteiorganisation ihren Sitz in Hankou hatte. (Man hatte sie von Kanton nach dort verlegt.) Er errichtete eine eigene Regierung in Nanking, nannte sie die einzige rechtmäßige Kuomintang-Behörde und begann, die kommunistische Agitation und die Agitatoren, wirkliche, halbe und vermutliche, auszurotten. Teilweise bewog ihn hierzu der Wunsch, die Gunst der Schanghaier Bankleute und der ausländischen Regierungen zu gewinnen, denen er zeigen wollte, daß er nicht einmal blaßrot sei.

Doch auch die Hankouer Gruppe zog den Trennungsstrich zwischen sich und den Kommunisten, nachdem sie Anfang Juni erfuhr, daß das Moskauer Büro der Dritten Internationale Anordnungen gesandt habe, die chinesischen Kommunisten sollten eine eigene, für den Kampf gegen die Kuomintang bestimmte Armee aufstellen und noch andere Schritte unternehmen, die ihnen die Herrschaft über die Parteiorganisation geben würden. Am 15. Juli 1927 erfolgte durch die Abstimmung in Hankou der formelle Ausschuß der Kommunisten aus der Kuomintang. Zwölf Tage später reisten Borodin und die übrigen Russen über die Mongolei nach Moskau ab.

Der erste der vielen kommunistischen Aufstände gegen die nationalistische Autorität brach am 30. Juli 1927 los, als die chinesisch-kommunistischen Truppen die Hauptstadt der Provinz Kiangsi, Nantschang, eroberten. Wenige Tage später wurden sie in die Berge zurückgetrieben. Doch immerhin war das erste unabhängige militärische Unternehmen der Kommunisten gewagt worden.

Prompt ächtete die Kuomintang-Gruppe in Hankou die gesamte kommunistische Partei und schritt zu derselben unbarmherzigen

Unterdrückung, der sich Tschiang Kai-schek in den Gebieten des unteren Yangtse befleißigte. Wie er verwarfene die Hankouer das gesamte Reformprogramm, das man während des Vorrückens in und durch das Yangtse-Tal im Namen der Nationalisten den Bauern und Arbeitern verheißen hatte. Jeder, der noch irgend etwas aus diesem Programm befürwortete, wurde als „Kommunist“ gebrandmarkt und, stand er an allzu sichtbarer Stelle, vernichtet. Im mittleren Yangtse-Gebiet wütete der anti-kommunistische Pogrom wenn möglich noch mit mehr hysterischer Grausamkeit als im unteren Teil des Flusses.

Nach ein paar Monaten listigen Feilschens und Wettkampfes um den ersten Rang schloß sich die Kuomintang wieder zu einem einheitlichen Gebilde zusammen, mit Tschiang und seinen Rechtsstehenden als Leitern und dem Sitz in Nanking, wo im Februar 1928 die Bildung einer Kuomintang-Regierung erfolgte. Die Führer lenkten die Aufmerksamkeit der Schanghaier Finanzleute und der Fremden auf ihre lilienhafte Weiße, erhärtet durch die Unterdrückung der Kommunisten und die Ausweisung der letzten russischen Konsularbeamten im Dezember 1927. Bevor das Jahr 1928 zu Ende ging, nahmen sie Peking ein, machten die Regierung von Nanking zur Regierung von ganz China und sicherten sich die ausländische Anerkennung. Nun waren sie im Besitz der Macht und endgültig frei von jedem kommunistischen Makel.

Aber sie selbst hatten den Weg für die neue Revolte vorbereitet, die seit dem Jahre 1928 bedenklich anschwillt. Sie halfen während des zweieinhalbjährigen Bündnisses mit den Russen, das leicht entzündbare Material der kommunistischen Propaganda auszustreuen, dann entzündeten sie die Flammen der Empörung durch den Bruch mit den Kommunisten und fachten sie durch den entsetzlichen „Weißen Terror“, der angeblich allerdings nur das Zermalmen der „roten Drohung“ bezweckte, mehr und mehr an.

4. Die rote Flut

Wie wir gesehen haben, holten die Kommunisten Ende Juli 1927 zu ihrem ersten militärischen Streich aus. Sie wurden schnell „besiegt“, aber das Unternehmen hatte seinen Zweck erfüllt: als die kommunistischen Truppen Nantschang verließen, waren sie mit Geld, Waffen und anderen Vorräten viel besser versorgt als

vordem bei ihrem Einzug. Und die Bauern auf den Ebenen rings um das große Rechteck erreichte die Botschaft, daß das Feuer-signal bewaffneter Empörung ihrethalben entzündet worden sei — gegen die Nationalisten, die sie verraten hätten.

Dreiundeinhalb Jahr lang unternahmen die nationalistischen Zentralbehörden keinen umfassenden militärischen Zug gegen die kommunistischen Streitkräfte. Tschiang Kai-schek und seine orthodoxen Befehlshaber beschäftigte 1928 die Besetzung von Peking; 1929 und 1930 sah er sich von Revolten nichtkommunistischer einstiger Gefährten in Anspruch genommen, denen Tschiangs Machthunger mißfiel. Erst Ende 1930 eröffnete er, im Namen der Nankinger Regierung, den ersten wirklich anti-kommunistischen Feldzug.

Immerhin waren in den vorhergehenden dreiundeinhalb Jahren die Beamten bemüht gewesen, die Verbreitung des Kommunismus zu hindern. Trotzdem — vielleicht wäre es treffender, zu sagen: wegen der angewandten Methoden — wuchsen die kommunistischen Heere stetig an, hauptsächlich in dem Bereich des großen Rechtecks. Tausende strömten von allen Seiten herbei, um sich in die kommunistischen Staffeln zu reihen. Hunderte und aber Hunderte von diesen waren Studenten, junge Männer und Frauen, die sich begeistert der nationalistischen Sache gewidmet hatten, weil sie glaubten, sie dienten dadurch China, und die sich jetzt in bitterer Enttäuschung über das, was im Namen des Nationalismus verübt worden war, gegen ihre früheren Helden kehrten.

Die kommunistischen Führer bauten ihre Organisation auf. Sie schulten ihre Korps von Propagandisten und Kämpfern. Sie errichteten hier und dort kleine „Kommunistische Republiken“, die als Beispiele dafür dienen sollten, wie man später, wenn dem Kommunismus erst weite Gebiete gehörten, alles einrichten würde. Sie verschafften sich Geld, indem sie es den Reichen wegnahmen, und Waffen und Munition, indem sie die „regulären“ Truppen überfielen. Mehr oder weniger saßen ihre Streitkräfte in den Bergen des gewaltigen Rechtecks eingeschlossen, aber ihre Propagandisten schwärmteten über die Ebenen und in die Städte hinab.

Endlich, im Dezember 1930, begann der erste anti-kommunistische Feldzug der Nankinger Regierung. Nach ein paar Tagen

verkündeten frohlockende Berichte der breiten Öffentlichkeit, daß Kian in der Provinz Kiangsi erobert worden sei — kein Wörtchen aber verlautete darüber, wie die Division, die diesen „Sieg“ davontrug, in die Berge gelockt und so gut wie vernichtet wurde. Ein anderer groß aufgezogener Bericht meldete die Besetzung von Tungku — doch amtliches Schweigen deckte die Tatsache, daß die betreffende nationalistische Division durch einen Nachtangriff zerstört und entwaffnet worden war, als die Sieger unter den Wirkungen ihrer ausgiebigen Feier es an Wachsamkeit fehlen ließen. So ging es weiter. Kompanien, Regimenter, ja ganze Divisionen fielen in geschickt angelegte Hinterhalte, wurden niedergemetzelt oder gefangen und entwaffnet. Tausende von nationalistischen Soldaten liefen, mit ihren Waffen, zu den Kommunisten über. Die Bauern hielten diese über jede Bewegung, die der Feind machte, auf dem laufenden, führten die Nationalisten absichtlich irre, knallten sie nieder, sooft sich eine günstige Gelegenheit bot. Über 100000 Mann hatte Nanking ins Feld geschickt, und schon Ende Februar 1931 ließ man in Verzweiflung die Sache ruhen.

Einer der nationalistischen Generale berührte, nachdem er verschiedene Gründe für die militärische Niederlage, darunter auch Unkenntnis des Bodengeländes und Mangel an Zusammenarbeit in den nationalistischen Reihen, genannt hatte, die grundlegenden Ursachen der kommunistischen Revolte. Er sagte: »Die Unfähigkeit und die schlechte Verwaltung der Provinzbeamten, die Untüchtigkeit der Polizei, die Leute belästigte und störte, anstatt sie zu beschirmen, und die Unterdrückung durch die einheimischen Grundbesitzer, die auf Kosten der Armen feist wurden — dies alles vereint trieb das Volk in die Arme der Kommunisten ... Und die bankrotten Verhältnisse der Bauernschaft, Arbeitslosigkeit unter Handwerkern und Arbeitern und die allgemeine wirtschaftliche Not unter der Bevölkerung liefern dem Anwachsen des Kommunismus unerschöpflichen Nährstoff.«

Dem ersten Feldzug folgten vier ebenso trostlos endende andere, obwohl man ständig größere Heere einsetzte und alle Vorteile in bezug auf Zahl und Ausrüstung auf der Seite der Nationalisten lagen. Die Kommunisten erfreuten sich allerdings der noch größeren Vorteile des Wohlwollens der Bevölkerung, der Hingabe an die Sache, des Vertrautseins mit dem Gelände und der Beweg-

lichkeit. Regelmäßig bedienten sie sich derselben Taktik: ein scheinbarer Widerstand, Rückzug, wobei man die Nationalisten in die Bergwelt lockte; schnelle Märsche durch die Pässe, die die Kommunisten kannten und die Nankinger Truppen nicht; verheerende Flankenangriffe. Die Roten bewaffneten und kleideten ihre Truppen hauptsächlich mit den erbeuteten Waffen und Vorräten oder mit jenen, die fahnenflüchtige Soldaten ihnen mitbrachten. Und mehr noch als die auf diese oder jene Art erhaltenen Waffen half ihnen die barbarische, jeder Beschreibung spöttende Grausamkeit, mit der die Nationalisten ihr Mütchen an der Bevölkerung der Gebiete kühlten, die sie ihren Gegnern wegnahmen. Unter den Bürgern und den Ausländern wuchs die Furcht vor den Kommunisten ständig, während sich die Bauern, die Arbeiter und die Studenten im ganzen Lande mehr und mehr von den Nationalisten abwandten.

Bei dem sechsten Feldzug, der im Oktober 1933 begann und bis zum Sommer 1934 währte, ging man anders zu Werke. Diesmal rückte man langsam vor, befestigte die eroberten Stellungen, baute in gewissen Abständen Blockhäuser, die mit Soldaten besetzt wurden. Tschiang hat die vollständige Unterdrückung der Kommunisten innerhalb dreier Jahre angeordnet.

Wenn auch der Hauptnachdruck noch immer auf die militärischen Streitkräfte gelegt wird, so hat man doch langsam eingesehen, daß man die grundlegenden Ursachen der steten Revolte beseitigen muß. Seit 1930 machten die nationalistischen Behörden gewisse Gesten zwecks Herabsetzung der Steuern, Entschuldung der Bauern und Neuverteilung des Landes. Aber die meisten von Nankings Maßnahmen, um das Los der Bauern zu verbessern, sind auf der Stufe papierener Erlasse steckengeblieben. Überdies befriedigen die Vorschläge weder die früheren Grundbesitzer noch die Bauern. Die Grundbesitzer fordern alle ihre alten Rechte zurück oder verlangen zum mindesten eine ausreichende Entschädigung für das Land, das sie verloren, und das Geld, das sie einbüßten. Den Bauern in den Gebieten der Kommunisten genügen wiederum die halben Maßnahmen Nankings längst nicht mehr, und jenen, die außerhalb dieser Gebiete wohnen, ist der Mund durch die Versprechungen wässrig gemacht worden, die sie zuerst von den Nationalisten und dann von den Kommunisten er-

hielten. Ferner hat die Bauernschaft durch die Truppenbewegungen, durch die vierjährigen Kämpfe unsagbar gelitten — und die Kommunisten führen immerhin als Entschuldigung an, daß sie die Masse des Volkes gegen die Angriffe jener verteidigten, die nach Bruch aller Versprechungen nunmehr die alten unerträglichen Daseinsbedingungen wiederherzustellen trachteten.

Infolge der strengen Zensur aller Berichte über kommunistische Tätigkeit ist es schwierig, ein klares Bild darüber zu gewinnen, wieweit die kommunistische Bewegung vorgeschritten ist, welche Gebiete sie beherrscht und dergleichen mehr. Indes darf man ohne weiteres annehmen, daß, sofern in den Bergen des großen Rechtecks südlich des Yangtse überhaupt eine Regierung besteht, es eine sogenannte kommunistische sein wird. Auch ein gut Teil der Ebenen, die dies Rechteck einsäumen, befindet sich in den Händen der Kommunisten. Desgleichen üben sie ihre Herrschaft im nördlichen Szetschuan und im Süden der Provinz Schensi aus — beides ziemlich gebirgige, schwer zugängliche Regionen —, und ferner verbreitet sich der kommunistische Einfluß unter den Bauern der Ebene des Gelben Flusses. Einschließlich der großen Bergzone, die die Kommunisten als Operationsbasis erkoren haben — eine Zone, die seit Jahrhunderten eigentlich „Niemandsland“ gewesen ist —, herrschten sie zu Beginn des Jahres 1934 vermutlich über ein Viertel oder ein Drittel von ganz China südlich der Großen Mauer. Indes ist es kein einheitliches, zusammenhängendes Gebiet, sondern liegt hie und da, als abgerissene Stücke, verstreut.

Aber der Kommunismus, der das Individuum als eine Einheit in der großen Gruppe der Gemeinschaft betrachtet und den Besitz als etwas, das rechtmäßig eher der Gemeinschaft als dem Individuum gehört, läuft dem außerordentlich tief wurzelnden chinesischen Gefühl, daß Privatbesitz von Gütern jeder Art das Fundament der Familie, der Verbundenheit, des Zusammenhaltes sei, stracks zuwider. Als soziales und wirtschaftliches System ist der Kommunismus tatsächlich der direkte Gegensatz des Systems der kleinen Gruppen — Dörfer, Zünfte, Familien —, auf dem die chinesische Gesellschaft beruhte; und besonders schroff ist der Gegensatz zwischen ihm und der grundlegendsten dieser Gruppen: der Familie. Westlicher Individualismus und das wirtschaftliche System des Kapitalismus widersprachen den tiefrinnenden

Strömungen chinesischen Lebens viel weniger als der Kommunismus.

Überdies hat China nicht viele Jahrhunderte lang die sozialen Verhältnisse gehabt, die in Rußland der bolschewistischen Revolution den Weg bereiteten: eine Aristokratie, die — ohne Berücksichtigung der Fähigkeit oder Unfähigkeit — durch Erbschaft von einer Generation zur anderen die Macht in Händen hielt; eine lange Überlieferung gröblichster Unterdrückung des Volkes; riesige Landgüter, von Leibeigenen bearbeitet, die weder Besitz noch Rechte hatten. Hingegen haben die chinesischen Bauern eine weitgehende Freiheit genossen und sie sich durch Auflehnung gegen Unterdrückung, wenn diese unerträglich wurde, immer wieder gesichert — genau wie sie sich jetzt auflehnen, nicht als Antwort auf philosophisch formulierte politische Theorien, sondern direkt, beinahe instinkтив, wie es die Gelegenheit erforderte. Und nachdem sie sich erhoben, nachdem sie ihre Peiniger vernichtet hatten, sind sie in vergangenen Zeiten stets wieder ruhig in den Gang des täglichen Lebens zurückgekehrt. Ferner ist die chinesische Gesellschaft auch insofern ungemein beweglich und fließend gewesen, als persönliche Fähigkeit und Tüchtigkeit den Aufstieg und das Sinken des Individuums auf der sozialen Leiter bestimmte. Die höchste Stellung stand dem Bauernsohn offen, der die Begabung besaß, sie zu erringen, und der Ministersohn konnte ein Bettler werden, wenn seine Fähigkeit sich auf diesem Niveau hielt.

Das alte russische System verweigerte der Masse des Volkes die Freiheit, seine eigenen Angelegenheiten nach Belieben zu regeln, und bot ihm keine andere Aussicht als unaufhörliche Fronarbeit und Leiden. In diesem Boden konnte die Saat des russischen Kommunismus Wurzel schlagen und gedeihen, während das chinesische System für solche Saat nur sehr steinigen Boden bietet. Die Bauernrevolte, die China jetzt erlebt, und die Kristallisierung der Arbeitergarung in den Städten, die sich ebenfalls jetzt vollzieht, wird vielleicht weiterhin kommunistisch genannt werden, aber es fällt einem schwer, zu glauben, daß die Ergebnisse dieser Umwälzungen später, wenn nach den gegenwärtigen Tumulten wieder Stille eintritt, mit den Lehren Marx' viel Ähnlichkeit haben werden.

Desungeachtet halfen die Einflüsse, die aus Rußland kamen und noch immer aus jener Quelle fließen, den Lauf der Ereignisse gestalten. Sie geben den Bauern und anderen Arbeitern des Landes ein Gefühl von ihrer eigenen Wichtigkeit und ein Gefühl der Solidarität, die beide neu und von großer Bedeutung sind. Durch Jahrhunderte hindurch waren die Bauern das sichere Fundament chinesischer Gesellschaft und Zivilisation, und die Verhältnisse des Landes sind durch die Verhältnisse der Bauernschaft bestimmt worden. Chinesische Philosophen betonten zwar die Wichtigkeit, sich um das Wohl des Volkes zu kümmern, aber in der Praxis blieben die Bauern kaum wichtiger in dem ganzen System der Dinge als der Boden, den sie pflügten. Heute jedoch macht die sogenannte kommunistische Bewegung die Bauern und die Arbeiter selbstbewußt.

DAS ZERBRÖCKELN WESTLICHER VORRECHTE

Das Eindringen neuen Denkens und Handelns hat, im Verein mit einem Wandel in der Haltung der westlichen Länder, ein Bröckeln des Gefüges westlicher Rechte und Vorrechte, westlichen Ansehens und westlicher Vorherrschaft in der wirtschaftlichen und sozialen Modernisierung Chinas bewirkt.

Fast völlig haben die Chinesen das frühere Gefühl verloren, daß die Abendländer und die abendländische Zivilisation magische Eigenschaften und magische Fähigkeiten besäßen, die sie der Bewunderung und Nachahmung wert machten. Im Bank- und Finanzwesen, in der Industrie, auf dem Gebiete der Eisenbahnen und sonstiger Verkehrsmittel, in der Behandlung ausländischer Wareneinfuhr und Ausfuhr, in der Erziehung und der religiösen Propaganda ist den Fremden entweder ganz oder zum großen Teil die Führung aus der Hand genommen worden. Und trotz der andauernden politischen Schwäche Chinas hat es sich im internationalen Rat bedeutend größeren Einfluß gesichert, als es ihn zu Beginn des Jahrhunderts besaß.

Alles deutet darauf hin, daß diese Entwicklung ihren Fortgang nehmen wird. Es liegt auf der Hand, daß — ungeachtet der internationalen Versprechungen, die Unversehrtheit Chinas zu wahren — die westlichen Mächte nicht bereit sind, durch positives Eingreifen China gegen einen Angreifer zu schützen. Einige von ihnen würden offenbar sogar etwaige aggressive Bewegungen Japans verzeihen, sofern Japan als Gegenleistung sich verpflichtet, ihnen anderswo wirtschaftlich nicht ins Gehege zu kommen oder ihnen besondere wirtschaftliche Möglichkeiten einzuräumen. Aber keine westliche Macht scheint neue eigene territoriale Ausdehnung auf Kosten Chinas zu erwägen, hingegen sind wohl alle gewillt, allmählich auf die noch vorhandenen Überbleibsel der alten Vertragsprivilegien zu verzichten — allerdings mit gnädiger Anmut, da ja schließlich diese Vorrechte auf jeden Fall einmal abgetreten werden müssen.

Chinas Stellung zu Japan hat sich seit 1901 ebenfalls bedeutend geändert. Tatsächlich ist die Verwandlung Japans von einem kleinen Inselreich zu der mächtigsten orientalischen Nation — sowohl auf industriellem als auch auf militärischem Gebiet —

die wichtigste Änderung, die während der letzten Generation in Chinas internationaler Umgebung stattfand; und diese Entwicklung hat das Zentrum der Drohung fremder territorialer Angriffs-lust und wirtschaftlicher Vorherrschaft, das bisher auf der anderen Hälfte der Erdkugel lag, direkt vor Chinas Schwelle verpflanzt.

Wegen Japans Aufstieg und wegen seines neuerlichen Vorgehens in China müssen wir jetzt einen deutlichen Unterschied zwischen Chinas Beziehungen zu den Westmächten und seinem Verkehr mit Japan machen. Bis zu Japans Sieg über Rußland im Jahre 1905 konnten bei der Eröffterung von Chinas internationalen Beziehungen die Worte „ausländisch“ und „westlich“ als synonym angewandt werden. Heute geht das nicht mehr. Japan ist „ausländisch“, doch seine Interessen und seine Stellung weichen jetzt grundlegend von jener der westlichen Mächte ab. Natürlich gibt es auch zwischen den Angelegenheiten Rußlands, Amerikas, Englands und Frankreichs in und in bezug auf China Verschiedenheiten, aber diese Verschiedenheiten zwischen den westlichen Mächten sind viel weniger bedeutend als die zwischen den westlichen Mächten als einer Gruppe und Japan. Sein Einfluß, seine Anteile, seine Interessen haben während der letzten drei Jahrzehnte in China zugenommen, während die des Westens abbröckelten.

Diese Verminderung westlicher Vorherrschaft beruht hauptsächlich auf dem Wachsen des chinesischen Nationalbewußtseins. Vom Westen lernten die Chinesen, was vollkommene nationale Souveränität bedeutete und wie wünschenswert sie sei. Sie haben dann verlangt, daß die alten vertraglichen ausländischen Rechte und Privilegien aufgehoben würden, und dies Verlangen durch Taten unterstrichen, die viel dazu beitrugen, die Westländer zu überzeugen, daß Bestehen auf den Privilegien mehr kostet, als dieselben wert sind. Vielleicht hätten die Westmächte aus eigenem Antrieb kleine Schritte zum freiwilligen, völligen Verzicht unternommen, aber fraglos hat der chinesische Druck die Schritt-länge beträchtlich vergrößert.

1. Eine veränderte Einstellung

Wandlungen in der öffentlichen Meinung des Westens haben geholfen, die Hindernisse vom Pfad chinesischer nationalistischer

Selbstbehauptung wegzuräumen. Bestimmt ist ein gut Teil — aber nicht alles — der alten Ansicht über die Chinesen verschwunden: der Ansicht, daß die Chinesen als „Heiden“ außerhalb des Kreises christlicher Nationen ständen, die in ihren Beziehungen untereinander sowohl Rechte als auch Pflichten hatten. Hieraus ergab sich naturgemäß Chinas Aufnahme als rechtmäßiges Mitglied in den Völkerbund und seine Erwählung in den Rat. Außerdem zeigt sich die Veränderung in dem Ernst und dem Eifer, mit dem man sich dem Studium chinesischer Kunst, chinesischer Kultur, chinesischer Philosophie und Zivilisation im allgemeinen hingibt. Auch im Geschäftsleben gelangte man im Westen zu der Überzeugung, daß die westlichen Kaufleute sich in China chinesischen Gebräuchen und Gesetzen anpassen müßten. Der Typ des Geschäftsmannes, der sich zu rühmen pflegte, daß er trotz vielerjährigen Aufenthalts in China nicht ein Wort von „der gemeinen Sprache“ kenne, stirbt rasch aus.

Die Haltung der Missionare hat sich gleichfalls gewandelt. Zwar meinen sie noch immer, daß das Christentum die einzige würdige Religion sei, und noch immer finden sich etliche, die wähnen, das „Heidentum“ könne nichts Gutes enthalten; aber die Weitsichtigeren — und heute sind sie vermutlich in der Überzahl — gehen darauf aus, das Gute in den nichtchristlichen Religionen zu studieren und zu betonen. Da schreibt zum Beispiel 1931 ein führender amerikanischer Missionar: »Die moderne Mission sollte danach streben, zuerst die Religionen rund herum zu kennen und zu verstehen, dann die vorhandenen verwandten Elemente anerkennen und sich mit ihnen verbünden . . . Es ist wahrlich nicht Pflicht des christlichen Missionars, die nichtchristlichen Religions-systeme anzugreifen . . . Der Christ soll sich als ein Mitarbeiter aller Kräfte innerhalb einer jeglichen Religion betrachten, die der Gerechtigkeit dienen.«

Welch ein grettes Mißverhältnis besteht zwischen dieser neuen Einstellung westlicher Regierungen und westlicher Privateute und der Aufrechterhaltung der überlebten Formen westlicher Vorherrschaft! Ist es nicht zum Beispiel im höchsten Grade unlogisch, wenn die westlichen Regierungen bei ihren Sonderrechten beharren wollen, die zweifellos chinesische Souveränität beschneiden, und gleichzeitig China zu einem Mitglied des Völkerbundrats er-

heben? Nicht minder ungereimt ist die Anerkennung chinesischer Philosophie und Kultur als eine der größten, die die Menschheit geschaffen hat, und das alte westliche Gefühl, daß der Westen „die Aufgabe des weißen Mannes erfüllen und den heidnischen Chinesen retten müsse.“ Nun, unbewußt und bewußt empfindet der Westen solche Ungereimtheiten heute.

Die Abendländer haben auch einssehen gelernt, daß zu einem einträglichen Handel und zu einträglichen Geschäften anderer Art chinesischer guter Wille eine Hauptbedingung ist. Sie haben herausgefunden, daß die Schrift stets rot wird — einerlei, wie schwarz sie zuerst aussah —, sobald man Schießpulver in die Tinte mischt, deren man sich bei Geschäftsabschlüssen bedient; aber daß die Schrift schwarz bleibt, wenn man auf die Beimischung des Schießpulvers verzichtet. Und deshalb untergraben der Wunsch, Geld zu verdienen, und der Wunsch, internationale Gerechtigkeit zu fördern, vereint die Grundlagen westlicher Privilegien in China.

2. UNGESCHICKTE TARIFMASSNAHMEN

Wenn man sich das Verhalten der Westmächte während der letzten dreißig Jahre, besonders seit dem Weltkriege, vor Augen hält, so gewinnt man den Eindruck, daß sie es nicht zum Kampf kommen lassen werden, damit die Reste ihrer vertraglichen Sonderrechte in China erhalten bleiben. Eigentlich müßte ihre Erfahrung ihnen ja gezeigt haben, wie sinnlos es ist, immer nur eins nach dem andern abzutreten. In den meisten Fällen klammerten sie sich an ein Recht fest, bis es ihnen mehr oder weniger gewaltsam genommen wurde; hin und wieder waren sie klug genug, mit einer freundlichen Geste auf eins zu verzichten, das sie unweigerlich binnen kurzem verloren hätten. Der Versuch, es weiterhin geltend zu machen, hat China nur erbittert, den Rahmen der Forderungen nur vergrößert und rings nur unnötig Mißhelligkeiten geschaffen.

Die Tarif-Sachlage bietet ein vortreffliches Beispiel solcher tak-tischen Fehler.

Die früheren Verträge setzten für die in China eingeführten Waren den niedrigen Zoll von 5 % des Wertes fest. In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts mochte das gehen. Als jedoch die Zeit verstrich, als die chinesische Regierung größere Einnahmen

brauchte, um ausländische Darlehen bezahlen und die inneren Ausgaben bestreiten zu können, und als die Industrie sich im Lande zu entwickeln begann, erwiesen sich fünf Prozent, unterschiedslos von all und jeder Warengattung erhoben, als ein völlig unzulänglicher Zollsatz. Infolge der in den Verträgen enthaltenen Klauseln über die »meistbegünstigte Nation« konnten die Abgaben indes ohne die einmütige Zustimmung von neunzehn ausländischen Mächten nicht geändert werden. Kurz nach 1900 begannen die Chinesen Tarifänderungen zu verlangen. Die Forderung wurde dringlicher, worauf einige der fremden Mächte sich zu vagen Versprechungen herbeiließen.

Endlich kamen die Großmächte auf dem 1922 in Washington zusammengetretenen Kongreß überein, eine Konferenz in China abzuhalten und hierbei die ganze Tariffrage aufzurollen. Das Übereinkommen bestimmte, daß die Konferenz drei Monate nach erfolgter Ratifizierung seitens sämtlicher Zeichner ihre Arbeit beginnen solle.

Die Chinesen freuten sich ob des errungenen Sieges. Sie beabsichtigten, auf der demnächstigen Konferenz nicht völlige Tarifautonomie zu verlangen, sondern ein sorgfältig abgestuftes Zollschema, das ihnen höhere Einkünfte gewähren und die junge Industrie Chinas schützen würde.

Wäre die Konferenz, wie geplant, zusammengetreten und hätte sie vernünftigen Änderungen in Anlehnung an die chinesischen Vorschläge zugestimmt, so würde der Stachel über die unwürdige Tariffrage die Chinesen weniger geschmerzt haben und ein großer Teil der Ungewißheit und des Unwillens, der so störend auf die Geschäfte in und mit China einwirkte, vermieden worden sein.

Aber die Konferenz trat nicht zusammen. Frankreich stritt sich mit China über die Frage, ob gewisse Zahlungen in Francs, die es zu bekommen hatte, in dem alten Goldfranc oder in dem neuen entwerteten Franc zu leisten seien, dessen Wert nur ein Fünftel des alten betrug. Frankreich verlangte Zahlung in dem alten Franc, obwohl es selbst seine Schulden in dem neuen beglich, und verweigerte die Ratifizierung des Übereinkommens wegen der Zollkonferenz, bis China sich gefügt habe. Trotzdem die beiden Dinge nichts miteinander zu tun hatten, übten die Westmächte weder einen Druck auf Frankreich aus, noch begannen sie die Konferenz

ohne seine Teilnahme. Infolgedessen trat die Zollkonferenz erst Ende 1925 zusammen.

Unterdessen wuchs der Zorn der Chinesen auf die Westmächte, deren Verhalten sie — und mit ihnen manche andere — als sklavisches Katzbuckeln vor einer starken Nation empfanden, unbekümmert um internationale Gerechtigkeit. Es besteht wohl auch kaum ein Zweifel, daß Frankreich rasch anderen Sinnes geworden wäre, wenn sich die anderen Mächte zu der anberaumten Konferenz eingefunden hätten.

Als man sich dann schließlich doch noch an den Beratungstisch setzte, forderten die Chinesen nicht einfach eine Revision der Zölle, sondern vollständige Tarifautonomie — viel mehr also, als sie 1922 gefordert haben würden. Die Vertreter der Mächte murmelten zwar noch etwas von einer leichten Berichtigung, indes willigten sie schließlich ein, daß in den neuen Vertrag, den die Konferenz ausarbeiten sollte, eine Erklärung aufgenommen würde, wonach sämtliche Beschränkungen von Chinas Tarifautonomie am 1. Januar 1929 aufhörten. Aber zu guter Letzt wurde gar kein Vertrag aufgesetzt, ja nicht einmal dieses ungezwungene Übereinkommen formell durch irgendeine der fremden Mächte ratifiziert, so daß im Grunde die Vertragslage unverändert blieb.

Die Chinesen ließen jedoch durchblicken, daß sie, Verträge oder nicht Verträge, vom 1. Januar 1929 ab die Zollautonomie ausüben würden. Und daher machten im Sommer 1928 alle Mächte, ausgenommen Japan, gute Miene zum bösen Spiel und schlossen neue Übereinkommen ab, in denen sie China formell bevollmächtigten, das zu tun, was es ohnehin getan hätte.

Der neue Tarif trat am 1. Februar 1929 in Wirksamkeit. Japan hatte sich, wie gesagt, geweigert, in die Änderung einzuwilligen, während die übrigen Mächte immerhin soviel Einsicht besaßen, nicht auf den Vorteilen der Klauseln von »der meistbegünstigten Nation« zu bestehen. Japanische Waren zahlten ebenfalls die neuen Zölle; sonst hätte man ihre Einfuhr einfach nicht gestattet. Bald darauf wurde jedoch mit den Japanern ein Abkommen getroffen, durch das China für gewisse Waren, die die Japaner besonders interessierten, hauptsächlich Baumwolle, drei Jahre lang die Beibehaltung der alten niedrigen Zölle gewährte. Aber das gereichte Japan nicht zum Vorteil. Am selben Tage, als die drei

Jahre abliefen, setzten die Chinesen neue Zölle fest, die die japanischen Handelsinteressen empfindlich schädigten.

Inzwischen waren einige der großen westlichen Firmen, vor allem jene, die mit Öl- und Tabakwaren handelten, klüger gewesen als ihre Regierungen und hatten entsprechend verdient. In der Theorie sollten, gemäß den Verträgen, bereits in den Einfuhrhäfen verzollte Waren im Innern des Landes keinen weiteren Abgaben mehr unterworfen sein; in der Praxis aber zogen die örtlichen Behörden ebenfalls noch Gebühren ein, und wer Waren ins Innere verschicken wollte, mußte wohl oder übel jene örtlichen *likin*-Taxen bezahlen. Niemand wußte jedoch im voraus, wie hoch diese unregelmäßigen und eigentlich gesetzwidrigen Abgaben sein würden. Mehrere der Firmen trafen, Geist und Buchstaben der Verträge verletzend, über den Kopf ihrer Gesandtschaften hinweg mit den chinesischen Zentralbehörden listige Vereinbarungen, die die Schwierigkeiten behoben. Sie erklärten sich nämlich bereit, außer den regulären Einfuhrzöllen noch eine runde Summe zu bezahlen, wohingegen die Zentralbehörden ihnen als Gegenleistung die Beträge etwaiger ungerechtfertigter örtlicher Steuern zurückerstatteten. Hierdurch kannten die Firmen mit solchen Abkommen die Höhe der an die Regierung zu leistenden Zahlungen ganz genau, während die anderen nicht imstande waren, ihre Gesamtkosten im voraus zu berechnen, ganz gleich, wie oft sie die Rechte papierener Verträge ins Treffen führten und wie sehr sie zeterten, weil man sie nicht mit Gewalt durchsetzte.

Die Firmen, die sich mit den Behörden einigten, paßten sich der chinesischen Gepflogenheit an, nicht an starren Paragraphen festzuhalten, sondern eine allseitig befriedigende, auf den Wirklichkeiten der Sachlage fußende Lösung zu finden. Im voraus die genaue Höhe der Abgaben zu kennen, bedeutete einen großen Vorteil, und schließlich blieb die Gesamtsumme, die gezahlt wurde, noch erheblich hinter den Einfuhrzöllen in den meisten anderen Ländern zurück.

3. Untauglichkeit der Exterritorialität

Noch stümperhafter als die Tarife ist die allerdings verwickeltere Sachlage der Exterritorialität behandelt worden.

Die aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts stammenden Verträge sahen vor, daß ein Ausländer, der eines Verbrechens angeklagt oder gegen den eine Schuldforderung geltend gemacht wurde, von Beamten seiner eigenen Nationalität und gemäß deren Gesetzen abgeurteilt werden sollte. Dies ist noch immer der Kern des Exterritorialität-Systems.

Natürlich hieß und heißt die Frage, ob Ausländer überhaupt in China weilen sollten, wenn es ihnen nicht paßt, sich chinesischem Gesetz und chinesischer Autorität zu unterwerfen — eine Frage, die die Ausländer mit ihren Kanonen beantworteten.

Kein sachlicher Beurteiler kann die Art entschuldigen, wie die Fremden dies Exterritorialität-System ausbeuteten. Da die fremden Beamten ja das Recht beanspruchten, ihre Landsleute zu schützen, ruhte auf ihnen eine besonders schwere Verantwortlichkeit — nämlich darauf zu achten, daß diese Landsleute ihre Stellung nicht mißbrauchten. Aber während die Ausländer und ihre Beamschaft reichlich viel über ihre Befreiung von chinesischer Autorität redeten, vergaßen sie gänzlich die entsprechende Verantwortlichkeit. Was berechtigte zum Beispiel die Fremden, die landläufigen chinesischen Steuern nicht zu zahlen, da doch die Verträge über die Exterritorialität keine Steuerfreiheit vorsahen?

Diese Steuerangelegenheit ist nur eins der vielen Beispiele für die Willkür, die man sich erlaubte. Weil die Verträge ihnen in gewissen Beziehungen Ausnahme vom chinesischen Gesetz zubilligten, betrachteten es leider nur allzu viele Fremde als eine Selbstverständlichkeit, daß sie von jedweder Verpflichtung gegen das Land, in dem sie so behaglich lebten und sich geschäftlich betätigten, entbunden seien und daß es ihnen freistände, mit Ausnahme der ärgsten Verbrechen alles zu tun, was ihnen beliebte. Überdies neigten die ausländischen Beamten, bisweilen ganz unbewußt, dazu, bei der Behandlung krimineller und ziviler Fälle die Fremden ungebührlich glimpflich anzufassen. Kurz, die ausländischen exterritorialen Rechte, unterstützt durch ausländische Kanonen, bekamen in der Praxis die Deutung, daß der Fremde kein Unrecht begehen könne.

Von Anfang an erhoben die chinesischen Behörden gegen diese ausländische Gerichtsbarkeit über Ausländer Einspruch, denn nicht mit Unrecht empfanden sie es als eine offene Verwerfung

ihrer eigenen Autorität und als einen Zweifel an ihrer eigenen Bereitwilligkeit und Fähigkeit, gerecht zu verfahren. Und je vertrauter man mit westlichen Ideen über nationale Souveränität wurde und je mehr die Erkenntnis um sich griff, daß Fremde in westlichen Ländern den Gesetzen dieser Länder unterworfen waren, einerlei, ob es ihnen behagte oder nicht, desto mehr verstärkte sich der Widerstand in behördlichen Kreisen.

Offiziell stellten sich die westlichen Regierungen auf den Standpunkt, daß sie die exterritorialen Rechte aufgeben würden, sobald die Chinesen ihre Gesetze und die gesetzliche Handhabung auf eine der westlichen Norm ebenbürtige Höhe gebracht hätten — die Entscheidung, wann und ob dies geschehen sei, behielten sich die Abendländer vor. Teilweise um diese Bedingungen zu erfüllen, teilweise weil die alten chinesischen Gesetze sie selbst nicht ganz befriedigten, begannen westlich geschulte chinesische Rechtslehrer mit der Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches. Die ersten Schritte in dieser Richtung wurden unter den Vizekönigen des neunzehnten Jahrhunderts getan. Eine neue Belebung erfuhren die Arbeiten, als die Kaiserin-Witwe Tze Hsi nach ihren Erfahrungen im Boxerjahr sich zu einem Reformprogramm bequemte, und unter der Republik nahmen sie mehr oder weniger ruckartig ihren Fortgang. Eine ganze Reihe neuer Gesetze wurde verfaßt und behördlicherseits bekanntgegeben.

Wie die republikanische Verfassung waren auch diese Gesetze vollendete Kopien europäischer Vorbilder, allein ihnen fehlte die Verbindung mit dem Leben Chinas oder mit den chinesischen Methoden, Streitigkeiten zu behandeln. Die Abendländer aber betonten immer wieder, daß sie abendländische Gesetze in China wünschten. Infolgedessen wurde in dieser Linie weitergearbeitet, wurde ein System von Gerichtshöfen, ebenfalls europäischem Muster entsprechend, geschaffen, die die neuen Gesetze anwandten und sich innerhalb der ziemlich schmalen Grenzen, in denen sie dieselben benutzen konnten, ganz gut bewährten.

Aber weder die neuen Gesetze noch die neuen Gerichtshöfe führten im größten Teil des Landes eine wesentliche Änderung herbei, so daß das, womit die Fremden die Berechtigung des Exterritorialität-Systems begründeten, im allgemeinen weiterbestand. Zwei Gründe hatten sie genannt. Zuerst, daß das chine-

sische Gesetz unvereinbar mit westlichen Ansichten und Maßstäben sei, und ferner, daß bei der Rechtsprechung an chinesischen Gerichtshöfen bedenkliche Unregelmäßigkeiten vorkämen. Mit der Verkündung des neuen Kodex als Landesgesetz fiel der erste Grund nun freilich fort, wenn auch der zweite in beträchtlichem Maße bestehen blieb.

Unter diesen Umständen hätten die westlichen Mächte, sei es durch Einzel-, sei es durch Kollektivabkommen, eine durchaus folgerechte, versöhnliche Geste machen können. Ohne sonderliche technische Schwierigkeit, ohne Preisgabe ihres Standpunktes in bezug auf die Unregelmäßigkeiten chinesischer Justizverwaltung und ohne Gefährdung ihrer geschäftlichen und privaten Interessen hätten sie anordnen können, daß bei den exterritorialen Gerichtshöfen, anstatt des Gesetzes des europäischen Heimatlandes, das Gesetz des neuen chinesischen Kodex zur Anwendung gelange. So wäre in China nach chinesischem Gesetz Recht gesprochen worden, wenn auch vorläufig noch an ausländischen Gerichtshöfen.

Was aber ereignete sich jetzt?

Auf der Washingtoner Konferenz vom Jahre 1922 faßte man den Entschluß, daß eine Kommission nach China reisen, die exterritoriale Sachlage studieren und gegebenenfalls Änderungen empfehlen solle. Der Zusammentritt dieser Kommission verschob sich aus demselben Grunde, der die Verzögerung bei der Zollkonferenz verursachte. Schließlich aber begann sie im Jahre 1926 dennoch ihre Arbeit, und zwar unter der Leitung eines verknöcherten amerikanischen Juristen, der nichts über China wußte und in seiner ganzen Haltung eine moderne Lesart der alten Auffassung von China und dem Chinesen als „heidnisch“ und „rückständig“ bekundete. Die Kommission bereiste verschiedene Provinzen des Landes und lieferte endlich einen Bericht, der im wesentlichen nachdrücklich betonte, die Handhabung des Gesetzes läge in China noch derartig im argen, daß das ganze Exterritorialitätssystem weiter bestehen müsse; trotzdem aber sprach sie sich günstig über den eingeführten Kodex aus.

Es half den Chinesen nichts, daß sie der Kommission vor schlügen, man möge wenigstens an den fremden exterritorialen Gerichtshöfen das chinesische Gesetz einführen; es half ihnen auch

nichts, daß sie die vielen Schwierigkeiten erwähnten, die aufkamen, weil die exterritorialen Gerichte einer jeden Nation sich ihrer eigenen, von den anderen abweichenden Gesetzesammlung bedienten — Schwierigkeiten, deren die Kommission selbst Erwähnung tat. Weder der Vorsitzende noch die Mitglieder der Kommission oder die hinter ihr stehenden Regierungen erkannten den psychologischen Gewinn, den ein geringes Entgegenkommen bringen mußte. Und wie die Arbeit der Zollkonferenz bestärkte auch die jener Kommission die Chinesen in der Überzeugung, daß man westlichen Beteuerungen über guten Willen keinen Glauben schenken dürfe und daß China nur aus eigener Kraft den Bescheidungen seiner Souveränität ein Ende machen könne.

Seither ist die Exterritorialität einer der Hauptangriffspunkte der fremdenfeindlichen Agitation in China gewesen.

Fünf der westlichen Mächte benutzten in den hastig ergatterten Verträgen von 1928 den alten Trick, mit der einen Hand scheinbar etwas zu geben, während es die andere festhielt. Sie versprachen nämlich, die exterritorialen Rechte aufzugeben, wenn es die sämtlichen anderen Mächte tun würden. In einigen der Verträge wurde auch ein Datum, der 1. Januar 1930, erwähnt. 1929 versuchte die chinesische Regierung in Nanking, alle Mächte zum Verzicht auf die Exterritorialität zu veranlassen. Nun, die Mächte waren sehr höflich, drückten ihre große Freundschaft für China aus, weigerten sich jedoch, der Angelegenheit näherzutreten, was die Chinesen noch mehr erbitterte.

In offiziellen Noten und privaten Darlegungen redeten die Abendländer nun mit großem Wortschwall über die Heiligkeit von Verträgen und über die Gottlosigkeit, Vereinbarungen einseitig für null und nichtig zu erklären. Aber die Erbitterung war im Lande so gewachsen, daß die Regierung sich zum Handeln gezwungen sah. Im Jahre 1929 erließ sie ein Dekret, daß vom 1. Januar 1930 ab alle exterritoriale Vorrechte genießenden Ausländer sich mit chinesischem Gesetz begnügen müßten, obwohl vorläufig die Durchführung des neuen Ediktes noch in der Schwebe belassen wurde.

Dies war kein völliges Sichhinwegsetzen über die exterritorialen Verträge. Vielmehr gab man den ausländischen Mächten wiederum Gelegenheit, mit einer klugen Geste zu erklären, daß chinesisches Gesetz fortan an den exterritorialen Gerichtshöfen angewandt

werden würde. Aber nichts dergleichen geschah. Entweder beachteten die Mächte die Ankündigung überhaupt nicht oder erhoben mehr oder weniger ungezwungen Einspruch. Die Stimmung im Lande wurde immer bedrohlicher. Und am 4. Mai 1931 erklärte die chinesische Regierung rundweg, alle Ausländer, mit Ausnahme der offiziellen Vertreter, würden am 1. Januar 1932 unter chinesische Gerichtsbarkeit fallen. Die ausländischen Mächte huldigten derselben Taktik: Nichtbeachtung oder milde Proteste. Inzwischen aber hat die chinesische Regierung — wenn Verträge mit fremden Mächten erloschen oder ein vereinbarter Zeitpunkt der Revision gekommen war — sich geweigert, neue Verträge, die exterritoriale Bedingungen enthalten, abzuschließen.

Einige Geschäftshäuser und die meisten der Missionare machten die Torheiten ihrer Regierungen nicht mit. Zum Beispiel hat eine der größten ausländischen Firmen, die seit 1891 in China arbeitet, es beharrlich abgelehnt, ihre exterritorialen Vorrechte auszunutzen. Erhoben sich im alltäglichen Geschäftsleben mit den Chinesen einmal Schwierigkeiten, so sind sie in der landesüblichen Weise beigelegt worden — nicht durch Anrufung der Gerichte, sondern durch gütliches Übereinkommen. In den letzten Jahren hat sich die Mehrzahl der größeren Firmen zu solchem Vorgehen entschlossen, aus dem einfachen Grunde, weil es die Geschäfte wesentlich erleichtert und sie gewinnbringender gestaltet.

Auch die führenden Missionare und Missionsgesellschaften haben erklärt, daß sie den sogenannten Schutz der Exterritorialität nicht wollen. Sie vertreten jetzt den Standpunkt, daß sie in China als Gäste weilen und daß sie es verlassen werden, sofern ihnen die Chinesen nicht den nötigen Schutz angedeihen lassen. Diese öffentlich abgegebene Erklärung und das Verhalten von Missionaren, die bewiesen, daß es ihnen mit ihren Worten Ernst war, milderten den Widerwillen gegen christliche Lehrtätigkeit bedeutend, diesen Widerwillen, der aus den Tagen stammt, als die Boten des Friedensfürsten ihre Lehre weltumfassender Liebe unter dem Schutz der „Toleranz-Klauseln“ von Verträgen predigten, die China mit westlichen Kanonen aufgezwungen worden waren.

Alles in allem ist Exterritorialität ein Ding, das in China der Vergangenheit angehört. Noch vegetiert es ein bißchen in den

Gebieten, über die westliche Kriegsschiffe ihre Granaten schleudern können. Aber selbst hier ist die Zahl der fremden Mächte, die wirklich noch die alten Privilegien ausüben, stark zurückgegangen.

Deutschland, Österreich und Rußland verloren ihre Sonderrechte durch die Entwicklungen während des Weltkrieges. Als dann die diplomatischen Beziehungen mit diesen Ländern wieder aufgenommen wurden, geschah es auf der Basis gegenseitiger Gleichheit. Die neuen Verträge, die China mit verschiedenen kleineren Ländern wie Bolivien, der Tschechoslowakei, Finnland, Griechenland, Mexiko, Persien und Polen abschloß, fußen ebenfalls auf Gleichheit und Gegenseitigkeit. 1929 erklärte die chinesische Regierung gewisse grundlegende Verträge mit Japan und gleichzeitig die Exterritorialität und andere Rechte der Japaner für erloschen. Aber in Tokio behauptete man, die alten Verträge gälten bis zum Abschluß neuer weiter, und Japans Handeln entspricht jener Behauptung. Ähnlich erreichten zwei grundlegende amerikanische Verträge im Januar und Juli 1934 das Ende der zehnjährigen Periode, nach der eine Revision erörtert werden konnte. Die chinesische Regierung verlangte auch eine solche, aber die Verhandlungen haben noch nicht begonnen. Inzwischen besteht Amerika auf Fortdauer der alten Verträge.

Die offizielle Einstellung Chinas ist, daß alle exterritorialen Rechte durch die Erklärung der chinesischen Regierung vom Jahre 1931 hinfällig geworden seien. Aber mit echt chinesischer Bereitwilligkeit, Zwiste durch freundschaftliche Regelung aus der Welt zu schaffen, überläßt man die Erklärung den Protokollen und versucht nicht, sie mit Gewalt durchzusetzen. Darüber müssen wir Westländer uns jedoch klar sein: in nicht allzu ferner Zukunft wird China die letzten Überbleibsel dieses ausländischen Sonderrechtes abwerfen. Sie schmelzen in der Flamme chinesischen Fühlens, die durch westliche Ideen entzündet und genährt wurde.

Und für die wachsende chinesische Überzeugung, daß lediglich Methoden der Gewalt in den internationalen Beziehungen Erfolg bringen, sind vor allem die unglaublichen Fehler der westlichen Regierungen und ihr blindes Verkennen der wirklichen Lage verantwortlich. Anstatt, solange es noch Zeit war, mit einer kühnen, freundlichen Geste dem Unvermeidlichen zu weichen,

haben sie sich in ängstlicher Dummheit gewehrt, bis der chinesische Druck eine Übergabe förmlich erzwang, den chinesischen Glauben bestätigend, daß kein Appell an Vernunft oder Rechtigkeit die Abendländer bewegen würde, anständig und ritterlich zu handeln.

4. Wirtschaftliche Rückschläge

Vor fünfzig, vor zwanzig, ja sogar noch vor zehn Jahren spielten die Westländer bei der Verwestlichung Chinas die führende Rolle. Direkt und indirekt wirken sie noch immer erheblich mit, und in Bälde werden sie als Angestellte, als untergeordnete Geschäftspartner, als technische Ratgeber einen Platz in der Entwicklung Chinas einnehmen. Aber die Zeit ist vorbei, als westliches Ansehen oder Furcht vor dem Westen genügten, um China westliche Wünsche, Religion oder Waren aufzudrängen.

Um die Jahrhundertwende wurde China in seinen wirtschaftlichen Beziehungen zu dem Rest der Welt vornehmlich als ein Feld für fremde Ausbeutung betrachtet. Eisenbahnen gab es zu bauen — mit ausländischem Geld und zum Nutzen der Ausländer. Quellen von Rohstoffen konnten abgezapft und Märkte für westliche Waren erschlossen werden — durch Ausländer und für den Geldsäckel der Ausländer. Fabriken, durch Ausländer erbaut, Handel, in ausländischen Händen ruhend, ausländische Banken zur Finanzierung dieses Handels, ausländische Schiffe, die die Waren die Küste hinauf und hinab sowie quer über die Meere tragen würden ...

Die Möglichkeit, daß die Chinesen moderne wirtschaftliche und finanzielle Einrichtungen selbst schaffen, daß sie die Leitung selbst in die Hände nehmen könnten, wurde gelegentlich als ein fernes, fernes Zukunftsbild erwähnt. Aber jeden, der gesagt hätte, daß die Chinesen innerhalb einer einzigen Generation mit Riesenschritten auf die Vorherrschaft in der modernen Industrie, modernen Beförderung und modernen Finanz in China losmarschierten, würde man einen hoffnungslos wirklichkeitsfernen Phantasten gescholten haben. Und dennoch verhält es sich so. Trotz endloser politischer Wirren, trotz Bürgerkriegen, Überschwemmungen und Hungersnöten haben sich die Chinesen so schnell in den Sattel geschwungen, daß die Fremden Gefahr laufen, auch die

letzten Stückchen der Vorherrschaft auf den Gebieten, die sie einst ihr eigen nannten, einzubüßen.

Noch vor zwei Jahrzehnten, knapp vor dem Weltkrieg, spielte sich der wirtschaftliche Wettkampf in China lediglich zwischen den ausländischen Geschäftsgruppen ab. Und heute? Heute wird er zwischen den Chinesen auf der einen Seite und den Fremden auf der andern ausgetragen, wobei die Fremden nicht allzu erfolgreich ihre Sitze an der Tafel verteidigen, wo die reiche Fülle der Gewinne aus Chinas Rohstoffkammern und Märkten ausgebreitet liegt.

Diesen Wechsel halte ich für fast den bedeutungsvollsten, der sich in China vollzogen hat. Wenn der politische auch mehr in die Augen gestochen und manche fettgedruckte Überschrift in den westlichen Zeitungen veranlaßt hat, so wird der wirtschaftliche viel weiterreichende Wirkungen haben, sowohl in China als auch in seinen internationalen Beziehungen.

Die Lage der Eisenbahnen erhellt es ausgezeichnet.

Der Bau von Bahnenlinien in China zerfällt in zwei deutliche Abschnitte: jenen vor und jenen nach der Gründung der Republik. Während der ersten Epoche erfolgte der Bau meistens — wenn auch nicht immer — mit ausländischem Gelde, und die neuen Linien entstanden auf Grund von Übereinkommen, die den Ausländern weitgehendste Macht und Bestimmungsrechte einräumten. Während der zweiten Epoche bauten die Chinesen nicht nur verhältnismäßig viel mehr Bahnen mit eigenem Gelde als zuvor — besonders in der Mandschurei —, sondern sie vermehrten auch beständig ihren Einfluß auf den Betrieb der von Ausländern erbauten Strecken. Statistiken, die genau das Wachsen des Einflusses zeigen, gibt es natürlich nicht; doch jedermann, der die Dinge kennt, weiß, daß bei der Gründung der Republik den Chinesen nur ein ziemlich kleiner Teil des Bahnnetzes in China unterstand, wohingegen sie heute Herren aller Bahnen sind, ausgenommen ein paar kurze „Konzessionslinien“, Briten und Franzosen gehörend, und ausgenommen die Linien in der Mandschurei, die Japan durch den „unabhängigen“ Staat Mandschukuo beherrscht.

Der Finanzbericht zeigt eine ähnliche Entwicklung von chinesischer Tätigkeit im direkten und erfolgreichen Wettbewerb mit den Fremden.

Als die chinesische Regierung gegen Ende des neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts für Kriegsent-schädigung und Eisenbahnbaute großen Geldbeträge brauchte, blieb ihr nichts anders übrig, als sie sich aus ausländischen Quellen zu verschaffen und auf die gestellten Bedingungen, die den Aus-ländern die Verfügung über wichtige staatliche Einkünfte zu-sicherten, einzugehen. Bald aber verzichtete China auf ausländische Anleihen, die den Fremden nur neuen Einfluß im Lande geben würden. Das heißt aber nicht, daß die chinesischen Regierungen kein Geld borgten. Sie legten im Gegenteil innere Anleihen in chinesischer Währung von insgesamt 1200 Millionen Dollar auf. Aber für unsere Zwecke kommt es nicht so sehr auf die Höhe der inneren Anleihen als auf die Tatsache an, daß die aufeinanderfol-genden Regierungen sich nicht mehr den Bedingungen auswärtiger Geldgeber unterwerfen mußten. Wollen die Ausländer heute China Geld leihen, so müssen sie sich den chinesischen Bedingungen fügen, wie 1933 die amerikanische Regierung, als sie eine große Anleihe für den Ankauf von Weizen und Baumwolle durch China gegen keine andere Sicherheit als den allgemeinen Kredit der chinesischen Regierung abschloß.

Dieser Umschwung ist vor allem wegen der Entwicklung des modernen Bankwesens möglich geworden. Als die Republik aus-gerufen wurde, gab es nur dreizehn moderne chinesische Banken mit einem Gesamtkapital von 57762000 Dollar (chinesische Währung). 1933 belief sich die Anzahl der Banken auf 178 und das Gesamtkapital auf 283610000 Dollar.

Die Zunahme der modernen chinesischen Banken und des Kapitals allein hat China aber nicht von der Gefahr ausländischer Finanzherrschaft befreit. Viel wirkte auch die Entwicklung der Zusammenarbeit zwischen der behördlichen Finanzverwaltung und den organisierten chinesischen Banken mit. Geld ist in China immer reichlich vorhanden gewesen. Aber bevor es — sei es für die laufenden Ausgaben, sei es für großzügige Bauten — als Darlehen der Regierung zur Verfügung stand, war es nötig, Verbindungen zwischen der Regierung und den chinesischen Bankiers und Kauf-leuten, die über das Geld verfügten, herzustellen.

In dieser Hinsicht ist in den letzten sechs Jahren viel geschehen. Und während früher die Fremden zum Beispiel durch die Ver-

waltung der Zölle und des Salzes über diese wichtigen Regierungseinnahmen mit verfügten, ist dieses Recht von den Fremden zwar nicht auf die Regierung als solche, wohl aber auf die chinesischen Bankiers übergegangen.

Obwohl nur eine der rein chinesischen Banken eine eigene Zweigstelle in einem westlichen Lande besitzt, haben so gut wie alle wichtigen modernen chinesischen Banken und Bankgruppen entsprechende Verbindungen mit Banken in Amerika, England und anderen Ländern aufgenommen, wodurch sie in ständig wachsendem Maße Chinas auswärtigen Handel finanzieren. Bis vor einem Jahrzehnt war dies sozusagen ein Monopol für die fremden Banken in China.

Die gute alte Zeit — für den Ausländer —, als der großherrliche »Typan« ein paar Stunden täglich in seinem Büro saß und seinem Agenten Befehle für den Ankauf und Verkauf chinesischer Waren erteilte, ist auch vorbei. Damals verkauften die Chinesen ihre Waren in China an die Fremden und kauften ihre ausländischen Waren, nachdem diese in den chinesischen Häfen eingetroffen waren, während es jetzt eine Anzahl ziemlich bedeutender und viele kleine Export- und Importfirmen gibt, die direkt mit den Käufern und Verkäufern im Ausland verhandeln.

5. Der Baumwollzyklus

Die Geschichte des Baumwollhandels zwischen dem Westen und China liefert vielleicht das schlagendste Beispiel für die Umwälzungen, denen jener Handel unterlag, und für die Folgen jener Umwälzungen in Chinas wirtschaftlichen internationalen Beziehungen.

Der Westen lernte den Baumwollstoff durch den Osten kennen. Vor anderthalb Jahrhunderten waren Gewebe aus Baumwollfasern in Europa nur als ein etwas exotisches Erzeugnis des Fernen Ostens bekannt, besonders ein Erzeugnis Indiens und Chinas, dessen Ausfuhr meist in den Händen britischer Händler lag. Allmählich stieg in Europa die Nachfrage nach baumwollenen Geweben. Als dann die Engländer mit Dampf als Kraftquelle Versuche anzustellen begannen, schufen sie als eins der ersten Dinge mechanische Webstühle, die den Baumwollfaden zu einem Stoff verarbeiten sollten, der jenem aus dem Orient kommenden ähnelte. Und bald konnten

sie baumwollene Gewebe billig genug herstellen, um die Erzeugnisse der Handwebereien in Europa, Indien und China zu unterbieten. In der Folge stieg die Ausfuhr von Baumwollwaren von England nach dem Osten rapide. Lancashire und Manchester gediehen. Einer gleichen Blüte erfreuten sich die Baumwollspinne reien in den Vereinigten Staaten und die amerikanischen Baumwollplantagen.

Man geht nicht fehl in der Behauptung, daß der Baumwollwarenhandel mit dem Fernen Osten eine der Hauptursachen des Beginns und der raschen Entwicklung der industriellen Revolution in England war, die sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vollzog. Und während des ganzen Jahrhunderts blieb dieser Export die große Quelle britischen Wohlstandes. Aber die Nemesis wartete.

Die Flut billiger, fabrikmäßig hergestellter Baumwollstoffe legte die Handwebereien Indiens und Chinas lahm. Elend und Not waren die Folge. Dann entschlossen sich gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts Kapitalisten in Japan, China und Indien, eigene moderne Spinnereien zu erbauen. Die Briten, Amerikaner und Deutschen verkauften ihnen die hierfür nötigen Maschinen und lehrten sie ihre Bedienung — die Industrialisierung des Ostens begann.

Während des Weltkrieges erlebte Japans Baumwollindustrie einen phantastischen Aufschwung. Ihre Erzeugnisse vertrieben jene Englands vom chinesischen Markt; sie eroberten große Teile der Märkte Indiens und der Südsee-Länder; sie wanderten in beträchtlichen Mengen nach Afrika und Südamerika — alles auf Kosten der britischen Baumwollweber. In den Nachkriegsjahren eroberte England diese Märkte teilweise zurück. Aber ungemeine Tüchtigkeit im Einkauf und Verkauf sowie auf Währungskurs beruhende Vorteile ermöglichten es den Japanern, die Führung in der Weltproduktion und dem Welthandel von Baumwollstoffen, besonders den billigen Sorten, bei denen es weniger auf die Qualität als auf die Billigkeit ankommt, England zu nehmen. Und 1934 schritten die Briten zu drastischen Maßnahmen, um ihre Stellung zu wahren und zu verbessern.

Aber der Rückschwung zu der ursprünglichen Quelle von Baumwollgeweben war mit der Entwicklung der Baumwollindustrie in Japan nicht vollendet. In den letzten Jahren haben so-

wohl die Chinesen als auch die Inder auf diesem Gebiet solche Fortschritte zu verzeichnen, daß Japans Führerschaft ernstlich bedroht ist. In China selbst hat es diese Führung bereits an die Chinesen abtreten müssen.

Einige Ausfuhrziffern mögen das Gesagte erhärten. Seit Jahrzehnten gehörten Baumwollwaren zu den hauptsächlichsten Einfuhrartikeln in China. 1913 machten sie fast ein Drittel (31,1 %) des gesamten Imports aus: 1920 nur noch ein Viertel (24 %). Im Jahre 1930 sank die Zahl auf etwas mehr als ein Zehntel (11,4 %), obwohl der Gesamtwert etwas gestiegen war; 1933 schrumpfte das Verhältnis auf ein Zwanzigstel (4,3 %) zusammen, und der Wert war wesentlich gesunken. Und in der ersten Hälfte von 1934 ging es noch mehr zurück, nämlich auf ein Vierzigstel (2,8 %). Mit anderen Worten: China hat aufgehört, ein großes Absatzgebiet für fertige Baumwollwaren von außerhalb zu sein — nicht, weil die Chinesen weniger brauchen, sondern weil sie ihre eigene Industrie so sehr entwickelt haben, daß sie fast die ganze Nachfrage nach fabrikmäßig hergestellter Ware befriedigen kann. Die Chinesen haben den Japanern den Markt fortgenommen, wie die Japaner einst den Briten.

Der dramatische Baumwollwaren-Zyklus ist nahezu vollendet. Von Indien und China nach dem Westen, zurück nach Japan im Osten und nunmehr von Japan zurück nach China und Indien — so hat sich das Zentrum der Baumwollwaren-Fabrikation bewegt. Japans Baumwollindustrie steht vor dem Ruin, wenn sie sich nicht unter Anwendung westlicher Maschinen in den Märkten des Abendlandes einnistet kann. Denn China und Indien treten die Herrschaft wieder an, die sie vor ein und einem halben Jahrhundert verloren.

Auf kulturellem Gebiet haben die Chinesen ebenfalls die Führung übernommen. Westliche Erziehung, obwohl vom Westen eingeführt, liegt jetzt in chinesischen Händen. Selbst die Missionschulen, die hauptsächlich von fremdem Geld erhalten werden, müssen sich hinsichtlich des Lehrstoffes und der Art des Lehrens den Anordnungen der chinesischen Regierung fügen. Überdies haben die Chinesen selbst moderne Lehranstalten aller Art errichtet, so daß die Missionsschulen heute nur noch einen winzigen Bruchteil der Gesamtheit bilden.

Es wäre indes durchaus unrichtig, wollte man annehmen, daß dieser Rückeroberungsprozeß in China Ordnung und Stetigkeit hervorgebracht oder glänzende Aussichten für die unmittelbare Zukunft auf wirtschaftlichem oder irgendeinem anderen Gebiete geschaffen hätte. Geschäft, Handel, Finanz, Industrie, Erziehung — sie alle sind sehr vielen Störungen ausgesetzt und befinden sich, genau wie gegenwärtig im Westen, in einem Zustand des Fließens. Im besten Fall wird es einige Jahre währen, bis aus dem derzeitigen Wirrwarr wieder Ordnung geworden ist, obwohl man die bereits vorhandenen Anfänge erneuter Stetigkeit nicht übersehen darf. Im schlimmsten Fall kann eine neue Wendung neues Chaos bringen, das bis zum vollständigen wirtschaftlichen und sozialen Zusammenbruch ausartet. Aber ob bergauf oder bergab — stets werden die Chinesen China antreiben, und nicht die Abendländer.

6. Chinesische Bedingungen

Sehr leicht läuft man Gefahr, die westlichen Einflüsse in China zu überschätzen. Denn schließlich ist das Leben Chinas hauptsächlich chinesisch, wie es dies seit vielen, vielen Jahrhunderten gewesen ist.

Selbst als der fremde wirtschaftliche Einfluß am stärksten war, blieb der größte Teil von Chinas Geschäftsleben, Chinas Handel, Finanzen und anderen wirtschaftlichen Zweigen ganz chinesisch. Alles ausländische Kapital zusammengenommen, ja sogar das Geld, das von Ausländern und Chinesen gemeinsam in Eisenbahnen, Fabriken und ähnlichen Unternehmungen angelegt wurde, ist ein kleines Bruchstück des ganzen investierten Vermögens des Landes. All die ausländischen Handelsabschlüsse machen nur einen sehr geringen Teil der gesamten Käufe und Verkäufe im Lande aus. Rein chinesisch ist auch der gesamte landwirtschaftliche Ertrag. Die meisten Dinge, die das Volk benutzt, werden nach den alten Methoden angefertigt, und sogar den größten Teil der Baumwollkleidung, die es trägt — wahrscheinlich drei Viertel —, stellen noch die alten Handwebstühle her, aus Fäden, die man nach Urväterart mit der Hand gesponnen hat.

Trotzdem aber bleibt es wahr, daß westliche Arbeitsweise und nach westlichem Muster hergestellte Waren stetig tiefer in das Land eindringen. Was nützt fanatischen Nationalisten ihre Be-China

teuerung, daß China nichts vom Westen brauche? Eisenbahnen, Kraftwagen, Flugzeuge, moderne Fabrikanlagen, die aus dem Westen kamen, werden bleiben. Sie werden sich sogar noch mehr entwickeln, und bei dieser Entwicklung werden sie, wie sie es schon getan haben, das grundlegende Gefüge chinesischen Lebens noch weiter untergraben. Wie schwülstig auch die Fanatiker reden — zum Schiebkarren, zum Öllämpchen, zu dem alten Familiensystem oder der Lebensweise des Zehn-Meilen-Radius wird China nicht zurückkehren.

Die verantwortlicheren Führer vergegenwärtigen sich dies sehr wohl. Sie wollen auch haben, was der Westen zu bieten hat. Sie wünschen westliche finanzielle Unterstützung, aber nicht Bevormundung. Erfahrung hat ihnen die Gefahren offenbart, die durch die Hilfe irgendeiner Nation oder eigens für Geschäfte mit China gebildeter Finanzkonsortien erwachsen können. Erfahrung hat ihnen ferner gezeigt, daß ausländischer Aufsicht unterstehende Schulen leicht — manchmal ganz unbeabsichtigt — Ideen und Wege des Denkens einführen können, die dem, was China frommt, zuwiderlaufen, und daß nicht unter chinesischer Kontrolle stehende Firmen oft chinesische Gesetze und Interessen verletzen.

Deshalb wenden sie sich an den Völkerbund anstatt an einzelne fremde Mächte. Deshalb haben sie die Aufsicht der ausländischen Schulen übernommen. Deshalb haben sie auch verlangt, daß alle in China sich betätigenden Firmen eingetragen sind und sich chinesischen Vorschriften unterwerfen.

Für den Westländer und für westliche finanzielle und sonstige Hilfe bietet sich und wird sich in der Entwicklung Chinas ein wichtiger Platz bieten — vorausgesetzt, daß die Fremden bereit sind, anzuerkennen, daß China den Chinesen gehört. Sind sie hierzu nicht bereit, so wird China sie ausschließen.

DIE NEUE BEDROHUNG

Während die Stellung der Westmächte im Verlauf der letzten dreißig Jahre ständig schwächer wurde, ist im Fernen Osten eine neue Gefahr für Chinas Unabhängigkeit aufgetaucht — Japan, das während dieser Zeit unabirrt auf das Ziel zustrebte, von dem seine militärischen Anführer und viele seiner Volksgenossen seit Jahrhunderten geträumt haben: vollständige Herrschaft über Asien.

Genau wie China traf Japan die Flutwelle westlicher Ausdehnung, die mit dem Gebrauch von Dampf und Elektrizität einsetzte. Aber Japan war vorbereitet, um dieser Krise zu begegnen, und außerdem schlügen die geschichtlichen Zufälle zu seinen Gunsten und zu Ungunsten Chinas aus, und zwar in all den Punkten, auf denen die Fähigkeit der Nation, sofort und erfolgreich mit der neuen Bedrohung von außen her fertig zu werden, beruhte.

Nebenbei ist es ganz interessant, die enge Gleichzeitigkeit wichtiger Ereignisse in den beiden Ländern festzustellen. Am 19. März 1853 nahmen die T'ai P'ing-Rebellen Nanking ein. Am 5. Juli 1853 wühlte sich während der verheerenden Überschwemmung dieses Jahres der Gelbe Fluß einen neuen Ausgang zur See, nördlich, anstatt wie bislang südlich, der Schantung-Berge. Am 19. Juli 1853 — genau vier Monate nach der Eroberung Nankings und genau zwei Wochen nach der Naturkatastrophe des Gelben Flusses — führte Commodore Perry sein Geschwader amerikanischer Kriegsschiffe in die Yedo-Bai, um Japans zweihundertjähriger Abschließung ein Ende zu bereiten.

I. Vorbereitet

Hinter seinen geschlossenen Toren war Japan für den Wechsel bereit. Es hatte sich, in allgemeiner Art, während der ganzen so genannten Periode der Abschließung vorbereitet, und im besonderen während eines halben Jahrhunderts.

Die Tokugawa Shogune (die militärischen Herrscher) hatten, um ihr Land vor den Abendländern zu retten, Japans Türen kurz vor der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts abgeriegelt. Sie ließen jedoch ein Fenster offen, durch das sie beobachteten, was sich in Europa und im Osten zutrug. Dieses Fenster war der

Hafen von Nagasaki, wo man den Holländern eine kleine Niederlassung gestattete, zu der alljährlich ein einziges Schiff kommen durfte, und wo ein paar chinesische Fahrzeuge jedes Jahr Handel trieben.

Durch die Holländer drangen Ideen vom Westen in viel größeres Maße, als man gemeinlich annimmt, nach Japan hinein. Holländische Schiffsärzte pflegten zum Beispiel ziemlich regelmäßig japanische Studenten auf dem Gebiete der Medizin zu belehren. Hierdurch entwickelte sich in Japan eine beträchtliche Schule von westlicher Heilkunde und in der Gelehrtenwelt ein Verständnis für die westlichen wissenschaftlichen Methoden. Die holländischen Schiffskapitäne sorgten auf anderen Gebieten für Aufklärung. Diese Männer brachten Bücher und Flugschriften mit, die Behörden und Gelehrte eifrig studierten. Allmählich bürgerte sich die Gewohnheit ein — für die Kapitäne wurde sie fast zur Pflicht —, dem Shogun eine Zusammenstellung europäischer Ereignisse seit dem letzten Besuch eines holländischen Schiffes zu unterbreiten. Das dauerte ein gut Teil jener Zeit fort, während der, gemäß den damals und späterhin im Westen vorherrschenden Ansichten, Japan von allen äußeren Einflüssen streng abgeschnitten war.

Die Einfuhr westlicher Waren war klein, aber die Einfuhr westlicher Ideen bedeutend, vor allem in Gelehrtenkreisen. Diese Gelehrten blieben in steter Berührung mit der Entwicklung der politischen Ideen, die sich hinter den französischen und amerikanischen Revolutionen bargen, mit den wirtschaftlichen Theorien Adam Smiths, mit den sozialen Auffassungen, die sich in dem britischen Parlament und den Arbeiterreformen von 1830 und den übrigen geistigen Strömungen in Europa ausdrückten. Sie studierten und erörterten diese Ideen schon bald, nachdem die Europäer und Amerikaner selbst ihnen Worte verliehen. Und wenn in diesen Erörterungen den westlichen Ideen auch eine besondere Form gegeben wurde, so bereiteten sie dennoch den Boden für den Wechsel vor, als Japan seine Tore öffnete.

In der Mitte der Tokugawa-Epoche hatte ein hervorragender japanischer Gelehrter, der gleichzeitig eine bedeutende Rolle in der Regierung spielte, die Wiederöffnung Japans und die Anknüpfung von Beziehungen mit dem Westen befürwortet. Er

veröffentlichte, als Teil seines Feldzuges, auch ein Buch über europäische Geschichte und Verhältnisse, das viel richtiger und umfassender ist als alles, was zu jener Zeit Europäer über Japan schrieben. Dies geschah einundenviertel Jahrhundert vor Commodore Perrys Ankunft in Japan.

Die Saat für Japans Modernisierung wurde nicht durch Perrys Erscheinen im Jahre 1853 gelegt, sondern durch diese Berührungen mit westlichen Ideen während der vorherigen hundert und mehr Jahre. Erstaunlich ist die Schnelligkeit und Reibungslosigkeit, mit der der ganze Lauf japanischen Lebens in neue Bahnen einschwenkte. Die politischen Verhältnisse und Traditionen in Japan erleichterten den Wechsel. Aber die grundlegende politische Revolution, die 1868 kam — also nur fünfzehn Jahre nach Perrys erstem Besuch —, und die weitreichende Umformung des sozialen und wirtschaftlichen Aufbaus der Nation würde gänzlich unmöglich gewesen sein, wenn Japan tatsächlich zwei Jahrhunderte lang hinter hermetisch versiegelten Toren gelebt hätte.

Doch auch noch etwas anderes als das Aufsaugen westlicher Ideen bereitete den Wandel vor. Kurz vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann eine Gruppe japanischer Gelehrter absichtlich eine vage Überlieferung von den dem Kaiser gebührenden Platz im Leben der Nation wieder zu betonen, und zwar um das Gelände für einen offeneren Angriff auf die Autorität der Tokugawa Shogunate zu säubern.

Sie führten Japans eigene Vergangenheit und die chinesischen Klassiker zur Unterstützung ihrer Behauptung an, daß das Shogunat-System lästig sei und daß das Land eine einzige Regierung, befehligt von einem Kaiser, der sowohl in der Praxis als auch in der Theorie herrschte, haben solle und nicht eine doppelte Regierung mit einem die wirkliche Macht ausübenden militärischen Chef und einem Kaiser, der ein hilfloses Dekorationsstück wäre. Diese Gelehrten ließen alte japanische Volkssagen wieder auflieben und leiteten von ihnen den Beweis her, daß der Kaiser in direkter Linie von der Sonnengöttin abstamme und daß Japans sämtliche Schicksalsschläge von den Zeiten herrührten, als unedle Männer sich verräterischerweise die von Rechts wegen dem Kaiser gehörende Macht angeeignet hätten. Es sei sowohl das Vorrecht als auch die Pflicht eines jeden Japaners, unbedingt seinem göttlichen

Herrschern und jenen, die er zu seinen Wortführern erkoren habe, zu gehorchen, lehrten sie; es sei eine hohe Ehre und nicht ein Opfer, wenn man gewürdigt würde, sein eigenes Leben für die Verteidigung oder Vermehrung des kaiserlichen Ruhmes hinzugeben. Und schließlich sei es Japans Bestimmung, seine Grenzen über ganz Asien auszudehnen, vielleicht gar über die ganze Welt, und so der Menschheit den Segen einer Herrschaft durch die Gottheit selbst, verkörpert in dem japanischen Kaiser, zu bringen.

Das Wirken dieser Gelehrten beeinflußte das Denken und Fühlen des Volkes, einschließlich der Tokugawas und der Feudalführer, derart erfolgreich, daß die vollständige politische Revolution, die dem Kaiser die Macht wiederbescherte und mehr als tausend Jahre politischer Vergangenheit umstürzte, sich ohne nennenswerte Kämpfe vollzog. In keinem anderen Lande ist ein politischer Wechsel von so durchaus umstürzlerischem Charakter so rasch und so friedfertig vor sich gegangen — oder hat so anschaulich die Macht von Ideen bewiesen.

Die Überlieferung von des Kaisers göttlicher Abstammung, von der Richtigkeit blinder Treue gegen ihn, von der Gesetzmäßigkeit kaiserlicher höchster und absoluter Autorität ist die gewaltige Kraft gewesen, die Japans überraschenden Aufstieg von einem kleinen Inselreich zur Weltmacht möglich machte. Jene Überlieferung hat nichts von ihrer Kraft verloren. Und ebensowenig das Gefühl, daß es Japans göttlich angeordnete Berufung sei, für die man kein noch so großes Opfer scheuen dürfte, die Herrschaft des Gott-Kaisers über Asien und die Welt auszudehnen. Solch ein Gefühl ist für unsere Epoche seltsam zeitwidrig. Dennoch muß man es als einen ungemein wichtigen Ansporn für die militärische und wirtschaftliche Expansion Japans während des verflossenen halben Jahrhunderts und der letzten drei Jahre werten.

Diese Überlieferung von des Kaisers Göttlichkeit, von dem Vorecht blinden Gehorsams und der Aufopferung für ihn sowie von Japans Bestimmung, segenbringend über die Menschheit zu herrschen, wurzelt weit zurück in seiner Geschichte. Aber ihre klare Formulierung, ihre Erhebung zu grundlegenden Artikeln des nationalen Glaubensbekenntnisses und vor allem ihre Macht über Denken und Fühlen des japanischen Volkes sind das Werk der Gelehrten während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahr-

hunderts. Als die Krise einsetzte, besaß Japan ein Volk, das durch diese mächtige, einigende Tradition beherrscht wurde. Deshalb konnte das Leben dieser zudem nur fünfundzwanzig Millionen zählenden Nation in völlig neue Kanäle geleitet werden und nachher glatt weiterlaufen, nach dem Willen einer kleinen vorherrschenden Gruppe im Mittelpunkt einer stark zentralisierten Regierung. Deshalb kann das Volk auch heute leicht und vereint hinter jedes Programm derer gespannt werden, die augenscheinlich das Vertrauen des Kaisers besitzen.

Das Gebiet des eigentlichen Japans beträgt ungefähr nur zwei Drittel der einzigen chinesischen Provinz Szetschuan. Um das Land fest in der Hand zu haben, bauten die Tokugawa Shogune breite Landstraßen, die die provinzialen Zentren mit der Hauptstadt Yedo (Tokio) verbanden. Und da sie von den bedeutenderen Feudalherren verlangten, daß diese ein halbes Jahr in der Hauptstadt zubrachten, reisten auf diesen Landstraßen ständig Leute hin und her. Mit der politischen Autorität drangen auch die Sitten und die Sprache der Hauptstadt in alle Winkel des Landes, von denen kein einziger übermäßig weit von ihr entfernt lag, so daß, als Perry mit seinem Geschwader landete, Japan rassisch und kulturell außerordentlich gleichartig war.

Es besaß ferner in der Schicksalsstunde eine Anzahl ungemein fähiger, patriotisch denkender junger Männer. Zu ihnen gehörte der letzte Shogun. Obwohl er die große Macht und den Glanz seiner Stellung erst einige Jahre genoß, entsagte er freiwillig, weil es seines Erachtens das Wohl des Landes erforderte. Ein anderer war der Jüngling, der gerade die Volljährigkeit erreichte und den Thron bestieg, dem zu Beginn seiner Regierung die Macht wiedergegeben wurde: der Meiji-Kaiser. Mit reichen Gaben des Herzens und des Verstandes ausgestattet, zeigte er sich der heiklen Aufgabe, die Erwartungen des Volkes hinsichtlich dessen, was ein Kaiser sein und was er tun sollte, mehr als ganz gewachsen.

In verblüffendem Maße schwang sich zur Zeit der Restauration die Jugend in den Sattel. Der Kaiser war erst sechzehn Jahre alt. Der betagteste Mann der neuen Regierung zählte vierzig Jahre; das Durchschnittsalter der Mitarbeiter war knapp dreißig. Infolge ihrer Jugend konnten diese Männer in Jahrzehnten planen statt

in Jahren oder Monaten, und infolge der Kleinheit, Gleichartigkeit und engen Verbundenheit des von ihnen regierten Landes konnten sie Japan auf eine neue Bahn lenken und es mit erstaunlicher Geschwindigkeit auf ihr vorwärtstreiben.

Ferner hatte Japan einen langen Frieden gehabt. Vor der Tokugawa-Periode war es reichlich von blutigen inneren und äußeren Kriegen heimgesucht worden, und als zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts Tokugawa Iyesasu das Amt des Shoguns übernahm, ging der Atem der Nation müde und matt. Mit starker Hand sicherten seine Nachfolger zweiundehnhalbes Jahrhundert den Frieden, wodurch Japan sich wieder erholte. Und als es sich der Krise gegenüber sah, strotzte es von Lebenskraft.

Mithin begünstigten bei dem fast gleichzeitigen Zusammenprall mit dem Westen alle inneren Zustände und historischen Zufälle das kleine Japan und wirkten sich zu Chinas Nachteil aus.

Aber gerade die Entwicklungen und Traditionen, die Japan für die Krise in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wunderbar stählten, stempelten es auch zu einer ernsten Bedrohung für China. Die Einheitlichkeit des Landes, die tausendjährige Überlieferung militärischer Herrschaft, der jahrhundertealte und nun wiedererweckte Glaube an Japans Mission der Oberhoheit, das Beispiel des westlichen Imperialismus — all dies vereint trieb Japan, statt zu einem friedlichen, harmonischen Zusammenwirken mit seinem großen Nachbarn, zu dem Versuch, ihn zu beherrschen.

2. »Offenkundige Bestimmung«

Wie bereits erwähnt, hatten sich Japans Führer während der Periode der Abschließung ständig über den Fortschritt der westlichen, auf Waffen beruhenden Ausdehnung im Fernen Osten unterrichtet, und ferner lebte noch die Erinnerung an Japans eigene Erfahrung mit den angriffslustigen Abendländern im sechzehnten Jahrhundert. Als daher Japans Tore aufsprangen, fühlten die neuen Staatslenker, daß nichts so dringend sei, als ihr Land stark zu machen, damit ihm das Schicksal Indiens, der Philippinen und anderer orientalischer Reiche erspart bliebe. War überdies eine Vorbereitung zur Verteidigung nicht gleichzeitig eine Vorbereitung für die Ausdehnung, für die „offenkundige Bestimmung“ Japans? . . . Allein die Männer an der Spitze sahen ein, daß Japan

erst innen kräftig sein müsse, bevor es, auf seine Macht pochend, mit den übrigen Staaten verhandeln konnte, und so widmeten sie anfänglich ihre ganze Energie dem inneren Wiederaufbau.

Für die Zukunft aber waren nach ihrer Ansicht eine starke Armee und Flotte unerlässlich. Mit ihnen vermochte man mit den Westmächten in der Sprache der Gewalt zu reden — der einzigen, die diese zu verstehen schienen; mit ihnen vermochte man auch die Eroberung des Festlandes von Asien zu beginnen.

Des weiteren vergegenwärtigten sich die Führer, daß es einer modernen Industrie bedürfe, um jene Armee und jene Flotte zu stützen. Für die Entwicklung und Aufrechterhaltung einer Großindustrie brauchte Japan indes Rohstoffe: Kohle, Eisen, Öl, Baumwolle von jenseits seiner eigenen Grenzen. Und gemäß dieser Einstellung gipfelte sein ganzes ausländisches und einheimisches Programm in diesen beiden Wünschen: die Nation militärisch unüberwindlich zu machen und Zugang zu den Rohstoffen und den Märkten außerhalb des Landes zu erlangen.

Eine mächtige Armee und Flotte besitzt Japan heute, und der Traum von internationalem Ansehen ist im Verhältnis zu dem Wachsen jener Stärke verwirklicht worden. In den fünfzig Jahren zwischen 1868, als der Kaiser seine Macht wiedererhielt, bis zum Jahre 1918, als der Weltkrieg endete, stieg Japan von einem kleinen landwirtschaftlichen Inselreich zu einer der fünf Großmächte empor. Während dieses selben Zeitabschnittes gewann es 100000 Quadratmeilen neues Gebiet — über zwei Drittel seines ursprünglichen insularen Umfangs — und sicherte sich anscheinend fest die wirtschaftlichen Hilfsquellen der südlichen Mandschurei. Alles schien die Weisheit von Japans Führern zu bestätigen, die das Lebensnotwendige für das Land in den Waffen sahen.

Aber Rohstoffe und neue Märkte?

Gleich zu Anfang erkannten die führenden Männer, daß China, viel bequemer gelegen als jeder andere Teil der Welt, sowohl die Rohstoffe als auch die Märkte besaß. Und die Eroberung Chinas war zudem ein jahrhundertealter Traum vieler Japaner. Ist es da verwunderlich, wenn das militärisch beherrschte Japan daran ging, sich diese Rohstoffe und Märkte zu verschaffen und jenen Traum wahr zu machen?

Der erste Schritt wurde 1870 in Verbindung mit den Liutschiu-

Inseln und Korea getan. Der Krieg mit China von 1894 bis 1895, der Krieg mit Rußland, das ständige Verlangen nach Eisenbahn- und Bergwerksrechten in der Mandschurei, das 1907 einsetzte, die Annexionierung Koreas im Jahre 1910, die 1914 erfolgte Aneignung der früheren deutschen Pachtgebiete in der Provinz Schantung, die Vorlage der „Einundzwanzig Forderungen an China“ vom Jahre 1915, die Versuche, sich durch die sogenannten Nishihara-Darlehen von 1917/18 Einfluß in China zu erkaufen, die Aufrechterhaltung einer viel größeren Truppenmacht in Sibirien und der nördlichen Mandschurei, als es das Übereinkommen mit Amerika und den Alliierten gewährt, die Entsendung von Streitkräften nach Schantung während des nationalistischen Vorrückens nordwärts, die Besetzung der Mandschurei im Jahre 1931, der Angriff auf Schantung im Jahre 1932, die Verwerfung des Berichtes der Lytton-Kommission, der Austritt aus dem Völkerbund, die barsche Ansage an die Westmächte vom Frühling 1934, daß sie ihre Hände von China lassen müßten, die Forderung nach Flotten-Gleichberechtigung — diese und ähnliche Schachzüge wurden während der letzten vier Jahrzehnte mit Bedacht zu dem Zweck ausgeführt, Japans Herrschaft auszudehnen und seine Vorherrschaft auf dem asiatischen Festland geltend zu machen.

Stetig ist aber auch der chinesische Ingriß wegen dieser Anmaßung gewachsen. Die Chinesen haben den Boykott gegen Japan angewandt — eine Waffe, mit der sie vertraut sind und deren sie sich im Lauf der Jahrhunderte häufig genug gegen ihre eigenen Beamten bedienten. Japans Handel hat es gespürt. Absichtlich haben die Chinesen ferner ihre eigenen Industrien entwickelt, um Japan von den chinesischen Märkten auszuschalten, was ihnen in ziemlichem Maße glückte. Seit dem Jahre 1926 begannen sie in der Mandschurei mit Eisenbahnbauten und anderen Anlagen, eigens zu dem Zweck, um Japan dort zugrunde zu richten. Auch hierin hatten sie schon gute Erfolge zu verzeichnen, als 1931 die japanischen Truppen sich in Marsch setzten.

Infolge dieser chinesischen Gegenmaßnahmen wurden in Japan mehr und mehr Stimmen laut — besonders unter den Industriellen —, daß die Politik der Gewalt vielleicht doch falsch sei, da sie Chinas Rohstoffe und Märkte eher abriegelte als öffnete. Außerdem begann ein großzügigeres Gefühl aufzukeimen. Die

Verfechter dessen, was man „die Politik der Versöhnung“ zu nennen pflegte, im Gegensatz zu der „starken Politik“, nahmen an Zahl und Einfluß in der Regierung zu. Zwar beharrten auch sie darauf, daß Japan die chinesischen Rohstoffe und Märkte zur Verfügung stehen müßten, im übrigen aber betonten sie nachdrücklich, daß man sich diese auf die Dauer nur durch freundschaftliche Zusammenarbeit mit den Chinesen sichern könne und daß Gewalt unvermeidlich chinesischen Widerstand entfesseln müsse, der zuletzt für Japan verderblich sein würde.

So befedten sich in Japan hitzig zwei Gruppen: die eine, auf deren Banner „Freundschaft mit China“ steht; die andere, die „Herrschaft über China“ begehrte. Für kurze Zeit haben die zur Versöhnung neigenden Elemente in den letzten Jahren die Oberhand gewonnen und das Staatsschiff entsprechend gesteuert. Zum Beispiel haben die Liberalen 1919 Japans Eintritt in den Völkerbund zuwege gebracht, trotz einer erheblichen Opposition. Auf der Washingtoner Konferenz von 1922 waren es wiederum die Liberalen, die, einem starken Widerstand daheim trotzend, Japan für den Neun-Mächte-Vertrag, den Vier-Mächte-Vertrag und das Flottenabkommen verpflichteten. Sie willigten auch in die Ungültigkeitserklärung des englisch-japanischen Bündnisses und in die Aufhebung ausländischer Postämter in China; sie verzichteten auf gewisse Teile der „Einundzwanzig Forderungen“ und versprachen, daß Japan die einstigen deutschen Pachtgebiete in Schantung herausgeben würde. Etwas später lösten sie dies letztere Versprechen ein, ohne sich um die wütenden Proteste jener zu kümmern, die erklärten, Japan müsse festhalten, was es sich einmal genommen habe. 1927 und 1928 herrschten die Anhänger der „starken Politik“ unter Tanaka in der Tokioer Regierung vor, aber das Aufflackern antijapanischer Boykotte in China als Folge der Truppenentsendung nach Schantung rief eine Mißstimmung gegen sie in Japan wach. 1929 bis 1931 waren die „Versöhnungstaktiker“, geführt durch den Minister Shidehara, zum mindesten im Ministerium des Äußern wieder am Ruder und arbeiteten Übereinkommen zwecks Besserung der Beziehungen mit China, besonders in der Mandschurei, aus, die vermutlich zu einem freundschaftlichen wirtschaftlichen Zusammenwirken geführt haben würden.

Jedoch das Militär ließ nicht locker. Die 1889 verkündete Verfassung übernahm von Alt-Japan die Tradition einer zwiefachen Regierung, in der die Militärbehörden von den Zivilbehörden unabhängig waren. Selbst heutzutage ist die alte Tradition militärischer Vorherrschaft noch stark — die Tradition, die sich während des tausendjährigen Shogunatwesens entwickelte, als die wirkliche Macht in den Händen der Feudalhäuptlinge lag, nach deren Pfeife der Kaiser und seine Beamten tanzten mußten. Außerdem ist bei den kleineren Politikern in Japan oft ein bedauerlicher Mangel an persönlicher Rechtschaffenheit und reichlich viel politische Tücke und Selbstsucht zutage getreten, die im scharfen Gegensatz zu der persönlichen Ehrenhaftigkeit und dem selbstlosen, wenn auch engstirnigen Patriotismus der Offiziere von Heer und Flotte stehen. Tatsächlich hat nach der Verfassung die japanische Militärgruppe nicht der Aufsicht durch Kabinett und Parlament unterstanden, und das Volk hat der Rechtschaffenheit und Selbstlosigkeit der Militärs ein Vertrauen entgegengebracht, das es nicht auf die Politiker ausdehnte. Wenn daher das Militär sich durchsetzen wollte, konnte es die Regierung zu einem Kurs verleiten, den die Zivilisten vielleicht durchaus mißbilligten und der auch nicht die von diesen eingegangenen Verpflichtungen berücksichtigte.

Diese Verhältnisse ermöglichten es den Führern der „starken Politik“, so zu handeln, wie sie es im Herbst 1931 anlässlich des Einmarsches in die Mandschurei taten. Nach ihrer Ansicht bedeutete der Erfolg der Versöhnungspolitik, der der Außenminister Shidehara huldigte, den Ruin Japans und gleichzeitig das Ende ihres vorherrschenden Einflusses in der Regierung. Und sie sahen jenen Erfolg nahen. Deshalb rückten sie in der Mandschurei vor — nicht in erster Linie, um die Schwierigkeiten dort zu beheben, obwohl es tatsächlich genügend Schwierigkeiten gab, sondern um eine Sachlage zu schaffen, die ihnen daheim die Herrschaft wiedergeben würde. Nun, sie erreichten, was sie wollten.

Nach diesem Vorgehen sahen sie sich indes vor die Notwendigkeit gestellt, stetig vorwärts zu drängen. Sie verhießen Frieden und Gedeihen und große neue Möglichkeiten. Da sie dies alles aber nicht zu schaffen vermochten, mußten sie notgedrungen

immer wieder versichern, der Stein des Anstoßes läge weiter vorn. Sie sind auch genötigt gewesen, rundweg zu leugnen und den Vorwurf zurückzuweisen, daß sie Verträge gebrochen oder sonst etwas getan hätten, das ihrem Lande und ihrem Kaiser zur Schande gereichte. Denn ein derartiges Zugeständnis käme nach dem alten Kodex der Samurai der Unterzeichnung ihres politischen Todesurteils gleich.

Sie rückten in der Mandschurei vor, um daheim wieder Oberwasser zu gewinnen, damit die Nation auf dem Wege wirtschaftlicher Notwendigkeit und auf dem Wege der Erfüllung von Japans göttlicher, glorreicher Mission weitergehen möge. Daß ihre Handlungsweise in der ganzen Welt Mißtrauen erregte, kümmerte sie nicht. Sie wähnen, daß alle etwaigen Schwierigkeiten, die durch den Verdruß über ihr Vorgehen in China und anderen Ländern entstehen könnten, zu überwinden sind. So rückten sie vor und werden weiter vorrücken.

Hinter sich haben sie freilich ein Volk, das, sofern man es überzeugt, daß die Ehre und das Geschick der Nation auf dem Spiele stehen, sich zu den größten Höhen fanatischer Selbstaufopferung emporschwingen wird. Als Königin Elisabeth England auf die Bahn der Expansion stieß, die aus den nebligen kleinen Inseln des Nordatlantik den Mittelpunkt des weltumfassenden britischen Empire gemacht hat, verfügte sie nicht über einen derartigen Rückhalt. Dschengis-Khan umgaben nur eine Handvoll wilder Reiter, als er die Feldzüge begann, die ihn zum Herrn eines größeren Reiches machten, als es je ein anderer Mann besessen hat — mit Ausnahme seines Enkels Kublai-Khan allerdings, der auf seinen Fundamenten weiterbaute. Wagt man, wenn man dies bedenkt, zu sagen, wo Japan anhalten wird?

Aber das neue industrielle Gefüge, das so schnell und so schwindend in Japan aufgetürmt wurde, damit es die militärische und politische Ausdehnung unterstützte, erweist sich möglicherweise als ein Ungeheuer, das seinen Schöpfer vernichtet. Schon jetzt muß Japan, um das gegenwärtige System im Gang zu halten, ständig neue Märkte und Materialquellen anstechen. Es hat hierfür den Weg der Gewalt auserwählt, besonders im Hinblick auf China. Je weiter es indes in dieser Richtung geht, desto größere

Entrüstungsstürme wird es entfachen und desto mehr Schwierigkeiten wird es haben, um das zu erlangen, was es braucht. Dieser Weg führt schnurstracks zum Abgrund völligen wirtschaftlichen Zusammenbruchs. Und Japan wird bei Beibehaltung des jetzigen Kurses in diesen Abgrund stürzen, auch wenn es vorübergehend imstande sein sollte, sich eine militärisch unterstützte Herrschaft über ein beträchtliches Stück von China zu sichern.

Die Möglichkeit besteht, daß sich das japanische Volk über kurz oder lang gegen die jetzigen Führer der Regierung erhebt. Die Steuern steigen ständig trotz ihrer bereits unglaublichen Höhe. Den Arbeitern in den Städten geht es augenblicklich gut, während die Bauern, die sechzig Prozent des Volkes ausmachen, einen verzweifelten Kampf mit der Not führen; und die Verhältnisse werden für sie eher schlimmer als besser. Es gibt auch sehr viele wirklich friedlich gesinnte Politiker, die aber gegenwärtig ohnmächtig sind. Unterirdisch wühlt der Kommunismus und faßt immer fester Fuß. Die Forderung nach einem faschistischen Regiment wächst gleichfalls, und zwar unter den jüngeren Männern des Heeres und der bürgerlichen Berufe. Ein Umsturz kann kommen. Und ebensogut kann er nicht kommen.

Was wird die Zukunft bringen? Einen neuen Überfall auf China oder die Mongolei? Einen Krieg mit Rußland? Vielleicht sogar einen Krieg mit den Vereinigten Staaten? . . . Man weiß in Japan sehr wohl, welch ein furchtbare Wagnis solch ein Krieg sein würde. Aber es gibt heute eine Menge Japaner, die angesichts der verfahrenen Lage sagen: „Ruiniert ist Japan ohnehin. Laßt uns wenigstens ruhmreich sterben!“

Obwohl ein angriffslüsternes Japan für China eine Drohung gewesen ist und noch ist und obwohl Japan eine Zeitlang nicht nur das Geraubte halten, sondern noch mehr wegnehmen kann, so bleibt eine Tatsache, die früher oder später China zum Vorteil gereichen mag: China braucht Japan nicht, aber Japan vermag ohne China nicht zu leben.

ZUSAMMENARBEIT ODER UNHEIL?

Das neunzehnte Jahrhundert ist in die Geschichte als die Epoche eingegangen, in der der Westen durch Waffengewalt die Vorherrschaft in der ganzen Welt an sich riß. Das zwanzigste wird als das Jahrhundert gelten, in dem sich der Ferne Osten von der westlichen Vorherrschaft befreite. Er hat dies bereits in erheblichem Maße vollbracht. Was nun?

Der Westen war es, der die Feuer der Selbstbehauptung im Fernen Osten entzündete. Jetzt, da sie brennen, kann man die orientalischen Völker ebensowenig hindern, ihre Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen und bei den Angelegenheiten der Welt mitzureden, wie man den Dampf in einem Kessel über lodern den Flammen ewig versiegelt halten kann. Der Westen wird durch sein Handeln bestimmen, ob der Druck jenes Dampfes sich in einer verheerenden Explosion entlädt oder ob man ihn klug dazu verwendet, das Schiff der Zivilisation vorwärtszubringen.

Vier Jahrhunderte mußten die Chinesen sehen, wie der Westen den Osten und China mit Gewalt knebelte; sechzig Jahre beobachteten sie, wie Japan durch seine militärische Stärke Schritt für Schritt in die Höhe stieg. Dann erlebten sie den grauenhaften Weltkrieg und hernach den Bau des Friedenspalastes, zusammengeschweißt aus einer Unmenge von Verträgen und feierlich beschworenen Verpflichtungen. Und sie überlegten, ob dieses Gefüge wohl dauerhaft sein würde?

Die Antwort auf ihre Frage brachte das Jahr 1931. Jäh sauste das Schwert der japanischen Militärs durch das Gespinst internationaler Übereinkommen, um für sich selbst auf Chinas Kosten einen neuen Stützpunkt auf dem Kontinent Asien herauszuhaben. Die Chinesen bekamen viel schöne Reden zu hören. Aber vergebens warteten sie, daß die westlichen Nationen auf Innehaltung der Verträge drängten. Statt dessen zogen sie Japans Wünsche noch respektvoller in Erwägung als vordem.

China, die schöpferisch große Nation des Fernen Ostens, lernte durch vieltausendjährige Erfahrung, daß Vernunft und gegenseitige Anpassung die einzig gesunden Grundlagen für dauernd vorteilhafte menschliche Beziehungen sind. Chinesische Zivilisation, auf derartigem Fundament fußend, hat sich erhalten,

während die Zivilisationen anderer Völker, die nur auf die Macht vertrauten, verschwunden sind.

China geht jetzt durch eine Periode der Zersetzung hindurch, jedoch die Wiederherstellung hat schon angefangen. Ob es sich in den internationalen Beziehungen auf Zusammenarbeit oder Waffengewalt einstellen wird, darüber hat der Westen zu entscheiden. Wenn er noch weiterhin durch Versäumnis oder durch Taten seine wohlwollenden Worte Lügen straf, wird China sich den Waffen zuwenden.

Dies wäre für die Gesamtzivilisation weniger verhängnisvoll, wenn die Welt noch ein großer Globus wäre, auf dem die verschiedenen Völker in mehr oder weniger völliger Absonderung dahinlebten. Aber die dem Westen zu verdankende Entwicklung der Mittel, durch die Menschen, Ideen und Waren schnell von einem Ort zum andern gelangen, hat die Welt in eine kleine Kugel verwandelt, auf der jeder Mensch der nächste Nachbar des andern ist. In der Alten Welt lebten die Nationen als einzellige Tierchen; selbst wenn eins das andere zerstörte, wurde der Rest wenig davon betroffen. Heute gleicht die Welt einem vielzelligen Organismus, durch den ein verästeltes Arteriengewebe läuft, das Lebensblut des Ganzen enthaltend. Verletzung eines Teils schädigt unvermeidlich alle übrigen.

Die Menschen des Westens dringen in die Tiefen der See und graben in dem dunkelsten Erdinnern. Sie spüren den Mysterien in den unendlich kleinen Herzen der Dinge nach und lesen die Geheimnisse ferner Gestirne. Sie bewegen sich schneller über Land als das schnellste Tier; sie schwimmen flinker als der behendeste Fisch und fliegen rascher als der rascheste Vogel. Sie sprechen, und der Blitz trägt ihre Stimmen rund um die Welt. Sie machen eine Drehung mit der Hand, und die gewaltigsten Naturkräfte arbeiten für sie. All dies und noch viel mehr haben sie gelernt. Aber die Kunst, als Nationen gut miteinander auszukommen, haben sie nicht gelernt.

Die Chinesen hingegen haben in ihrem alltäglichen Leben den konfuzianischen Grundsatz befolgt: »Tu andern nichts etwas, was du nicht möchtest, daß man dir täte! « Da sie sehr realistisch waren, malten sie sich kein unerreichbares Ideal universaler Liebe aus. Da sie sehr praktisch waren, bestanden sie darauf, daß jene, die die

Umstände zusammengeführt hatten, die Rechte des andern achteten. Und da sie keinen Fanatismus kannten, waren sie duldsam und versuchten niemals, ihre Kultur, ihre Philosophie und ihre Religion den Nächsten aufzuzwingen.

In der Geschicklichkeit, die Dinge zu meistern, ist der Westen China überlegen; von der schwierigen Kunst, durch welche die Menschen als zivilisierte menschliche Wesen miteinander leben, versteht er viel weniger. China ist emsig bei der Arbeit, die Geschicklichkeit des Westens zu erlernen. Sollte der Westen nicht auch ein wenig bei China in die Lehre gehen? Er muß es. Denn sonst werden der Westen selbst und der wiederauferstehende Osten vereint in dem Zusammenprall der Gewalten und ehrgeizigen Zielen, die der Westen hervorgerufen hat, vernichtet werden.

ZEITTADEL

- 9–7000 v. Chr. Einwanderung der „Vorchnesen“ nach China.
3–2000 v. Chr. Einfall der »ursprünglichen Chinesen« aus Zentralasien.
um 2700 v. Chr. Kaiser Huang Tsi: Übergang vom Nomadentum zur
Seßhaftigkeit.
etwa 2350–2150 v. Chr. 3 Kaiser: Yao, Schun und Yü.
2200 v. Chr. Beginn der Hsia-Dynastie, Gründer Yü.
ca. 1800 v. Chr. Beginn der Schang-Dynastie.
1122–256 v. Chr. Tschou-Dynastie. — Erste Blütezeit der chinesi-
schen Kultur. Festes System von Schriftzeichen.
1000 v. Chr. Erste Handelsbeziehungen mit dem Westen.
604–544 Laotse.
525–475 Konfuzius.
221–207 v. Chr. Tsin-Dynastie. — Kaiser Schi Huang Ti (gest. 210):
Zentralisation der Regierung; absolute Monarchie; »Bücher-
verbrennung« (auch des Konfuzius zur Befreiung des
Denkens von den Fesseln der Tradition); Ausdehnung des
Reiches längs des Hoangho bis zum Meer; Szetschuan ein-
verleibt; Vollendung der Großen Mauer.
206 vor bis 220 n. Chr. Han-Dynastie, Begründer Liu Pang. — Wieder-
erwachen der Gelehrsamkeit; aufblühender Handel; Tschang
K'ien (138 v. Chr.) bahnt Wege von China durch Zentral-
asien nach dem Westen; Hunnenüberfälle; Kaiser Wu er-
weitert die Grenzen des Reiches um fast das Doppelte; die
Südprovinzen Chinas werden gewonnen; Siam, Burma,
Annam, Korea tributär; Entdeckung Japans von China aus.
67 nach Chr. Eindringen des Buddhismus.
105 Entdeckung der Papierherstellung.
196 Angebliche Gesandtschaft Mark Aurels an den chinesischen
Kaiserhof; aufblühender Handel mit dem Westen; syrische
Mönche in China erlernen Seidengewinnung und treiben
Missionstätigkeit.
221–263 Han von Schuh-Dynastie.
265–316 Westliche Ts'in-Dynastie.
317–420 Östliche Ts'in-Dynastie.
420–479 Sung-Dynastie.
479–502 Südliche Ts'i-Dynastie.
502–557 Liang-Dynastie } Japan erhält von China die Schrift, Lite-
ratur, Kunst, Philosophie, Religion und
557–589 Tschen-Dynastie } Staatsidee.
589–619 Sui-Dynastie.

- 618–907 T'ang-Dynastie. — 7. Jahrhundert: Erfindung des Porzellans.
- 633 Christliche Missionare (Armenier) in Sian.
- ca. 650 Eindringen des Islam.
- 751 Chinesische Sklaven bringen das Geheimnis der Papiererzeugung nach Arabien, von dort im 12. Jahrhundert durch die Mauren nach Spanien.
- 843 Christliche Mission unterdrückt.
- 907–923 Spätere Liang-Dynastie.
- 923–936 Spätere T'ang-Dynastie.
- 936–946 Spätere T'sin-Dynastie.
- 947–979 Nördliche Sung-Dynastie. — 11. Jahrhundert Erfindung des Buchdrucks.
- 1127–1279 Südliche Sung-Dynastie.
- 1215 Zusammenbruch des chinesischen Reichs unter dem Ansturm der Mongolen unter Dschengis Khan (gest. 1227). Dschengis führt die Mongolen über den Himalaya nach Persien, Armenien, Georgien und Kleinasien, unterjocht Rußland bis zur Ostsee (Mongolenjoch bis 1480).
- 1229–1241 Ogotai, Sohn des Dschengis, führt die Politik seines Vaters fort; Kriegszüge bis Ungarn, Polen, Schlesien (1241).
- 1246 Franziskanische Mönche in China.
- 1247 Gesandtschaften Ludwigs IX. von Frankreich nach China.
- 1270–1368 Yuan-Dynastie, mongolisch, Gründer Kublai-Khan, Enkel von Dschengis.
- 1271–1292 Marco Polo am Hofe Kublais.
- 1280 Kublai nimmt den Titel eines Kaisers von China an; gewaltigste Ausdehnung Chinas; mißglückte Expeditionen zur Unterwerfung Japans; Mongolenherrschaft begünstigt den Handel mit dem Westen; Kulturblüte am Hofe Kublais; Johann von Monte Corvino, erster katholischer Missionar in Peking.
- 1294 Kublai gestorben.
- 1298 Erste katholische Kirche in Peking.
- 1368 Sturz der Mongolendynastie; zugleich Zusammenbruch der katholischen Mission und des Christentums überhaupt in China; Zerfall des Mongolenreichs.
- 1368–1662 Ming-Dynastie, rein chinesisch. — Vertreibung der Mongolen aus den chinesischen Provinzen.
- 1516 Die ersten Portugiesen in chinesischen Gewässern.
- 1521 Der Portugiese Thomé Pirez am chinesischen Kaiserhofe. Spanien nimmt den Chinesen die Philippinen.

- 1522 Portugiesen siedeln bei Ningpo und K'uantschou.
16. Jahrhundert. Japanische Seeräubereien an der chinesischen Küste.
- 1545 Vernichtung der portugiesischen Siedlung Ningpo; chinesischer Befehl zur Ausrottung der Portugiesen wegen ihrer Grausamkeit.
- 1557 China erlaubt den Portugiesen den Bau von Trockenschuppen auf Makao; daraus die spätere portugiesische Siedlung.
- 1583 Der berühmte jesuitische Missionar Matteo Ricci in Makao; wirkt erfolgreich bis 1610 in Peking; durch ihn Milderung der Gesetze gegen das Christentum.
- 1592 Erste japanische Expedition nach Korea mißglückt.
- 1637 Englische Expeditionen nach China unter Weddell zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen; Portugiesen verbieten Engländern Landung in Makao; Weddell erzwingt sich mit Kanonen Eingang und Warenabsatz in Kanton.
- 1644 Sturz der Ming-Dynastie; Thronwirren bis 1662.
- 1644-1912 Mandschu-Dynastie.
- 1681 Einverleibung Formosas.
- 1682 Aufhebung der Verbannung des Christentums.
- 1689 Russisch-chinesisches Handelsabkommen auf der Basis gegenseitiger Gleichheit.
- 1703 Erlaubnis zum Bau einer katholischen Kirche im Palastviertel Pekings.
- 1715 Englische Faktorei der Britisch-Ostindischen Kompagnie in Kanton (bis 1834).
- 1723-1796 Christentum in China zum dritten Male vernichtet.
- 1727 Russisch-orthodoxe Kirche und Priester in Peking.
- 1728 Französischer Handelsstützpunkt in Kanton.
- Zwischen 1754-92 Höchste Machtfülle der Mandschu: Amurland, Mandchurei, Ostturkestan fest im Besitz, Schutzherrschaft über die Mongolei und Tibet, anerkannte Vormacht in Hinterindien. Oberhoheit über Siam.
- 1769 Erstes Auftreten der Amerikaner in China (Kanton).
- 1784 Nach dem Rücktritt Kaiser K'ien Lungs beginnender Zerfall der Mandschu-Herrschaft; zersetzende, aufrührerische Tätigkeit der Geheimbünde.
- Um 1800 Demütigende Vorschriften für den Aufenthalt der Europäer in Kanton; erste Mißhelligkeiten wegen der chinesischen Rechtsprechung bei Europäern.

- 1800 Verbot des Opiumverkaufs; trotzdem gewaltige Steigerung der Opiumeinfuhr (Schmuggel).
- 1839-42 Opiumkrieg.
- 1842 Vertrag von Nanking: fünf chinesische Vertragshäfen den Engländern geöffnet, der wichtigste Schanghai; Abtretung Hongkongs an die Engländer; Kriegsentschädigung; Exterritorialität der Engländer, Anerkennung der britischen Gleichheit mit den Chinesen.
- 1850-62 T'ai P'ing-Aufstand gegen die Mandschu; 20 Millionen Menschen getötet; Tseng Kuo-fan schlägt den Aufstand nieder.
- 1856-73 Islamitischer Aufstand in Yünnan.
- 1858 Verträge von Tientsin zwischen China einerseits, England, Frankreich, Rußland, USA. andererseits.
- 1859 Ratifizierung des russischen und des amerikanischen Vertrags.
- 1860 Nach Besetzung Pekings durch englische und französische Truppen Ratifizierung der Verträge mit England und Frankreich: Neue Handelsplätze, darunter Hankou, den Mächten geöffnet; Schiffahrtsrecht an den Küsten und auf dem Yangtse; Recht der Freizügigkeit in ganz China; Konsulargerichtsbarkeit; Recht auf freie Missionstätigkeit: offene Tür für westliche Gedanken und Zivilisation.
- 1861 Die Kaiserinwitwe Yehonala reißt die Herrschaft an sich und regiert als Tze Hsi bis zu ihrem Tode 1908.
- 1863-78 Mohammedanischer Aufstand in Ostturkestan unter Yakub Beg.
- 1866 Sun Yat-sen geboren.
- 1871 Chinesisch-japanischer Vertrag, der Japan bessere Handelsmöglichkeiten in China eröffnet.
- 1874 China gesteht Japan die Oberherrschaft über die Lintschiu-Inseln zu.
- 1875 Japanische Schiffe in koreanischen Gewässern beschossen: darauf japanische Flotte nach Korea.
- 1876 Vertrag Japan-Korea: Korea öffnet Japan seine Tore.
- 1879 Japan besetzt und annektiert Formosa trotz Chinas Protest.
- 1890 Chinas Oberhoheit in Burma, Indochina und der Malaiischen Halbinsel beseitigt und teilweise an England und Frankreich abgetreten.
- 1894 Gründung des revolutionären Geheimbundes, Gesellschaft der Wiedergeburt Chinas, durch Sun Yat-sen.
- 1894 Chinesisch-japanischer Krieg um Korea; Niederlage der chinesischen Flotte; Eroberung Port Arthurs durch die Japaner.

- 1895 Friede von Schimonoseki: Rußland, Frankreich und Deutschland erheben Einspruch gegen Landgewinn Japans auf der Halbinsel Liaotung; Japan muß darauf verzichten; nur Kriegsentschädigung; Koreas »Unabhängigkeit« von China bestätigt; »Meistbegünstigung« Japans in China; Recht auf japanische Faktoreien in China; Pescadores und Formosa endgültig an Japan. Sun Yat-sens Verschwörung in Kanton entdeckt; Sun flieht nach USA. und Europa; hier revolutionäre Propaganda unter den Chinesen; Einfluß westlicher Demokratie und sozialistischer Ideen.
- 1896–1899 »Schlacht um die Konzessionen«: Wettkampf der Westmächte um Handelsvorteile und Gebietsstückchen in China nach Schimonoseki.
- 1898 Britisch-chinesisches Eisenbahnabkommen.
»Die Hundert Tage«: Versuch der Durchsetzung einer durchgreifenden inneren Reform nach westlichem Muster durch Kaiser Kuang Hsü und seine jungen Reformfreunde gegen die tyrannische Tze Hsi scheitert.
- 1899 »Offene-Tür«-Note Amerikas: der gesamte Fremdenhandel in China ist gleich zu behandeln, ohne Rücksicht auf Häfen, »Einflußsphären« oder sonstige Vorrechte einzelner Nationen.
- 1900 Boxeraufstand: zunächst Auflehnung eines Geheimbundes gegen die Mandschu, dann auf die Abendländer abgelenkt; Belagerung der ausländischen Diplomaten durch Regierungstruppen; Einzug der alliierten westlichen Truppen in Peking; Flucht Tze Hsis; Verhandlungen der Westmächte mit Li Hung-tschang: die Eifersucht der Mächte verhindert die Zerstückelung Chinas; endgültiger Übergang von territorialer zu wirtschaftlicher Ausdehnung der Mächte in China.
- 1904–1905 Russisch-japanischer Krieg: Japans Sieg bringt ihm Rußlands Rechte in der Südmandschurei.
- 1905 Rückkehr zweier Kommissionen aus dem Ausland zwecks Studiums der westlichen politischen Systeme; Tze Hsi leitet Einführung einer konstitutionellen Regierung ein.
- 1907 Wahlen bestimmter Gemeindevertreter.
- 1908 Wahl der Provinzialvertreter. Tod Tze Hsis; ein Tag vor ihr stirbt Kaiser Kuang Hsü; Thronfolger der vierjährige P'u-yi, später Kang Teh; Yuan Schi-kai, der mächtigste Vizekönig, vom Regenten verabschiedet.
- 1909 Zusammentritt der Provinzvertreter.

- 1910 Chinesische Nationalversammlung. Japan annektiert Korea endgültig.
- 1911 Hukwang-Übereinkommen erlaubt einem westländischen Syndikat Bahnbau in den Gebieten der chinesischen Konzession; daraufhin Unruhen; Ausbreitung der revolutionären Bewegung im Yangtsetal; Rückberufung Yuan Schi-kais durch den Regenten; Yuan Präsident der Nationalversammlung.
- 1912 1. Januar Sun Yat-sen provisorischer Präsident der Republik.
12. Februar: Abdankungsdekret der Mandschu; China Republik; Yuan erster Präsident der chinesischen Republik: Diktatur. Nach Niederlegung der provisorischen Präsidentschaft gründet Sun die Kuomintang, die zunächst Yuan bekämpft.
- Seit 1912 Wachsender chinesischer Eisenbahnbau mit eigenen Mitteln. Ausbau eines eigenen Bankwesens. Industrialisierung, daher ständig sinkende Baumwollwareneinfuhr (1913: 31,1% der Gesamteinfuhr, 1934: 2,8%).
- 1914 Japan eignet sich die deutschen Schutzgebiete an.
- 1915 Japans »21 Forderungen an China«.
- 1916 Yuan Schi-kai gestorben.
- 1917-18 Nishishara-Darlehen: Japans wachsender geldlicher Einfluß in China.
- 1919 Studenten-Protest gegen die Auslieferung der deutschen Pachtgebiete an Japan; Demonstration gegen die japanfreundliche Anfu-Partei. Weigerung der chinesischen Delegation in Paris, den Versailler Vertrag zu unterschreiben. Moskau verzichtet auf die Sondervorrechte, die die zaristische Regierung China abgepreßt hatte.
- 1921 Sonderfrieden mit Deutschland; dieses verzichtet auf Exterritorialitätsrechte. Ankunft kommunistischer Sondervertreter Lenins zur Organisierung der Kommunistenpartei Chinas. Die Sowjets schüren insgeheim zur Revolution in China. Sowjetverbindungen zu Sun Yat-sen.
- 1922 Zusammentreffen Suns mit dem Sowjetgesandten Joffe in Shanghai: China noch nicht reif für den Sowjetkommunismus.
- 1923 Sun erbittet von Rußland Hilfe in seinem revolutionären Feldzug; Ankunft Borodins; kommunistische Agitation unter Studenten, Industriearbeitern, Handwerkern und Bauern: »Bauern- und Arbeiterunionen«; wachsender Einfluß Borodins.

- 1924 Nationalkongreß der Kuomintang in Kanton; straffe Neuorganisierung der Kuomintang nach russischem Muster, allerdings auch Zurückgreifen auf chinesische Traditionen; Sun Diktator der Partei; Tschiang Kai-schek bildet das Heer aus, Borodin die Propagandisten. Chinesisch-sowjetischer Vertrag.
- 1925 Sun Yat-sen gestorben.
- 1926 Nationalistischer Vormarsch im Yangtsetal gegen die nördlichen Generale.
- 1927 Einsetzung der Volksregierung; Bruch Tschiang Kai-scheks mit seinen kommunistischen Verbündeten; Errichtung einer nationalistischen Regierung in Nanking; Ausschluß der Kommunisten aus der Kuomintang. Borodin nach Moskau. Erster kommunistischer Aufstand gegen die nationalistische Autorität. Im Yangtsetal antikommunistische Aktion; »weißer Terror«. Entsendung japanischer Streitkräfte nach Schantung während des nationalistischen Vormarsches; darauf chinesischer Boykott gegen Japan.
- 1928 Nationalistische Heere in Peking; nationalistische Parteidiktatur in Nanking; dort »Organisches Gesetz« der neuen Kuomintangregierung; Kuomintang-Diktatur. Anwachsen der kommunistischen Heere als Reaktion gegen den »weißen Terror«; Errichtung kleiner kommunistischer Musterrepubliken.
- 1929 Chinesische Zollautonomie verkündet.
- 1930 Erfolglose antikommunistische Feldzüge der Nankinger Regierung.
- 1931 Aufhebung der Exterritorialitätsrechte für alle Ausländer mit Ausnahme der diplomatischen Vertreter.
- 1932 Japans Einfall in die Mandschurei.
- 1932 Japans Angriff auf Schantung.
- 1934 Der Kommunismus herrschte vermutlich über ein Drittel ganz Chinas.

VERZEICHNIS DER PERSONEN UND GEOGRAPHISCHEM NAMEN

- Afghanistan, 22
 Afrika, 7, 10, 19, 20, 39, 126, 128, 187, 303
 Ägypten, 7, 13, 14, 36, 219
 Ainu, asiatisches Urvolk, 47, 48
 Alexander der Große (356—323 v. Chr.), 24, 28, 80
 Alexander VI., Papst (1492—1503), 126, 127
 Alexandrien, 19
 Altaigebirge, 36
 Amerika, 7, 9, 10, 128, 129, 163, 164, 197, 218, 252, 261, 287, 298, 302, 314
 Amherst, William Pitt, Lord (1773—1857), engl. Staatsmann, 129
 Amoy, Handelsstadt in Fukien, 165
 Amur, Hauptstrom Ostsbiriens, 165
 Annam, Königreich in Indochina, 23, 78, 191, 219
 Antiochia, 19
 Antonius, Marcus (82—30 v. Chr.), 20
 Arabia Felix^r, 127
 Arabien, 13, 21, 127
 Asien, 7, 27—30, 32, 34, 36, 41, 121, 307, 310, 313, 320
 Asoka, indischer König (um 250 v. Chr.), 10
 Athen, 7
 Äthiopien, 127
 Atlantischer Ozean, 7, 10, 31, 39, 126, 129, 164
 Attila, Hunnenkönig († 453), 28
 Babylon, 20
 Bactria, persische Satrapie, 22
 Bantam, Reich auf Java, 160
 Basil, 37
 Batavia, niederländ. Residentschaft auf Java, 162
 Belgrad, 36
 Berlin, 210
 Bismarck, Otto, Fürst v. (1815—1898), 187
 Böhmen, 31, 36
 Bolivien, 298
 Borodin, Michael (Grusenberg) (* 1884), russ. Politiker, 233, 275, 276, 278
 Boxeraufstand, 149, 155, 197, 198, 223
 Britannien, 178—180, 193, 196
 Britisch-Malakka, 249
 Buchara, Oasenstadt im heutigen Usbekistan (Rußland), 22
 Budapest, 31
 Buddha, Religionsstifter (im 6. Jahrhundert v. Chr.), 16, 71, 72, 79
 Burlingame, Anson, (1822—1870), nordamerikan. Diplomat, 218
- Burma, größte Provinz Britisch-Indiens, 23, 32, 46, 121, 147, 174, 187, 219
 Byrd, Admiral, 127
 Cambulac siehe Peking, (32)
 Cäsar, Gaius Julius (100—44 v. Chr.), 32
 Cathay (alter Name für China), 28
 Cavendish, Sir Thomas (1555—1592), engl. Seeräuber und Erdumsegler, 163
 Chavagnac, Père de, Jesuiten-Missionar (um 1700), 132—134
 Chinesisch-Turkestan, 26, 28, 30, 148, 149
 Cobb, William, engl. Kapitän (um 1635), 127, 128
 Cochinchina, französ. Kolonie in Hinterindien, 134
 Cordier, Henri (1849—1925), französ. Sinolog, 163
 Coromandel, Ostküste Südindiens, 127
 Cortez, Hernan (1485—1547), Eroberer von Mexiko, 128
 Cypern, 36
 Dairen (Dalny), wichtiger Hafen der Mandschurei, 195
 Dalny siehe Dairen
 Dante (Alighieri) (1265—1321), größter italien. Dichter, 262
 Deutschland, 10, 31, 41, 193—196, 219, 256, 261, 298
 Dewey, George (1837—1917), nordamerikan. Admiral, 196
 Drake, Sir Francis (um 1540—1596), engl. Weltumsegler, 163
 Drawida, Rasse und Sprachengruppe in Indien, 9, 44, 46, 48
 Dschengis-Khan (1155—1227), mächtiger Mongolenfürst und Reichsgründer, 30, 32—34, 317
 Elgin, James Bruce, Lord, (1811—1863), brit. Staatsmann, Vizekönig von Indien, 182—184
 Elisabeth (* 1533), Königin von England (1558—1603), 129, 164, 317
 England, 13, 42, 115, 164, 165, 174, 181, 187, 193—195, 261, 262, 287, 302, 303, 317
 Euklid, griech. Mathematiker (um 300 v. Chr.), 218
 Euphrat, 21
 Eurasien, 7
 Finnland, 298
 Fischerinseln, siehe Pescadores
 Formosa, 44, 140, 162, 165, 184, 189, 193
 Frankreich, 13, 31, 36, 41, 115, 181, 187, 191—196, 219, 261, 262, 287, 290, 291

VERZEICHNIS DER PERSONEN

- Franz von Assisi (1182—1226), 36
 Fu Hsi, erster Herrscher Chinas (sagenhaft), 55
 Fukien, kleinste, reichste Provinz Chinas, 37, 140, 269
 Futschou, Hauptstadt der Provinz Fukien, 218
 Gama, Vasco da (1469—1524), portugies. Seefahrer, 39, 158
 Gautama, indischer Name des Buddha, 25
 Gelber Fluß (der Huang-ho), 43—45,
 55—59, 61, 64, 65, 141, 150, 151, 269,
 283, 307
 Genua, 157
 Georg III. (1738—1820), König von England, 116, 119, 129, 221
 Georgien, asiatisches Reich, 30
 Goa, portugies. Besitzung in Vorderindien, 167
 Gobi, Wüste in Zentralasien, 209
 Goldene Horde, siehe Kip
 Gran, Stadt in Ungarn, 31
 Grant, Ulysses (1822—1885), Präsident der Vereinigten Staaten von 1869—1877, 189
 Gregor X., Papst von 1271—1276, 34, 36
 Griechenland, 47, 298
 Großbritannien, 119, 120, 180, 195
 Groß-Khan, siehe Ogatai
 Hainan, größte Insel Chinas, 184
 Han-Dynastie (202 vor—220 nach Chr.), 23, 24, 62, 75—79, 81, 82, 90, 91
 Hangtschou, Hauptstadt der Provinz Tschekiang, 27
 Hankou, Handelsstadt in der Provinz Hupe, 182, 184, 196, 227, 228, 235,
 244, 256, 276, 278, 279
 Havanna, Hafen auf d. Sandwichinsel, 196
 Hawaii, größte der Hawaii-Inseln, 223
 Hay, John (1838—1905), nordamerikan. Staatsmann, Staatssekretär, 197
 Heinrich II., der Fromme, Herzog von Schlesien, gefallen i. d. Schlacht bei Wahlstatt 1241, 31
 Himalaya, 30, 41, 44, 269
 Hira, Stadt am Euphrat, 21
 Holland, 162, 174
 Holländisch-Ostindien, 162
 Hongkong, chines. Insel, 177, 178, 180,
 194, 196, 217, 223, 260
 Honolulu, Hauptstadt der Hawaii-Inseln, 216
 Hope, chines. Provinz, 249
 Hsia, von Yü gegründete chines. Dynastie (etwa 2200 v. Chr.), 57, 59, 74
 Hsien Feng, chines. Kaiser (um 1850), 199
 Huang Ti, der Gelbe Herrscher (um 2704 v. Chr.), 55, 56
 Hunan, chines. Provinz, 144, 227, 269,
 273
 Hupe, chines. Provinz, 148, 227
 Hu Schih, chines. Student, 262
 Ibsen, Henric (1828—1906), norweg. Dichter, 265
 Indien, 8—10, 13, 14, 16, 17, 19, 21, 22,
 24, 25, 27, 28, 37—39, 42, 44, 46, 48,
 52, 58, 71, 79, 80, 115, 122, 127, 128,
 157—159, 164, 165, 174—176, 187,
 219, 302—304, 313
 Indochina (Hinterindien), 41, 46, 187,
 194, 196, 246
 Indus, Hauptstrom Hinterindiens, 30
 Isabella I., die Katholische (1451—1504), Königin von Spanien, 39
 Italien, 31, 41, 187, 196, 256, 262
 Iwan III. Wassiljewitsch (1440—1505), Zar von Rußland, 30
 Japan, 10, 23, 32, 41, 42, 44, 47, 48, 52,
 127, 128, 140, 155, 157, 166, 167, 188—
 196, 198, 202, 214, 219, 220, 223, 224,
 246, 247, 256, 260—263, 266, 286, 287,
 291, 298, 300, 303, 304, 307—320
 Jarkand, Oasenstadt i. d. Provinz Singkiang, 30
 Java, wichtigste der Großen Sunda-Inseln (Niederl.-Ind.), 127, 128, 160,
 162, 163
 Java Major, siehe Java
 Jingo, japan. Kaiserin (um 203), 166
 Joffe, Adolph (1883—1927), sowjetruss. Diplomat, Gesandter in Peking, 274,
 275
 Johann von Monte Corvino, erster kathol. Missionar in China, Erzbischof von Khan Balig (um 1280), 37
 Jung Lu, chines. Regierungsbeamter (um 1900), 205—207
 Kaifeng, Hauptstadt der Provinz Honan, 150
 K'ang Hsi, chines. Herrscher der Mandschu-Dynastie (um 1660—1723), 134, 137, 169, 170
 Kang Teh, chines. Kaiser (ab 1934), 201
 Kansu, chines. Provinz, 78, 142
 Kanton, Hauptstadt der Provinz Kwangtung, 19, 21, 121, 124, 129, 155, 159—
 161, 164—167, 171—177, 180, 182,
 206, 217, 220, 223, 225, 232, 234, 246,
 256, 260, 261, 273—276, 278
 Kanton, Fluß in China (Perlfluß), 164,
 175, 209

- Kao Yao, chines. Justizminister (um 2550 v. Chr.), 58
 Kap der Guten Hoffnung, 127
 Karakorum, mongolische Residenz im 13. Jahrh., 30, 36
 Karl der Große (768—814), 10
 Karl I. (1600—1649), König von England, 127, 128
 Karl V. (1500—1558), römisch-deutscher Kaiser (1519—1556), 63
 Kaschgar, früherer Stadtstaat in Ostturkestan, 30
 Kaspisches Meer, 30
 Khan Balig, siehe Peking
 Khitan(s), mongol. Volk, 28, 30, 34
 Khoten, altes asiatisches Reich, 30
 Kian, Stadt in der Provinz Kiangsi, 281
 Kiangsi, chines. Provinz, 269, 278, 281
 Kiangsu, chines. Provinz, 269
 K'ien Lung, chines. Kaiser (1736—1796), 92, 119, 120, 140, 141, 153, 170, 221, 231
 Kin(s), alttungusisches Volk, auch ‚Goldene Horde‘ genannt, 30
 Kitai (russ. Name für China), 28
 Kiukiang, Stadt in der Provinz Kiangsi, 184
 Klein-Amerika, 127
 Kolumbus, Christoph (1446—1506), 10, 19, 34, 39, 126
 Konfuzius (um 551—um 479 v. Chr.), chines. Philosoph, 25, 60, 62, 66—74, 79, 123, 222
 Korea, japan. Halbinsel, 23, 121, 166, 167, 174, 187, 188, 190—193, 219, 314
 Kowloon (Kemlung), Stadt bei Hongkong, 196
 Koxinga, revolutionärer Kämpfer für die Ming-Dynastie († 1662), 138, 140, 162, 165
 Krakau, 31
 Kuang Hsü, chines. Schein-Kaiser († 1908 in Gefangenschaft), 200, 220
 K'uantschou, Ort an der chines. Küste, 160
 Kuba, 219
 Kublai-Khan, mongol. Herrscher (1260 bis 1294), Enkel Dschengis', gründet 1270 Nguan-Dynastic, 1280 »Kaiser von China«, 10, 32—38, 75, 121, 123, 224, 318
 Kukunor, Salzsee in der Provinz Tsinghai, 209
 Kuyuk, Nachfolger Ogotais (1246—1251), Enkel Dschengis', 32, 36
 Kwangsi, chines. Provinz, 22, 168
- Kwangtschouwan, französ. Pachtgebiet auf der Halbinsel Lei-tschiou, 196
 Kwangtung, chines. Provinz, 22, 168, 269, 270, 273, 276
 Kweitschou, südwest-chines. Provinz, 78
 Lancashire, nördl. Grafschaft in England, 303
 Laotse, chines. Philosoph, Begründer der taoistischen Schule (um 400?), 72—74
 Lenin, Wladimir Iljitsch (1870—1924), Gründer der Sowjetrepublik, 274
 Liaoitung, Halbinsel der Südmandschurie, 192, 193, 195
 Li Hung-tschang (1823—1901), chines. Staatsmann, Vizekönig in Kanton, 188, 191, 192, 198, 202—207, 218, 221, 222
 Lissabon, 157, 161
 Liu K'un-ji, Vizekönig im Yantse-Tal (um 1900), 202, 206
 Liu Pang, chines. Kaiser (im 2. Jahrh. v. Chr.), 77, 78, 84
 Liutschiu-Inseln, japan. Inselgruppe bei Formosa, 32, 174, 188, 189, 314
 Lolo(s), Völkergruppe in China, 45
 Lombardie, 37
 London, 210
 Ludwig IX., der Heilige (* 1214), König von Frankreich (1226—1270), 36, 37
 Lyon, Konzil von (1274), 36
 Magalhães, Fernão de (1480—1521), spanischer Seefahrer, 161
 Mähren, 31
 Makao, portugies. Pachtgebiet in Südkina, 161, 162, 164, 171, 174—178, 215, 216
 Malaiische Halbinsel, siehe Malakka
 Malaiische Staaten, Schutzstaaten auf der Halbinsel Malakka, 41, 46
 Malakka, Halbinsel, südlichster Teil Hinterindiens, 19, 39, 159, 174, 187
 Mallindia (Madagaskar), französ. Insel im Indischen Ozean, 127
 Manchester, 303
 Mandschu(s), ostasiat. Volk, ehemals Abteilung der Kin, 26, 28, 52, 58, 91, 201, 205
 Mandschu-Dynastie (1644—1912), 83, 91, 92, 138, 140—146, 150, 152, 153, 162, 165, 166, 169, 174, 197, 200, 201, 208, 216, 220—229, 231, 240, 258, 260, 261
 Mandschukuo, 74, 300
 Mandschurei, nordöstl. Teil Chinas, 78, 155, 184, 187, 192—196, 201, 231, 246, 247, 249, 255, 278, 300, 313—317

- Mangu, Nachfolger Kuyuks (1251—1260), Enkel Dschengis-Khans, 32, 37
 Manhattan, Insel, Stadtteil von New York, 128
 Manilabucht, 196
 Marcus Aurelius (Mark Aurel) (* 121), röm. Kaiser (161—180), 20
 Marx, Karl Heinrich (1818—1883), Sozialist, 284
 McCartney, Lord, engl. Gesandter in China (um 1795), 116, 119, 129, 182
 McNair, Harley, 174
 Meyi-Kaiser (1868—1912), japan. Kaiser, 311
 Mekka, 159
 Mencius, chines. Philosoph (im 4. Jahrh. v. Chr.), 66
 Mesopotamien, 13, 14
 Mexiko, 298
 Miao(s), chines. Urvolk, 45
 Ming-Dynastie (1368—1644), 38, 52, 75, 83, 90, 138, 140, 142, 162, 164, 166, 167, 169, 217, 224
 Mittelmeer, 7—10, 15, 16, 19, 20, 27, 31, 34, 48, 56, 58, 157
 Mittelmeerländer, 15, 20, 24, 79
 Mogulreich, Reich in Indien, gegr. 1526, 10
 Mohammed (570—632), 122
 Molucco-Eilande (die Gewürzinseln, Molukken), 127
 Mongolei, 27, 30, 33, 34, 78, 209, 318
 Montezuma (um 1469—1520), Aztekenkaiser, 128
 Morse, H. B., 142
 Moskau, 31, 233, 274, 278
 Mo Ti, chines. Philosoph (etwa um 500), 72—74
 Mukden, Hauptstadt der Provinz Fengtien, 232
 Nagasaki, japan. Hafenstadt, Kriegshafen, 308
 Nanking, 45, 140, 166, 168, 179, 184, 217, 229, 230, 235, 266, 278—282, 296, 307
 Nan-tschang, Hauptstadt der Provinz Kiangsi, 168, 278, 279
 Napoleon I. (* 1769), Kaiser der Franzosen (1804—1815), 32, 92
 Negrito(s), Ureinwohner der Philippinen, 44
 Nepal, Königreich im Himalaya-Gebiet, 174
 New York, 210
 Nganhwei, Provinz in Mittelchina, 269
 Nikolaus II., Aleksandrowitsch (* 1868), Kaiser von Rußland (1894—1917), 187
 Nil, 17
 Ningpo, Hafenstadt in Tschekiang, 21, 160
 Nordamerika, 41
 Nü Kua, schwesterl. Gattin des Fu Hsi, 55
 Nurhatschi, Mandschu-Eroberer (um 1500), 201
 Ogotai, Groß-Khan, Sohn Dschengis-Khans (1229—1241), 31—33
 Omar I., Kalif (634—644), 27
 Ordos-Wüste, Steppenlandschaft in China, 43
 Österreich, 31, 298
 Ostindien, 127
 Ostsee, 30
 Otham, Kalif, 27
 Pamir, Hochland in Zentralasien, 174
 Paris, 263
 Paulus, der Heidenapostel († etwa 64), 25
 Pazifik, 161
 Peiping, seit 1928 Name für Peking, 79, 85, 98, 165, 209
 Peking, 32, 34, 35, 37, 45, 89, 98, 105, 124, 132, 138, 141, 143, 144, 147, 150, 152, 159—161, 165, 168—170, 176, 180—184, 188, 190, 192, 196, 199, 202—206, 211, 220, 255, 227—232, 235, 246, 250, 256, 257, 262, 263, 276, 279, 280
 Perry, Commodore, Matthew Calbraith (1794—1858), amerikanischer Seefahrer, erzwang 1854 die Öffnung der japanischen Häfen für USA., 190, 307, 309, 311
 Persien, 24, 26, 122, 127, 175, 298
 Pescadores (Fischerinseln), japan. Inselgruppe in der Formosa-Straße, 162, 193
 Peter der Eremit, 146
 Philipp II. (* 1527), König von Spanien (1555—1598), 161
 Philippinen, Inselgruppe des Malaiischen Archipels, 41, 44, 161, 163, 167, 196, 313
 Pirez, Thomé, portugies. Gesandter in China (um 1520), 159—161
 Polen, 31, 36, 219, 298
 Polo, Marco (1254—1324), ital. Reisender, 34—37, 126, 157
 Polo(s), die, Vater (Nicolo) und Onkel (Matteo) des Marco P., Handelsreisende, 34, 35, 37
 Port Arthur, japan, Hafenstadt auf der Liaotung-Halbinsel, 192, 195
 Porto Rico, Antillen-Insel, 164
 Portugal, 126, 127, 161

- Praxiteles, griech. Bildhauer (um 400—um 330 v. Chr.), 80
 Purpurberge (bei Nanking), 217
 P'u-yi, letzter Kaiser der Tsch'ing-Dynastie, 1932 widerstrebend zum Oberhaupt von Mandschukuo erhoben, 74
 Raleigh, Sir Walter (um 1552—1618), engl. Seefahrer und Schriftsteller, 164
 Ricci, Matteo (1552—1610), italien. Missionar (Jesuit), 122, 131, 132, 168, 169, 218
 Richard Löwenherz (* 1157), König von England (1189—1199), 34
 Rizan, Ort im heutigen Mittelböhmien, 31
 Rom, 7, 15, 19, 20, 28, 37
 Rotes Meer, 20, 38, 127, 157
 Rousseau, Jean Jacques (1712—1718), französ. Schriftsteller u. Philosoph, 131
 Rußland, 27, 30, 36, 129, 148, 157, 165, 174, 181, 187, 188, 190—195, 233, 235, 284, 285, 287, 298, 314, 318
 Schang-Dynastie (etwa 1800—1200 v. Chr.), 59
 Shanghai, Hafen- u. Handelsstadt in der Provinz Kiangsu, 138, 156, 166, 180, 183, 209, 218, 244, 246, 247, 256, 263, 274, 276—278
 Schang K'uan, Insel, siehe St. Johann
 Schansi, nordchin. Provinz, 75, 107, 256
 Schantung, Halbinsel, nordchines. Provinz, 21, 33, 77, 150, 184, 194—196, 209, 249, 263, 307, 314—316
 Schen Nung, chines. Herrscher (Nachf. Fu Hsia), 55
 Schensi, nordchines. Provinz, 43, 60, 94, 142, 283
 Schi Huang Ti (Kaisertitel des ersten Ts'in-Kaisers), Begründer der Ts'in-Dynastie, 61—65, 74, 75, 77, 78, 82, 84, 90
 Schimonoseki, Hafenstadt auf der japan. Insel Hondo, 192
 Schlesien, 31
 Schun, chines. Herrscher im 3. Jahrtausend v. Chr., 56—58, 66, 77, 90
 Schwarzes Meer, 30
 Serica, griechisch. Name für China, 19
 Shaw, George Bernard (* 1856), engl. Schriftsteller u. Dramatiker, 265
 Shidehara, japan. Minister des Äußeren (um 1930), 316
 Siam, Königreich in Hinterindien, 19, 23, 32, 41, 174, 249
 Sian, Hauptstadt der Provinz Schensi, 25
 Sibirien, 41, 165, 174, 187, 191, 314
 Sinim (röm. Name für China), 24
 Smith, Adam (1723—1790), engl. Philosoph u. Volkswirtschaftler, 308
 Sokrates (470—399 v. Chr.), griech. Philosoph, 71—73
 Soothill, Prof., 31
 Sowjetrußland, 274—276
 Spanien, 21, 31, 126, 161, 196
 Staunton, Sir George Leonard, Sekretär der McCartney-Gesandtschaft (um 1793), 116, 162
 Stein, Sir Aurel (* 1862), engl. Archäologe und Asienforscher, 22
 St. Johann, Insel bei Kanton, 159, 160, 167
 St. Lorenz-Insel, Insel im Beringmeer, 127
 Südamerika, 41, 128, 161, 303
 Südsee, 10, 115, 128, 303
 Südmandschurei, 192, 193
 Sui-Dynastie (589—619), 75
 Sumatra, Insel im Malaiischen Archipel, 21, 127
 Sundy, Straße von, 127
 Sung-Dynastie (960—1126), 75, 83
 Sun Wen, siehe Sun Yat-sen
 Sun Yat-sen (Sun Wen) (1866—1925), Arzt (Dr. Sun), Parteiführer, »Vater der Republik«, 91, 215—217, 220, 223—226, 228—235, 240, 241, 260—262, 274, 275
 Sutschou, chines. Stadt, 166
 Swatau, Hafenstadt an der Hankiang-Mündung, 184
 Szetschuan, innerchines. Provinz, 61, 77, 78, 141, 227, 251, 252, 256, 261, 283, 311
 T'ai P'ing-Aufstand (1852—1864), 52, 58, 91, 138, 143—150, 182, 216, 221, 240, 259, 307
 T'ai Tsung, chines. Kaiser (um 650), 26
 Taiyun, Stadt in der Provinz Schansi, 256
 Tamerlan (1336—1405), asiat. Eroberer, 10, 29, 32, 38
 Tanaka, Japaner, Führer der »starken Politik« (um 1927), 316
 T'ang-Dynastie (618—907), 75, 83
 Theodosius der Große (* 347), röm. Kaiser (379—395), 27
 Thomas, Apostel, 24
 Tibet, 22, 92
 Tientsin, Hafenstadt in der Provinz Hope, 181, 184, 202, 222, 244
 Tokio, 261, 298, 311, 316
 Tokugawa, japan. Shogun-Dynastie, gegr. 1603 von T. Iyesasu, 307—312
 Tokugawa Iyesasu, Shogun, 312
 Tongking, französ. Schutzgebiet in Hinterindien, 78

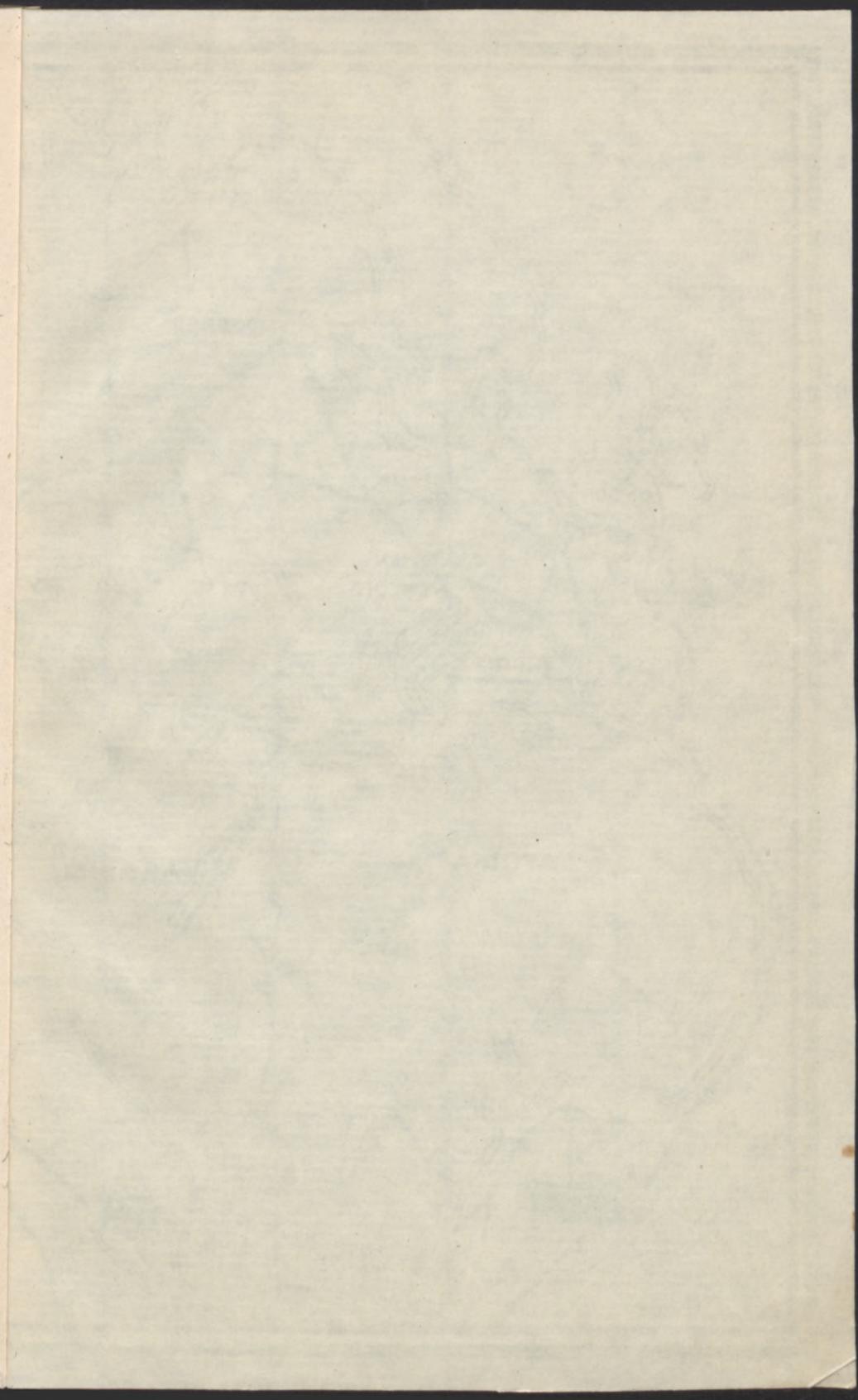
- Tsai Yuan-pei, Leiter der Universität Peking (um 1917), 262
 Ts'ao Ts'ao, (stürzte die Han-Dynastie), 81
 Tschang Kia-nau, Vizegouverneur der Bank von China (um 1917), 262
 Tschang K'ien, der »Wegöffner«, chines. Forschungsreisender (um 140 v. Chr.), 21, 22, 79
 Tschang Tschih-tung, Vizekönig im Yangtse-Tal (um 1900), 202, 206, 207, 219—222
 Tschang Tso-lin, (1876—1928) chines. Marschall und Staatsmann, 1927/28 Diktator, 231
 Tschechoslowakei, 298
 Tschekiang, chines. Küstenprovinz, 269
 Tschengtu, Hauptstadt der Provinz Szetschuan, 256
 Tschiang Kai-schek (* 1888), chines. Marschall und Staatsmann, 1928 Präsident der nationalen Regierung, 276—280, 282
 Tsch'ing-Dynastie (Mandschu-Dyn.), 74, 75
 Tschinkiang, Hauptstadt der Provinz Kiangsu, 184
 Tschou-Dynastie (1122—256 v. Chr.), 10, 57, 59—61, 65, 90
 Tsch'u, chines. Geschlecht, 61, 77
 Tsch'un, von Tse Hsi bestimmter Regent, 207
 Tseng Kuo-fan, siegreicher Bekämpfer des T'ai Ping-Aufstandes (um 1860), 144, 145, 202, 207, 218
 Ts'in, barbar. Teildynastien, 23, 61, 62
 Ts'in-Dynastie (221—207 v. Chr.), 75
 Tsingtau, Hafenstadt im Gebiet Kioutschou, 196
 Tso Ts'ung-tang, Gefährte des Tseng (um 1855), 202, 218
 Tung-Dynastie (620—905), 75
 Tungku, chines. Stadt, 281
 T'ung Tschi, Sohn Tze Hsis, chines. Kaiser (1873—1875), 200
 Tung Tscho, Herrscher der Han-Dynastie, 81
 Türkei, 148, 175, 176, 219
 Tze An, erste Gemahlin des Kaisers Hsien Feng († 1881), 200
 Tze Hsi (1835—1908), Gemahlin des Kaisers Hsien Feng, aus der Sippe Yehonala, 199—208, 220—223, 226—228, 231, 294
 Ungarn, 31
 Usher, James (1581—1656), Bischof, irischer Theologe, 54
 Venedig, 35, 157
- Vereinigte Staaten, 14, 17, 115, 127, 151, 174, 181, 183, 188, 189, 196, 197, 210, 218, 223, 233, 251, 252, 262, 303, 318
 Wang Mang, Herrscher aus der Han-Dynastie, 81, 82, 91
 Washington, 155, 197, 290, 295, 315
 Weddell, John, engl. Kapitän (um 1640), 164
 Wei, Fluß in China, 43, 59—61
 Weihaiwei, Hafenstadt auf Schantung, 195
 Wen, erster Kaiser der Tschou-Dynastie, 90
 Wien, 10, 31
 Wilhelm II. (* 1859), Deutscher Kaiser (1888—1918), 187
 Williams, Dr. Wells, Chinaforscher, 183
 Wood, Benjamin, engl. Kapitän (um 1595), 164
 Wu, chines. Kaiser, 91
 Wu Pei-fu (* 1873), General, chines. Heerführer, 274
 Wycliffe, John (1328—1384), Vor-Reformator, 262
 Xavier, St. Franziskus (1506—1552), Jesuit, Apostel der Inder, 167, 168
 Yakub Beg, Mohammedaner-Führer (um 1875), 148, 149, 202
 Yalu, Fluß in China, 192
 Yangtse, Fluß in China, 45, 46, 56, 58, 59, 61, 78, 142, 143, 145, 147, 148, 150, 151, 180—184, 194, 196, 206, 207, 211, 227, 228, 233, 251, 252, 261, 268, 269, 273, 275, 276, 279
 Yao, chines. Herrscher im 3. Jahrh. v. Chr., 56—58, 90
 Yedo (früherer Name für Tokio, s. d.)
 Yedo-Bai, 307
 Yehonala, siehe Tze Hsi, 199
 Yü, chines. Herrscher, Gründer der Hsia-Dynastie (um 2200 v. Chr.), 56—59, 74, 90
 Yuan (Ngüan)-Dynastie (Mongolen-Dynastie) (1270—1368), 75, 83
 Yuan Schi-K'ai, chinesischer Staatsmann, erster Präsident († 1916), 91, 191, 200, 207, 222—223, 228—232, 234, 264
 Yung Tschang, chines. Kaiser (um 1730), 175
 Yünnan, chines. Provinz, 22, 78, 147, 148, 196
 Zentralasien, 10, 11, 13, 15, 16, 19, 21—23, 33, 38, 41, 43, 45, 46, 60, 78, 79, 143, 147, 148, 157, 174, 187, 209
 Zoroaster (Zarathustra), altiranischer Religionsreformer, 26, 122

INHALTSVERZEICHNIS

Geleitwort des Verlegers	Seite	5
1. Kapitel: EINE ANGEMESENNE PERSPEKTIVE		7
1. Massenwanderungen		8
2. Der grundlegende Unterschied		12
3. Wiederherstellung der Ebenbürtigkeit		17
2. Kapitel: ÜBER DIE SCHRANKEN HINWEG		19
1. Aus alten Zeiten		19
2. Religionsreisen		24
3. Der Kessel von Asien		27
4. Mittelalterliche Begegnungen		34
5. Wiederhergestellte Verbindung		38
3. Kapitel: CHINA UND DER CHINESE		41
1. Wer sind die Chinesen		43
2. Fluten über China		51
4. Kapitel: DER BAU DER MAUER		54
1. Yao, Schun und Yü		56
2. Tschou und Ts'in		60
3. Vereinigung		62
4. Die Große Mauer		63
5. Aufsteigende Zivilisation		65
6. Philosophien		66
7. Vergängliche Dynastien		74
8. Die Han-Renaissance		76
9. Ein Zwischenspiel		81
10. Grundlegende Stabilität		82
5. Kapitel: INNERHALB DER MAUER		85
1. Die Grundlage der Autorität		87
2. Die beherrschenden Gruppen		94
3. Die Technik der Justiz		107
4. Die neuen Probleme		111
6. Kapitel: GEGENSEITIGER DÜNKEL		114
1. Geringschätzige Duldsamkeit		116
2. Herrische Beharrlichkeit		126
3. Die »Schändlichkeiten des Heidentums«		130
4. Dünkel gegen Dünkel		137
7. Kapitel: IN EINEM TAL DES WIRRWARNS		138
1. Werdender Aufruhr		141
2. Die große Katastrophe		142
3. Zwei andere Katastrophen		146
4. Überschwemmung und Dürre		150
5. Chinas Unglück		152

8. Kapitel: DER DURCHBRUCH	155
1. Durch die Hintertür	156
2. Wiederholte Berührungen	158
3. Religiöser Dünkel	167
4. Im Jahre 1800	171
5. Der erste Stoß	174
6. Der zermalmende Schlag	181
7. Japan gesellt sich zu den Angreifern	187
8. Der Höhepunkt	194
9. Kapitel: DER DYNASTISCHE ZUSAMMENBRUCH	199
1. Mißbrauchte Gewalt	202
10. Kapitel: DIE NEUEN STRÖMUNGEN	209
1. Die Einsicht erwacht	211
2. Geburtswehen	213
11. Kapitel: WIEDERAUFBAU DER REGIERUNG	215
1. Bohren von innen her	217
2. Angriff von außen	223
3. Zurück zu chinesischer Art	229
12. Kapitel: EINIGE MÄCHTIGE EINFLÜSSE	239
1. Nach außen gerichtete Denkart	240
2. Kräfte, die den Wandel fördern	248
3. Eifrige Jugend	259
13. Kapitel: DER NEUE AUFSTAND	268
1. Geographie und Psychologie	269
2. Rußland greift ein	274
3. Der Bruch	277
4. Die rote Flut	279
14. Kapitel: ZERBRÖCKELN WESTLICHER VORRECHTE .	286
1. Eine veränderte Einstellung	287
2. Ungeschickte Tarifmaßnahmen	289
3. Untauglichkeit der Extritorialität	292
4. Wirtschaftliche Rückschläge	299
5. Der Baumwollzyklus	302
6. Chinesische Bedingungen	305
15. Kapitel: DIE NEUE BEDROHUNG	307
1. Vorbereitet	307
2. »Offenkundige Bestimmung«	312
16. Kapitel: ZUSAMMENARBEIT ODER UNHEIL	319
Zeittafel	322
Verzeichnis der Personen und geographischen Namen	329







An den Leser!

Wenn Sie über die Neuerscheinungen unsres Verlages stets kostenlos und unverbindlich unterrichtet sein wollen, so senden Sie bitte die anhängende Karte ausgefüllt ein. Wir schicken Ihnen dann jeweils unsren ausführlichen, illustrierten Jahrestkatalog und von Zeit zu Zeit Sonderprospekte.

Unsre Bücher erhalten Sie in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und überall im Ausland, wo es überhaupt deutsche Bücher zu kaufen gibt. Nur wenn der Bezug aus irgendwelchen Gründen auf Schwierigkeiten stößt, wollen Sie sich, bitte, wegen der Lieferung direkt an den Verlag wenden.

WILHELM GOLDMANN VERLAG LEIPZIG

Wirtschaftspolitischer Dienst, Berlin, 28. April 1936:

„Weltpolitisches Denken setzt aber ein Wissen um weltpolitische Tatsachen und ihr geschichtliches Werden voraus. An diesem Wissen fehlt es leider in unserem Volke noch sehr stark, und zwar besonders auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik... Was fehlt, ist das kurzgefaßte, klarverständliche Buch... Diese Lücke zu schließen, hat der Wilhelm Goldmann Verlag durch die Herausgabe seiner neuen Bücherreihe

»WELTGESCHEHEN«

unternommen... Der Verlag ist bemüht, den aktuellen Fragen der Gegenwart energisch auf den Leib zu rücken.“

»Weltgeschehen«, jeder Band gebunden M. 1.50

Bisher sind erschienen:

Gerhard Herrmann
Die Dardanellen

Gerhard Herrmann
Gibraltar

Gerhard Herrmann
Der Suezkanal

Walter Pahl
**Der Energie-
haushalt der Erde**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

WILHELM GOLDMANN VERLAG LEIPZIG

Walter Pahl
**Afrika zwischen
Schwarz und Weiß**

Gerhard Menz
**Der Kampf
um Nordchina**

Weitere
hochaktuelle Bände
in Vorbereitung!

Der — die — Unterzeichnete wünscht kostenlos und unverbindlich die Zusendung der Kataloge und der jeweiligen Neuigkeitsverzeichnisse des Wilhelm Goldmann Verlages. Besondres Interesse besteht für die nachstehend angekreuzten Gebiete:

- Wirtschaftspolitische Bücher
- Geschichtswissenschaftliche Werke
- Literarische und Gesellschafts-Romane
- Flieger-Bücher aus aller Welt
- Abenteuer-Romane aus aller Welt
- Detektiv-Romane

Name:

Stand:

Ort:

Straße:

Bitte deutlich schreiben!

Raum für Mitteilungen

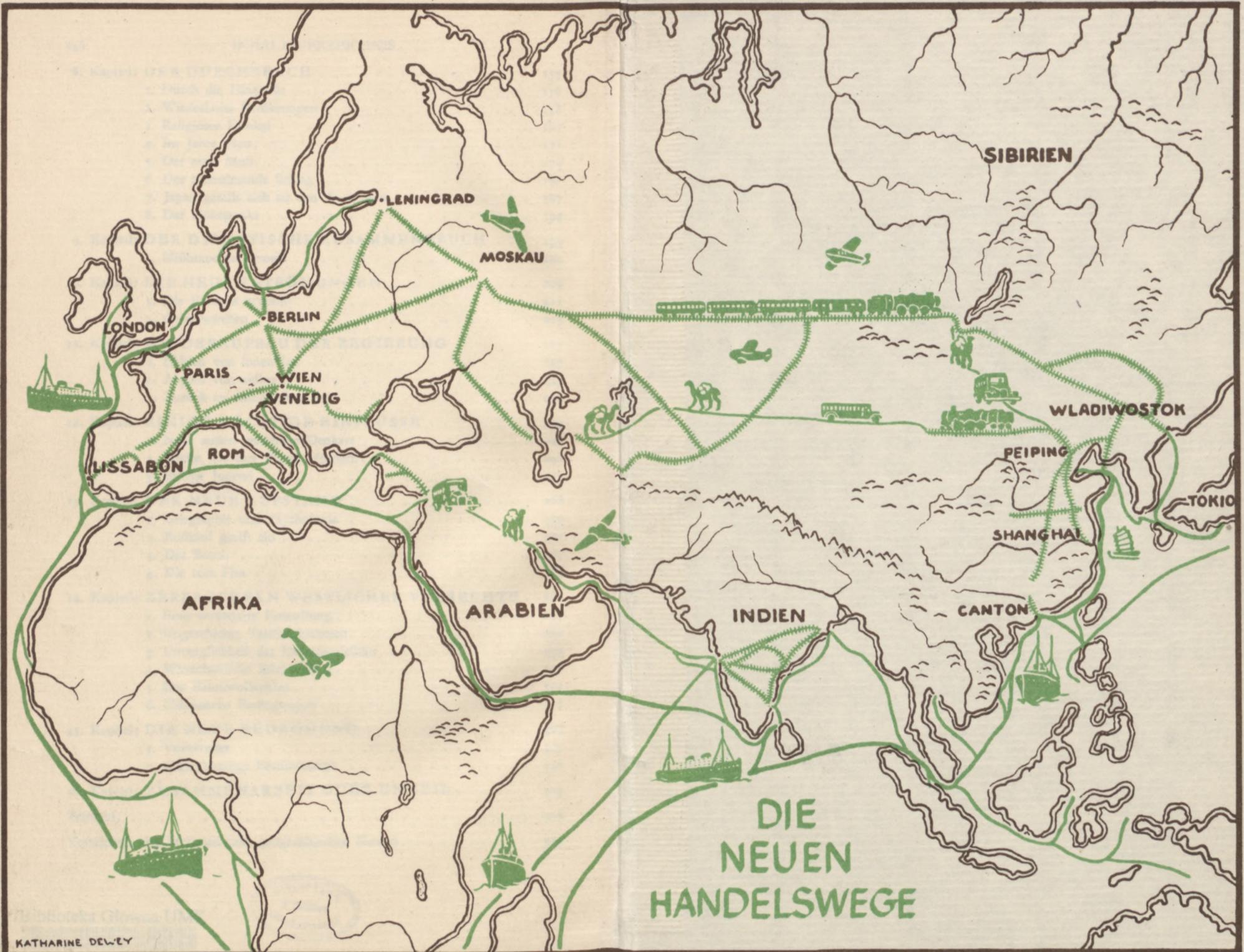
DRUCKSACHE

AN DEN

WILHELM GOLDMANN VERLAG

LEIPZIG O 5

KOHLGARTENSTR. 20



Biblioteka Główna UMK



300052360394